nisse
nß:
ers.
-78

<36635033780015

Erlebnisse

eines

Preußischen Offiziers in Russischen Diensten

während des

Türkischen Krieges 1877/78.

Von

Richard Graf von Pfeil,
Major und Bataillons-Kommandeur im Grenadier-Regiment Kronprinz Friedrich Wilhelm (2. Schlesisches) Nr. 11.

Mit einer Skizze.

Berlin 1892.
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68–70.

Vorwort.

Die nachfolgenden Schilderungen sind zusammengestellt aus Briefen, die ich während des Feldzuges fast täglich an die Meinigen schrieb, wie aus einem sorgfältig geführten Tagebuch, in welches ich alle Ereignisse und Bemerkungen eintrug, die ich nicht der russischen Feldpost anvertrauen wollte. Ich hatte es mir zum Grundsatz gemacht, alle irgendwie wichtigeren Ereignisse und Unterredungen sofort niederzuschreiben, mochte ich auch noch so müde sein. Nur auf diese Weise können meines Erachtens die Schilderungen bewegter Zeiten völlig der Wirklichkeit entsprechen. Läßt man auch nur wenige Tage vergehen, so schwindet die Deutlichkeit der Begebnisse einigermaßen aus der Erinnerung, und die Einbildungskraft versucht die Lücken zu ersetzen. Sonderbeziehungen, Gefühls- und Stimmungsäußerungen fallen natürlich aus diesen für die Oeffentlichkeit bestimmten Erzählungen fort, sofern sie nicht unmittelbar in die Schilderungen gehören.

Wenn ich, besonders am Anfang, mich bei Beziehungen zu Persönlichkeiten aufhalte, die mit den eigentlichen Kriegserlebnissen nur losen Zusammenhang haben, so thue ich dies, um darzulegen, wie ein Mann in so schwieriger Lage, wie damals ich, darauf angewiesen ist, sich, wo es auch sei, Freunde zu machen und deren Beistand in dankbarer Anerkennung zu benutzen.

Wo ich, soweit als möglich offen, russische Verhältnisse bespreche, kann ich dies vollkommen mit den Gefühlen der Dankbarkeit vereinigen, die ich für diejenigen russischen Kreise bewahre, zu denen ich in Berührung trat. Rußland ist zu groß, um nicht neben Licht auch Schatten vertragen zu können.

Breslau, Juni 1892.

Der Verfasser.

Inhalt.

1. Von Schlesien nach Petersburg.

Am 30. August 1877 erhielt ich, damals in Charlottenbrunn weilend, eine Drahtnachricht des preußischen Militärbevollmächtigten, Generallieutenants v. Werder, aus dem russischen Hauptquartier Gorni-Studen in Bulgarien, welche mir die Erfüllung meines Wunsches ankündigte, in die russische Feldarmee einzutreten. Ich sei bei der augenblicklich im Balkan befindlichen 9. Infanterie-Division angestellt, solle jedoch nach dem Kriegsschauplatz über Petersburg reisen, um dort nähere Anweisungen einzuholen.

Am 3. September verließ ich Gnadenfrei, wo ich von den Meinigen Abschied genommen, besorgte in Breslau mehrere zu meiner Feldausrüstung nothwendige Gegenstände und reiste von dort nach meinem vorläufigen Reiseziel Petersburg ab. Bis Posen fuhr ich in Begleitung eines alten Polen, mit dem ich mich sehr gut über den Aufstand von 1863 unterhielt. Neben uns saß ein Herr, wie es schien im Anfang der Fünfziger, mit einer sehr hübschen jungen Frau, der sich bald lebhaft an unserer Unterhaltung betheiligte, durch seine Aussprache den Polen verrathend, und mit einer solchen Kenntniß über die inneren Verhältnisse des Aufstandes, politischen Beziehungen, Beschaffung der Waffen, Wirksamkeit der geheimen Volksregierung sprach, daß es einleuchtete, wie er selbst theilgenommen haben müsse; schließlich erwähnte er sogar, er sei in einem Gefecht verwundet worden. In Lissa stieg er aus, und mein Reisegefährte sagte mir, daß es der bekannte Führer der Aufständischen Taczanowski gewesen. So begann meine Reise gleich mit einer wissenswerthen Bekanntschaft.

In Kreuz mußte ich zwei Stunden warten und lernte dort einen jungen Kaufmann aus Schlesien, Namens Bornhäuser, kennen, der, in einem großen Petersburger Chemikaliengeschäft angestellt, sich dorthin begab. Seiner freundlichen Aufforderung folgend schloß ich mich ihm an, zumal er mir, bei meiner Unkenntniß der russischen Sprache, auf der Reise nur nützlich sein konnte.

Die weitere Reise auf deutschem Boden bot keine besondere Abwechselung, und am 4. September Abends betrat ich in Wirballen zum ersten Male den Boden meines neuen Heimathslandes. Noch entsinne ich mich, wie ich mir damals, die Größe des russischen Reiches vor Augen führend, sagte, daß, wo ich soeben erst Schlesien verlassen, meine nächste Grenze — China sei. In Wirballen wurde der Zug gewechselt und das Gepäck untersucht. Dem ersten russischen Offizier, den ich erblickte, einem zum Glück deutsch sprechenden Gendarmeriehauptmann, stellte ich mich als „Kamerad" vor und bat ihn, mir mit meinem Gepäck keine Schwierigkeiten zu machen, da ich wirklich nichts Steuerbares mit mir führe. Dieser Bitte kam er bereitwillig und liebenswürdig nach, und meine Koffer wurden überhaupt gar nicht geöffnet. Nach langem Aufenthalt fuhr der Zug ab. Als Reisegefährten hatte ich den schon genannten Kaufmann Bornhäuser, einen Freund desselben und eine den Beiden aus Petersburg bekannte, sehr gesprächige Dame, die uns fortwährend unterhielt. Sie erzählte uns, sie sei zum zweiten Male Wittwe; ihre beiden Männer seien genau fünf Jahre mit ihr verheirathet gewesen, hätten den gleichen Geburtstag gehabt und schließlich sogar denselben Todestag. Gewiß, wenn die Erzählung wahr, ein seltsames Zusammentreffen von Umständen! Viel wurde natürlich auch über die Stimmung im russischen Volke gesprochen, die der augenblicklich sehr ungünstigen Kriegslage und der großen Verluste wegen eine recht gedrückte war. Auch haarsträubende Beispiele von Unterschleifen wurden erzählt.

Die vom Zuge durcheilte Gegend machte mir einen trübseligen Eindruck; eine endlose Ebene und niedriger Wald; zu beiden Seiten

der Bahn hier und da Dörfer aus den elendesten Lehmhütten bestehend. Auf den Bahnhöfen herrschte reges kriegerisches Leben: Züge mit Truppen kamen oder gingen ab; die Stimmung der Mannschaften schien mir eine sehr gedrückte zu sein; ich vermißte die fröhliche, jubelnde Begeisterung, wie ich sie 1866, namentlich 1870, in Deutschland gesehen; ganz besonders aber fiel mir auf und empörte mich die gänzliche Theilnahmlosigkeit der Bevölkerung, auch als wir schon Polen verlassen und im eigentlichen Rußland waren. Am 5. September traf ich Abends in Petersburg ein und stieg im Gasthof „Demut" ab, wo ich für theueres Geld ein kleines Zimmer bekam.

Folgenden Tages war mein erster Gang zum deutschen Botschafter Generaladjutanten v. Schweinitz, dem ich bereits von früher bekannt war und der sich für meinen Eintritt ins russische Heer verwandt hatte. Nach einem sehr freundlichen Empfang theilte er mir mit, daß er noch nichts Amtliches über meine Anstellung habe, nur einen Brief General v. Werder's und eine vorläufige Benachrichtigung des Generalstabschefs Graf Heyden. Dabei erfuhr ich auch, daß nur wenige deutsche Offiziere zur Einstellung angenommen worden seien, weil der russische Kriegsminister im Grunde dagegen sei. Hierauf theilte der Botschafter dem Generalstabschef Graf Heyden meine Ankunft mit und bat diesen, zu bestimmen, wann ich mich bei ihm melden solle. Vom Botschafter ging ich zu dem Prediger der dortigen Brüdergemeinde Pastor Hans, an den ich durch den meiner Familie befreundeten Prediger Erxleben — damals in Breslau — empfohlen war. Ich traf Prediger Hans nicht, wohl aber den Vertreter des Petersburger Herrnhuter Kaufmannsgeschäfts, Herrn Türstig. Er empfing mich aufs Freundlichste und erbot sich, mir während meines Aufenthaltes in Petersburg mit Rath und That beizustehen. Dieses Anerbieten hat Herr Türstig treulich gehalten, und heute noch denke ich mit den Gefühlen wärmster Dankbarkeit an meine Aufnahme bei ihm und seiner Familie, die damals in Staraja

Derewnja, etwa eine Meile von der Stadt entfernt, auf dem Lande lebte. Denselben Tag noch siedelte ich aus dem theueren Gasthof in ein Gastzimmer des Türstigschen Hauses in Petersburg über.

Durch Vermittelung der deutschen Botschaft hatte ich inzwischen amtlich meine Ernennung zum Hauptmann im 33. Jeletzkischen Infanterie-Regiment erfahren und begab mich nun zum Generalstabschef Graf Heyden, einem liebenswürdigen, etwas schwerhörigen Herrn, der, obwohl er, wie es hieß, ganz fertig deutsch sprach, sich doch mit mir auf französisch unterhielt. Genau erkundigte er sich nach meiner Betheiligung am deutsch-französischen Kriege und sagte mir dann — wohl mehr als höfliche Redensart — ich käme in eins der vorzüglichsten russischen Regimenter, welches sich eben erst bei Lowtscha ganz ausgezeichnet geschlagen habe.*) Auch äußerte er sich, daß, soviel er wisse, man sich seit gestern (6. September) Mittags schlüge, da die Türken die verlorene Stellung bei Lowtscha wiedererobern wollten. Von großem Interesse schien es ihm zu sein, die in Preußen über den Verlauf des Krieges herrschenden Ansichten zu vernehmen. Er behielt mich über eine halbe Stunde bei sich und entließ mich dann auf das Freundlichste. Ein Adjutant begleitete mich auf den Flur und war nun weit liebenswürdiger gegen mich als vorher im Vorzimmer. Nachmittags folgte ich dann der Tischeinladung des deutschen Botschafters nach Sergjewo, wo ich mit einigen preußischen Herren speiste und etliche Stunden in anregender Unterhaltung verbrachte.

Tags darauf begab ich mich nach dem Generalstabsgebäude, um Näheres über meine Anstellung zu erfahren in der Meinung, ich könne dort ebenso handeln, wie ich es in solchem Falle in Berlin gethan haben würde, d. h. irgend einen Offizier

*) Wie ich später erfuhr, war dies ein Irrthum des Generalstabschefs, denn mein Regiment befand sich auf einem ganz anderen Theil des Kriegsschauplatzes.

fragen, denn ich wollte nur wissen, ob ich als Hauptmann 1. oder 2. Klasse, als Kapitän oder Stabskapitän angestellt sei. Da lernte ich zum ersten Male die Weitläufigkeit der russischen Kanzleibehörden kennen. Der Kanzleidiener wies mich an einen Schreiber; letzterer an einen Oberst, der jedoch erklärte, dringend beschäftigt zu sein. Durch ein Trinkgeld wurde der Schreiber bewogen, mich zu einem anderen Stabsoffizier zu führen. Dieser hatte aber von den mich betreffenden Verhältnissen keine Ahnung, und als ich ihm sagte, ich sei bereits bei Graf Heyden gewesen, dieser wisse genau Bescheid, er möge doch durch ihn Näheres zu erfahren suchen, erschrak der Stabsoffizier ordentlich und meinte, das sei ganz unmöglich; dagegen hoffe er mir bis übermorgen auf meine Frage Antwort ertheilen zu können. Ein anderer Adjutant Graf Heydens, Oberst Schebeko, konnte mir gleichfalls nicht helfen, versprach mir aber, Erkundigungen einzuziehen, worauf ich dann für den folgenden Tag abermals zu Graf Heyden bestellt wurde. Welche Weitläufigkeiten wegen der kleinsten Umstände!

Graf Heyden beauftragte persönlich einen Oberst, mir zur endlichen Erledigung meiner Angelegenheiten, zur Erlangung der nothwendigen Gelder und Papiere, beizustehen. Dieser verschaffte mir auch nach großer Mühe mehrere Papiere, von denen er mir sagte, ich möge sie nur morgen in der dritten Abtheilung des Kriegsministeriums vorzeigen, dann würde ich sofort abgefertigt werden. Hoffnungsvoll begab ich mich folgenden Tages dorthin und fand mich auch mit meinen wenigen russischen Brocken, mit Deutsch und Französisch, bis zum Abtheilungschef zurecht, einem Oberst, der französisch gar nicht, deutsch so gut wie gar nicht sprach. Hier wurden mir nun alle möglichen Schreiben aufgesetzt; manche mußte ich unterschreiben, andere zu mir nehmen, was etwa 1½ Stunden dauerte.

„Nun wirst Du Dein Geld bekommen“, dachte ich. Aber als die Schreiber fertig waren, sagte man mir:

„Jetzt müssen Sie zur Generalintendantur gehen; dort werden

Sie abgefertigt werden." In dem Generalintendanten fand ich einen liebenswürdigen alten Herrn, der die Schreiben alle mit großer Aufmerksamkeit durchlas, mit Bemerkungen versah und mehrfach zustimmend mit dem Kopf nickte. Von diesem glaubte ich nun sicher das Geld zu erhalten. Hier vergingen aber $^3/_4$ Stunden, während welcher die Schreiben in die verschiedensten Hände wanderten und ich dem alten Herrn meine Gedanken über die Lage bei Plewna auseinandersetzen mußte. — Nachdem er die Schriftstücke zurückerhalten und ich mich vollständig mit ihm ausgesprochen zu haben glaubte, wagte ich die schüchterne Frage, ob ich nun mein Geld erhalten könne. „Gott bewahre", sagte der Alte, „jetzt müssen Sie zur Kriegsintendantur gehen; dort werden Sie aber gleich abgefertigt." Hier fand ich einen Oberst mit ausgesprochen jüdischem Gesichtsausdruck, der nur russisch sprach, gleichfalls aber sehr freundlich war. Ich wartete fast eine Stunde; dann kam er mit einem französisch sprechenden Offizier wieder und gab mir die Papiere zurück. — „Was soll ich?" fragte ich. „Nun müssen Sie zur Hauptkasse gehen, da werden Sie Ihr Geld erhalten."

Das war mir doch zu arg! Die Hauptkasse lag weit entfernt, und dort hätte ich sicherlich wieder warten müssen. Ich schilderte meine Lage, sagte, wie ich zu Pontius und Pilatus geschickt worden sei, und bat, ob ich nicht gleich hier an Ort und Stelle mein Geld erhalten könne. — Große Berathung! Es verging eine halbe Stunde; endlich wurde ich ausgezahlt und erhielt hundert Rubel Einkleidungsgelder und hundert Rubel Reisegelder bis Kischenew, von denen ich meine Reise bis dorthin bezahlen mußte. Zugleich wurde mir mitgetheilt, daß mein Gehalt als Kapitän, d. h. als Hauptmann 1. Klasse, 366 Rubel betrage. Ich hatte in der Heimath immer von den hohen russischen Gehältern sprechen gehört und fragte sehr erfreut: „Monatlich?" „Nein, jährlich", war die ebenso kurze wie niederdrückende Antwort.

Am 16. September zog ich zum ersten Male die russische

Uniform an. Es waren ernste Gedanken, die mir in diesem Augenblick kamen. So schlug ich die Losung auf und fand die für mich so passenden Worte:

„Laß das Buch des Gesetzes nicht von Deinem Munde kommen, sondern betrachte es Tag und Nacht, auf daß Du haltest und thuest alle Dinge nach dem, das darinnen geschrieben steht.

Alsdann wird Dir's gelingen in Allem, was Du thust, und wirst weislich handeln können." Jos. 1. 8.

Der Lehrtext war:

„Habe Acht auf Dich selbst." 1. Tim. 4. 16.

Als ich so in meinem Herzen der Heimath Lebewohl sagte, hörte ich neben mir bekannte Klänge, die kleine Glocke des Betsaales, welche zur Kirche rief. Noch einmal in eine deutsche Kirche, noch einmal in einen Betsaal der Herrnhuter, der mich an mein liebes Gnadenfrei erinnerte. Prediger Hans sprach ergreifend über das Textwort: „Herr, stärke meinen Glauben", wobei er natürlich auch auf den Krieg überging, von den Frauen sprach, die ihre Gatten, von den Kindern, die ihre Väter, von den Eltern, die ihre Söhne, von den Schwestern, die ihre Brüder in dieser Gefahr wußten. Bald aber führte mich das Kirchengebet „für unseren Allergnädigsten Kaiser Alexander II." dahin, wo ich mich eigentlich befand, wohin ich ja jetzt gehörte.

Nach Beendigung des Gottesdienstes war ich zu einem Abschiedsessen in der Familie des Herrn Türstig geladen, an welchem viele Mitglieder der Herrnhuter Gemeinde theilnahmen. Gegen Ende des Mahls sprach Herr Türstig:

„Ich spreche, so glaube ich, nicht nur in Eurer Aller Namen, sondern auch in Eurer Aller Herzen, wenn ich hier unserem lieben Freund und verehrten Tischgenossen, der uns morgen verläßt, ein recht inniges und herzliches Lebewohl zurufe. Der Herr möge ihn in den schweren Gefahren, denen er entgegengeht, gnädig be-

hüten und ihn aus diesem Kriege glücklich zurückführen, auf daß wir ihn dann wiederum in unserer Mitte sehen mögen und demnächst vereint mit den Seinen. Das walte Gott."

So verließ ich Petersburg mit den wohlthuendsten Eindrücken.

---

2. Von Moskau nach Bukarest.

Die Nachtfahrt von Petersburg nach Moskau bot weiter nichts Erwähnenswerthes. Sehr unbequem war es mir, wenn mich Jemand anredete und ich dann die sichtbare Verwunderung oder das Mißtrauen bemerkte gegen einen russischen Offizier, der so gut wie gar nicht russisch sprach. Ich half mir in solchen Fällen stets sofort, um weitere Fragen zu vermeiden, mit dem auswendig gelernten Satz, ich sei preußischer Offizier gewesen u. s. w. Bei meiner Ankunft in Moskau trat ein junger Mann an mich heran, fragte mich nach meinem Namen und stellte sich mir dann als Angestellter des Herrnhuter Geschäfts in Moskau vor, von dessen Vertreter Herrn E. geschickt, um während meines Aufenthalts in Moskau als Begleiter zu dienen. Mit ihm begab ich mich nach der Wohnung des Herrn E., wo ich ein Zimmer für mich bereit wußte.

Der Freundlichkeit jener Herrnhuter Familie verdankte ich einige angenehme Tage in der alten Zarenstadt, die aber bereits so oft beschrieben, daß ich mich auf eine Schilderung nicht einlassen will. Am 21. September reiste ich von Moskau ab, reichlich mit allerlei Liebesgaben meiner freundlichen Wirthe versehen. Herr E. erwartete mich auf dem Bahnhof mit einem seiner Geschäftsleute, einem Russen, der so begeistert war über meinen Entschluß, für Rußland zu kämpfen, daß er den Wunsch hegte,

mich zu sehen. Auf dem Bahnhof gab er zu einer Art Volksauflauf Veranlassung, dessen Mittelpunkt ich war; denn er hielt, einen Becher mit Champagner in der Hand, eine so begeisterte Rede auf mein Wohl, daß alle im Wartesaal Anwesenden, von gleicher Begeisterung ergriffen, mich umringten, mir die Hände schüttelten, mich küßten, mit einem Worte mir in jeder Beziehung ihre Zuneigung bewiesen, so daß ich froh war, als ich, diesen Liebesbezeugungen entronnen, glücklich im Wagen saß und der Zug abdampfte.

Die Eisenbahnfahrt durch das südliche Rußland bietet wenig Erwähnenswerthes. Nur bei Kiew ist die Gegend wunderschön; der Dnjepr dort bereits ein mächtiger, breiter Strom; die hochgelegenen Ufer sind bewaldet, und aus dem Grün blicken Klöster und Kapellen mit vergoldeten Kuppeln; nach der endlosen Ebene erscheint Kiew wie eine Oase in der Wüste. Hervorheben muß ich die ausgezeichneten Bahnhofswirthschaften mit reichlicher Auswahl vortrefflich zubereiteter Speisen. Die Wirthe kennen die Gewohnheiten der russischen Reisenden, die Langeweile der Fahrt durch Essen und Trinken zu kürzen; einzelne Herren stiegen auf allen größeren Haltestellen aus, tranken dort einige Schnäpse und aßen tüchtig. Bei Kiew hielt ein von der Kaiserin eingerichteter Zug zur Beförderung der Verwundeten, mit allen nur denkbaren Bequemlichkeiten ausgestattet. Ueberflüssig erschienen mir die seidenen Decken auf den Offiziersbetten.

Unterwegs befreundete ich mich mit einem jungen deutschen Kaufmann Cornelius, einem Neffen des bekannten Professors, der mit seiner Frau nach Odessa reiste, wo er einem größeren Geschäft vorstand. Herr Cornelius war mir durch die russische Sprachkenntniß sehr nützlich, denn ich kam öfters mit meinem schlechten Russisch in Verlegenheit. Dem Armen wurde unterwegs seine Brieftasche mit 800 Rubel, Paß und Fahrkarten gestohlen, so daß ihm nur gerade so viel Geld übrig blieb, um bis Odessa zu gelangen. Ob seine sofort angestellten Bemühungen, wieder in

Besitz des gestohlenen Gutes zu gelangen, erfolgreich waren, weiß ich nicht.

Im selben Abtheil mit uns fuhr ein für den Krieg freiwillig eingetretener russischer Reiteroffizier, der uns durch sein wildes, einem Rübezahl ähnelndes Aussehen auffiel. Auf seinem Koffer stand „Jean de Wissanowski“, und als solcher machte er sich auch mit uns bekannt. Durch die ungeschminkten Schilderungen seiner Kriegsthätigkeit brachte er uns eigenthümliche Begriffe über die Pflichttreue der russischen Reiteroffiziere bei, die, wie ich später kennen lernte, zum Glück für Rußland nicht alle Herrn Jean de Wissanowski gleichen. Er war nach dem Donau-Uebergang Ordonnanzoffizier bei seinem Regimentskommandeur und klagte, wie viel er habe reiten müssen, da er zwei gute Pferde gehabt, der Regimentsadjutant jedoch nur schlechte. Bald sei er jedoch klüger geworden, habe seine Pferde verkauft und sich ein schlechtes Pferd aus der Schwadron genommen, so daß ihn der Regimentskommandeur nicht mehr geschickt habe. Seit einigen Wochen sei er schon vom Kriegsschauplatz und seinem Regiment entfernt, irgend eines Auftrages wegen, den er in Rumänien auszuführen gehabt. Dieser sei längst beendigt; doch habe er sich selbst Urlaub gegeben und einige Wochen in Rußland verbracht. — Man stelle sich vor, daß dieses Alles stattfand zu einer Zeit, in der es für die russischen Waffen sehr schlecht stand, während der, so zu sagen Jedermann am Platze sein mußte. Auch erzählte er ganz offen, daß er es für zweckmäßig hielte, sich das Futter für seine Pferde in barem Gelde auszahlen zu lassen und es sich dann bei den Bulgaren einzutreiben; dadurch habe er schon ganz hübsche Ersparnisse gemacht, was wir ihm gern glaubten. In dieser Beziehung erzählte er überhaupt geradezu ungeheuerliche Dinge, die ich später aus eigener Erfahrung bestätigt fand, von denen Beispiele anzuführen jedoch überflüssig wäre, da diese russischen Verhältnisse ja ohnehin in Deutschland bekannt sind. Jedenfalls ist es Thatsache, daß viele Regiments-, Batterie- und Schwadronsbefehlshaber als reiche Leute

aus dem Kriege zurückkamen. Gerade solche, die das meiste Geld zusammenrafften, zeigten den wenigsten Muth vor dem Feinde. Man wird nicht gern auf Kosten seiner Ehre und seines Gewissens ein reicher Mann, um sich dann schließlich durch eine dumme Kugel todtschießen zu lassen.

In Schmerinka kamen wir 1½ Stunden zu spät an und erfuhren die doppelt unangenehme Nachricht, daß unser Gepäck in Kiew liegen geblieben sei und wir einen Aufenthalt von zwölf Stunden hätten. Nachdem wir uns Alle gehörig ausgeschimpft, mußten wir gute Miene zum bösen Spiel machen und versuchten die Zeit möglichst schnell todtzuschlagen. Es schien gerade Markt in dem kleinen südrussischen Nest zu sein; unzählige Juden, Bauern, Weiber und Männer in schmutziger Volkstracht, hielten alle möglichen Sachen feil. Zwischen ihnen liefen Schweine und Hühner umher, als ob sie mit zur Familie gehörten. Eine Art Schenke hatte einen kleinen Garten, in den wir uns setzten und Bier verlangten, da solches auf einem Aushängeschild als besonders vorzüglich gepriesen war. Man brachte ein geradezu schauderhaftes Getränk und dazu Kirschkuchen, von dem der Wirth, ein häßlicher, schmutziger Jude, versicherte, er habe ihn selbst gebacken. Natürlich blieben beide Genüsse unberührt. Schmerinka war ein Sammelpunkt für Reservisten, deren unweit des Ortes gelegenes Lager wir besuchten. Es waren dort durchweg ältere Leute, wohl meistens Familienväter, die nun bald auf den Kriegsschauplatz nachrücken mußten, und ich erfreute mich an deren ruhiger, anständiger Haltung und der Ordnung im Lager. Die Küchen waren reinlich, das Essen schien gut zu sein; Alle nahmen vor Beginn der Mahlzeit die Mützen ab und bekreuzigten sich. Von den Offizieren war Niemand zu sehen. Auf dem Bahnhof kreuzten sich häufig vom Kriegsschauplatz kommende Züge mit Verwundeten mit solchen frische Truppen nachführenden. Stumm, theilnahmlos und niedergeschlagen saßen die Mannschaften in den engen Wagen; kein fröhliches Singen ertönte; nur als der Zug abfuhr, schwenkten

die Soldaten ihre Mützen und riefen: „Prostschaite, prostschaite!“ (Lebt wohl, lebt wohl!) — aber Niemand kümmerte sich darum. Es war eine geradezu empörende Theilnahmlosigkeit im Volke, und das sollte der Krieg für die „heilige slavische Sache“ sein, den nach der Darstellung der panslavistischen Hetzer ganz Rußland verlangte! Man kann im Gegentheil behaupten, daß wohl kaum ein einziger Krieg in dem letzten halben Jahrhundert in irgend einem Lande so unvolksthümlich war wie der türkische. Die ganze, vielgepriesene Begeisterung für die unterdrückten bulgarischen und serbischen Brüder war ein von den Panslavisten in Szene gesetzter geschichtlicher Schwindel so grober Art, wie er überhaupt noch nicht dagewesen.

In Rasdjelnaja wieder mehrere Stunden Aufenthalt; der Bahnhof war überfüllt von Truppen, die erste und zweite Klasse voller Offiziere. Dort sah ich auch den bei Schipka verwundeten, mit dem Georgenkreuz geschmückten General Dragomirow, der später als einer der eifrigsten Panslavistenführer und Deutschenfeinde bekannt wurde; er war von einem Kreis von Offizieren umgeben, die seinen Erzählungen lauschten. Bald trat ein anderer General ein, der durch sein Auftreten, Aussehen und Anzug von allen Offizieren abstach; das Gesicht war noch ziemlich jugendlich, zeigte aber ein etwas gleichbleibendes Lächeln; die Augen hatten einen mehr listigen als klugen Ausdruck. Es war der bekannte General Graf Ignatjew, bisher Botschafter in Konstantinopel, einer der Haupturheber des Krieges, dessen Name damals in Aller Munde war; man weiß, welche wichtige Rolle er heute noch in der panslavistischen Partei spielt. Es hieß, er sei vom Kaiser, in dessen Hauptquartier er sich befand, „seiner geschwächten Gesundheit wegen“ beurlaubt. In Wahrheit hatte aber der über den bisher so unglücklich verlaufenen Krieg erzürnte Kaiser ihn, den Haupturheber, aus seiner Umgebung entlassen; bis zu seinem Tode hat er dem Grafen dessen zweideutiges Verhalten nicht verziehen. Ich ließ mich ihm vorstellen, und er begrüßte mich sehr

freundlich in fertigem Deutsch, wobei er mir sofort mittheilte, seine Gesundheit sei durch fortwährendes Fieber derart geschwächt, daß er auf besonderen Befehl des Kaisers einen dreiwöchentlichen Urlaub genommen habe; sollte jedoch eine wichtigere kriegerische Handlung vorgenommen werden, wozu jetzt aber keine Aussicht sei, so würde ihn der Kaiser rechtzeitig benachrichtigen, damit er zurückkommen könne. Dann fuhr er fort: „Meiner Ansicht nach, die ich aber durchaus nicht als die unbedingt richtige darstelle, werden wir nach der Eroberung Plewnas Frieden mit der Türkei machen; sie werden uns das bewilligen, was ich seinerzeit verlangt habe."

Nach einem Zwischengespräch über meine frühere Dienstzeit in Preußen fragte er: „Was denken Sie denn über unsere verschiedenen unglücklichen Versuche auf Plewna?"

Ich war über diese völlig unerwartete Frage etwas stutzig und antwortete ausweichend, es hätten meiner Ansicht nach dem Großfürsten von Anfang an mehr Truppen gegeben werden müssen, dann wären die Mißerfolge wohl vermieden worden. Da dies aber unterblieben, so wäre es vielleicht angezeigt gewesen, sofort nach dem ersten verunglückten Sturme eine förmliche Belagerung zu beginnen, sich auf keinerlei weitere Sturmversuche einzulassen und die Ankunft frischer Kräfte aus Rußland abzuwarten. Da meinte Graf Ignatjew: „Sehen Sie, das ist ganz meine Ansicht, und ich habe mich deshalb täglich mit dem Generalstabe herumgezankt, fand aber nur Gegner; und vor Allem der Krüdener, der ist an unserem Unglück schuld."*)

---

*) General Baron Krüdener, Befehlshaber des IX. Armeekorps, war allerdings an der ersten Niederlage bei Plewna schuld, weil er den Meldungen der russischen Reiterei, Plewna sei nur schwach besetzt, geglaubt und ohne besondere vorbereitende Maßregeln mit zu schwachen Kräften zum Sturme geschritten war. Für die anderen, in weit größerem Maße unternommenen verunglückten Versuche ist Krüdener jedoch nicht verantwortlich. Der deutsche Name sollte eben als Sündenbock dienen.

Auf meine Bemerkung, daß wohl Niemand der Türkei diese Widerstandsfähigkeit zugetraut, meinte er: „Gott bewahre! ich habe es lange vor Anfang des Krieges gesagt, daß der türkische Fußsoldat in der Vertheidigung der beste Europas sei.“

Darauf kam er auf die Behandlung der russischen Gefangenen durch die Türkei zu sprechen und sagte: „Sie tödten jeden Gefangenen. Jetzt führen sie in Konstantinopel vier Mann spazieren, um zu zeigen, daß sie die Gefangenen schonen; das sind aber auch die einzigen lebenden.“

Hierauf erwähnte er der verschiedenartigen Stimmung der deutschen Presse mit großer Sachkenntniß, bei welcher Gelegenheit ich ihm mittheilte, ich sei im Besitz eines soeben erschienenen, in Rußland verbotenen Werkes über die Türkei, welches die dortigen Verhältnisse sehr genau schildere, ihn allerdings recht scharf beurtheile. „Das müssen Sie mir sofort nach meiner Rückkehr geben“, meinte der Graf und fügte hinzu: „Ich halte Sie aber beim Wort.“

Alle anwesenden Offiziere wunderten sich, wer der Hauptmann sei, mit welchem sich ein so hochstehender Mann wie Graf Ignatjew so eingehend unterhalten, und die Folge war, daß bei meiner Abreise der Bahnhofsvorstand mir einen besonderen Abtheil zu drei Plätzen anwies und er wie alle anderen Beamten von ausnehmender Höflichkeit zu mir waren.

Bevor ich übrigens jene Unterredung mit Graf Ignatjew hatte, traf ich mit der Mutter eines allerdings in ganz anderer Art berühmten Mannes zusammen. Ich sah in einem Abtheil zweiter Klasse eine alte, wie mir schien, etwas unbeholfene Dame sitzen, die schon öfters um Thee gebeten, ohne solchen zu erhalten; als ich ihr das Gewünschte besorgt, dankte sie in der allerhöflichsten Weise und machte sich als Mutter des Tondichters Rubinstein bekannt. Wie es einem bei solchen Gelegenheiten immer geht, fiel mir auch nicht ein einziges Werk ihres Sohnes ein und ich behandelte dessen Tonschöpfungen nur sehr im Allge-

meinen, damit es mir nicht wie jenem ginge, der neben Goethe saß und von dessen Meisterwerk „Macbeth“ zu sprechen begann.

In Kischenew kam ich am 24. September Nachmittags an; der Bahnhofsvorstand von Rasdjelnaja, ein Gardeoffizier a. D., fuhr zufällig auch dorthin und begleitete mich zum Kommandanten. Kischenew macht einen trostlosen Eindruck. Eine Stadt von über 100000 Einwohnern, doch mehr einem großen Dorf ähnlich; Pflaster oder Bürgersteig kennt man nicht; von Gasbeleuchtung natürlich keine Rede. Wir fuhren durch die Hauptstraße in tiefem Schmutz bis zum sogenannten ersten Gasthof, eigentlich nur einem erbärmlichen Wirthshause; unterwegs begegnete man fast nur Juden, die hier die Mehrzahl der Einwohner bilden, in ihrer kennzeichnenden langen Tracht mit fettigen Locken. Den Kommandanten störte ich in seinem Nachmittagsschläfchen, erhielt, entgegen dem mir in Petersburg gemachten Versprechen, kein Geld, sondern nur eine Anweisung auf kostenfreie Beförderung bis Ungheni, d. h. bis zur rumänischen Grenze.

Im Gasthofe traf ich das Offizierkorps des eben ins Feld rückenden 1. Husaren-Regiments, von dem ich einen Fähnrich, Martynow, unterwegs kennen gelernt, der sich mir auch bei einer Gelegenheit behülflich erwiesen. Mir war nämlich beim Heraussehen aus dem Fenster meine einzige Uniformsmütze vom Winde entführt worden, so daß ich wirklich in großer Verlegenheit war, bis mir jener Fähnrich die Mütze eines Bahnhofsbeamten verschaffte. Man sah mich seitdem noch fragender an als früher, denn ein nicht russisch sprechender Offizier mit einer Bahnbeamtenmütze fiel noch mehr auf als bisher. Erst in Bukarest konnte ich mir eine neue vorschriftsmäßige Mütze verschaffen. — Jener Fähnrich stellte mich seinem Rittmeister vor und dieser mich dem Regimentskommandeur, worauf ich dann mit den Offizieren bekannt wurde, die mich sehr liebenswürdig begrüßten. Auffallend war es mir, selbst unter den jüngsten Husarenoffizieren so gar keine Lust zum Kriege zu bemerken.

Folgenden Tages erzählte mir der Bahnhofsvorstand in Kischenew, vor wenigen Tagen sei der Kommandeur der Brigade, zu welcher das Jeletzkische Regiment gehöre, hier durchgekommen, wegen schlechten Benehmens vor dem Feinde nach Rußland zurückgeschickt. Hier in Kischenew angelangt, habe er erfahren, daß seine Frau gegen ihn die, wie er wohl wußte, völlig gerechtfertigte Klage wegen Bigamie eingeleitet. Diese zwiefache Schande habe er nicht ertragen können und sich darum auf dem Bahnhof erschossen. Später erfuhr ich die Bestätigung dieser traurigen Nachricht.

Bei meiner Abreise aus Kischenew stieg ein sehr anständig aussehendes russisches Ehepaar in meinen Abtheil; er ein Mann von etwa 60 Jahren, mit langem, grauweißem Bart, den Wladimir-Orden um den Hals*); sie ein munteres, rundliches Weibchen, fortwährend in Angst, daß ihr Mann, der öfters ausstieg, den Zug versäumen könne. Wenn sie dann so durch den Wagengang eilte, da wackelte die ganze Gestalt; dabei sah sie immer seelenvergnügt aus. Anfänglich bekümmerte ich mich wenig um sie und begann unterwegs, wie ich es häufig that, einen Brief zu schreiben, was dem Pärchen Spaß zu machen schien, und so entspann sich bald eine Unterhaltung, die anfänglich französisch und später, als sie Näheres über mich erfuhren, deutsch geführt wurde. Er bot mir eine kleine Pastete, ich ihm mir in Moskau mitgegebenes Gebäck an, und so begannen wir uns ganz gemüthlich einzuleben, bis unsere Unterhaltung auf einer als gefährlich bezeichneten Bahnstrecke unterbrochen wurde, während welcher Zeit sich die kleine dicke Frau so ängstigte, daß wir kein ruhiges Gespräch führen konnten. Zwischen zwei Haltestellen war die Bahn nämlich dank Herrn Stroußberg einstigen Angedenkens auf so weichem Grunde gebaut, daß der Bahndamm der Massenbeförderung der letzten

*) Es ist nichts Ungewöhnliches, daß in Zivil reisende Russen irgend einen ihrer hohen Orden, namentlich den sehr angesehenen Wladimir-Orden, tragen; sie werden dann höflicher behandelt.

Monate nicht standhielt und bereits einige Züge wegen zu schnellen Fahrens verunglückt waren. Immerfort wurden Erde und Steine aufgeschüttet, aber ohne nennenswerthen Erfolg, so daß die Strecke wirklich recht gefährlich war und der Zug während einer vollen Stunde nur ganz langsam fahren konnte; langsamer, als ein Mensch geht. Trotzdem schwankte an manchen Stellen der Wagen derart, daß es unmöglich war, zu stehen, ohne sich anzuhalten. Nachdem diese Gefahr überwunden, wurde die kleine Frau wieder gemüthlich und erzählte von ihren Söhnen, von denen der eine, elf Jahre alt, nur für „Preußen" Interesse habe. „Er muß Sie kennen lernen", meinte sie. Ich antwortete ihr, daß ich mit Vergnügen die Bekanntschaft dieses jungen Freundes in Bukarest machen würde, und nannte meinen Namen, worauf er sich als Wirklicher Geheimer Rath Struve, einst Gouverneur von Russisch-Amerika, zu erkennen gab. Er erzählte mir, wie er seit seiner frühesten Jugend als Regierungsbeamter in Sibirien gedient, und schwärmte im Verein mit seiner Frau von dort, hob besonders die herrlichen natürlichen Straßen hervor, die weit besser seien als alle europäischen Kunststraßen, und rühmte die schnelle Art des Fahrens in Sibirien. Er hatte große Reisen in dienstlichen Angelegenheiten gemacht; einmal 14 000 Werst, etwa 2000 deutsche Meilen, zu Wagen; sicherlich habe er dort, wie er meinte, an 160 000 Werst zurückgelegt. Auf die rumänischen Beamten war er nicht gut zu sprechen, tadelte deren große Bestechlichkeit und Nachlässigkeit im Dienst. Vor einigen Tagen wandte sich Geheimrath Struve, wie er erzählte, an einen höheren rumänischen Beamten, um 50 Fuhren für die russischen Truppen zu erhalten; der Beamte schlug ihm aber seine Hülfe rund ab, vorgebend, es seien keine Fuhren zu haben. Da versprach Struve dem Beamten, außer dem üblichen Fuhrlohn, ihm persönlich für jede Fuhre 10 Francs, mithin 500 Francs zu zahlen, und in wenigen Stunden waren die Fuhren zur Stelle. Auch erwähnte er der geradezu unglaublichen Lieferungsverträge, die die russische Regierung mit der berüchtigten Ver-

pflegungsgesellschaft für das Heer, wegen ihrer drei Vorstände: Greger, Cohan und Horwitz, auch das „Drei Juden-Kollegium“ genannt, abgeschlossen habe. Die Verpflegungsgesellschaft kaufte alle Lebensmittel für Menschen und Pferde ein, bestimmte selbst die Preise und erhielt dann zu diesen selbstbestimmten Preisen 10 pCt. Zuschuß. Es läßt sich gar nicht schildern, welchen Betrügereien dadurch Thür und Thor geöffnet wurde.

Bei Ungheni fuhr der Zug über den Pruth, somit über die damalige rumänische Grenze, und ich sah die ersten rumänischen Offiziere und Soldaten, die mich an die Franzosen erinnerten, mir aber in Haltung und Anzug besser als jene gefielen. In Jassy hatte ich zum ersten Male Gelegenheit, mich über die Nachlässigkeit der rumänischen Beamten zu ärgern; der Bahnhofsvorstand, ein noch ganz junger Mensch, wies alle Beschwerden über die auf dem Bahnhof herrschende tolle Unordnung mit lächelnder Miene zurück und knackte fortwährend Nüsse, während höhere russische Offiziere mit ihm sprachen. Viele russische Offiziere mußten dritter Klasse fahren, obgleich Wagen zweiter Klasse vorhanden waren. Damals merkte ich bereits den großen Zwiespalt zwischen Russen und Rumänen, der sich später bis zur offenen Feindschaft steigerte.

Nach ermüdender Fahrt langten wir bei strömendem Regen in Bukarest an und mußten von dem ferngelegenen Bahnhof zu Fuß nach der Stadt wandern, weil gerade ein Ausstand der Droschkenkutscher war.

3. Von Bukarest nach Gorni-Studen.

Bukarest machte seinen Ruf, eine der theuersten Städte Europas zu sein, zur Wahrheit. Für ein einziges im vierten Stock gelegenes Zimmer nebst Heizung und Licht mußte ich 11 Francs

täglich bezahlen. In den Straßen herrschte reges Leben; man erblickte alle möglichen Volkstrachten, denn damals kamen Angehörige aller Länder, des Krieges wegen, nach Bukarest, um irgendwie ihr Glück zu machen; die rumänische Hauptstadt spielte ja als rückwärtige Verbindung des russisch-rumänischen Heeres eine ganz bedeutende Rolle. Russischen Truppen wie einzelnen Offizieren und Mannschaften begegnete man fortwährend; doch fand zwischen ihnen und den verbündeten rumänischen gar kein Verkehr statt. Mit Unrecht versuchten die Russen die Leistungen der Rumänen herabzusetzen, wohl um in Vergessenheit zu bringen, daß man nach den ersten Mißerfolgen bei Plewna, als es so sehr schlimm stand, aus dem russischen Hauptquartier her die Hülfe der Rumänen geradezu erfleht hatte; ohne diese wäre es auch, bei einigermaßen thatkräftigem Auftreten der Türken den Russen schlecht gegangen. Rumänischerseits wiederum erzählte man Ungeheuerlichkeiten über die russische Korpsleitung und zeigte den russischen Offizieren geradezu Verachtung. Es herrschte somit zwischen beiden Verbündeten das denkbar schlechteste Verhältniß. Vom Fürsten Carl von Rumänien — dem jetzigen König — dem das russische Einschließungsheer von Plewna unterstellt war, erzählte man sich, derselbe habe, in echt hohenzollernscher Gründlichkeit, bei einigen russischen Truppentheilen die im Stärkeverzeichniß angegebenen Zahlen mit der Wirklichkeit verglichen und dabei arge Unredlichkeiten gefunden; es seien viel weniger Mannschaften gewesen, als angegeben. Russischerseits habe man diese unerwartete Prüfung sehr übelgenommen.

Zufällig erfuhr ich, daß mein Divisionskommandeur, Fürst Sjwatopolk-Mirski sich als Kranker in Bukarest aufhalte, und beschloß, mich ihm vorzustellen. Wie man später sehen wird, war es von den wichtigsten Folgen für meine Laufbahn in Rußland, daß ich dem Fürsten persönlich bekannt wurde und ihm näher trat.

Fürst Mirski stand damals am Ende der Vierziger und hatte bereits eine glänzende Laufbahn hinter sich. Kaum ein

Jahr Offizier, erhielt er bei den Kämpfen im Kaukasus gegen Schamyl den Georgen-Orden, wurde später Flügeladjutant des Kaisers, Kommandeur des Ssemenowschen Leibgarde-Regiments, der 1. Garde-Infanterie-Brigade, Generaladjutant und, nach kaum 25 jähriger Dienstzeit, Generallieutenant und Befehlshaber der 9. Division, an deren Spitze er ins Feld rückte. Als ganz junger Mann vermählte er sich im Kaukasus mit einer Tscherkessin, d. h. er nahm sie, wie dies damals Sitte, auf ein Jahr zur Probe, um dann erst einen bestimmten Entschluß zu fassen. Doch mochte er in dieser Zeit wohl Mehreres an seiner Schönen auszusetzen gefunden haben oder es fesselte ihn, was wahrscheinlicher ist, eine andere Liebe, kurzum er gab die Betreffende mit einer Geldsumme ihren Eltern zurück und heirathete kurz darauf die Tochter des letzten Königs von Georgien, ein, wie er mir später sagte, ganz wunderschönes Wesen. Doch auch diese Ehe dauerte nicht lange, denn die junge Fürstin starb mit ihrem Kinde bei der ersten Entbindung. Diesen Verlust konnte Fürst Mirski lange nicht überwinden, und erst viele Jahre später vermählte er sich zum dritten Male mit der Tochter eines vornehmen russischen Gutsbesitzers, mit der er in reich mit Kindern gesegneter, glücklicher Ehe lebt. Er war eine auffallend schöne und vornehme Manneserscheinung, jedoch während des Krieges, durch Krankheit, Anstrengungen und Aerger über die ersten Mißerfolge sehr gealtert. In seinem Auftreten, besonders im Sprechen, machte er aber noch einen fast jugendlichen Eindruck; man merkte ihm an, daß er ein in vieler Beziehung bewegtes Leben hinter sich hatte und auch durchaus noch nicht gesonnen sei, mit diesem zu brechen.

Er empfing mich ungemein liebenswürdig und begann bald ein eingehendes Gespräch über den bisherigen Verlauf des Krieges, in welchem wir jedoch durch den Besuch des später in weiteren Kreisen bekannt gewordenen, inzwischen verstorbenen Generaladjutanten v. Drenteln, damals Befehlshaber der russischen rückwärtigen Verbindungslinien, unterbrochen wurden. Es war dies

derselbe General Drenteln, der später mit den Sicherheitsmaßregeln für das Leben Kaiser Alexanders II. betraut wurde und auf den der nihilistische Verbrecher Mirski in Petersburg einen Mordversuch machte. Ich brachte noch einen Abend beim Fürsten zu, bei welcher Gelegenheit mir dieser die große Gefahr schilderte, in der sich das russische Heer in Bulgarien bis jetzt befunden, wobei er meinte, nur Eifersüchteleien zwischen Suleiman und Mehemed Ali Pascha hätten die Russen davor bewahrt, von drei Seiten gleichzeitig angegriffen und über die Donau zurückgeworfen oder zu Gefangenen gemacht zu werden; auch jetzt sei diese Gefahr noch vorhanden, doch würden ja in wenigen Tagen das Gardekorps und andere Verstärkungen vollzählig auf dem Kriegsschauplatz eingetroffen sein. Das von Fürst Mirski Gesagte bestätigte mir Mehemed Ali Pascha später in Konstantinopel und er machte den unfähigen und feigen Suleiman Pascha dafür verantwortlich, daß dem türkischen Heere der schon sichere Sieg aus der Hand gerissen worden sei.

Folgenden Tages begab ich mich nach der Intendantur in der Kaserne Cusa — so benannt nach dem ermordeten Fürsten —, um Reisegeld zu erheben, da ich meiner Auffassung nach solches bis zu meinem Regiment hin, d. h. bis zum Balkan, zu fordern hatte, um so mehr, als es nur mit großen Kosten möglich war, Beförderungsmittel zu erhalten. Doch sagte man mir, ich habe nur bis zur Donau Reisegeld zu fordern und zwar ganze — zehn Rubel; den weiteren Weg müsse ich aus meiner eigenen Tasche bestreiten. Der Offizier, von welchem ich das Geld empfangen sollte, schlief gerade, und erst auf meinen wiederholten Befehl entschloß sich sein Bursche, ihn zu wecken. Ich hörte ein tolles Schimpfen und den Schlag eines gegen die Wand geworfenen Gegenstandes, worauf mir dann die Thüre geöffnet wurde. Wie es sich denken läßt, empfing mich der Offizier sehr unliebenswürdig, was mir jedoch gleichgültig war, griff in eine große, neben seinem Bett stehende Kiste und holte aus dieser zehn nagelneue silberne

Rubel. Ich wünschte ihm wohl zu schlafen und empfahl mich. Beiläufig bemerke ich, daß man nach einem Jahre die Entdeckung machte, jene zehn Rubel seien, ich habe niemals verstanden, aus welchem Grunde, zu Unrecht bezahlt worden, und ich mußte sie zurückerstatten.

Im Gasthof lernte ich den Prinzen Alexander von Battenberg, späteren Fürsten von Bulgarien kennen, der irgend ein Magenleiden in Bukarest ausheilte. Er war eben vom Kriegsschauplatz gekommen und sprach sich sehr unzufrieden über die Führung der russischen Truppen, namentlich über die der Reiterei aus; denn obwohl 16 Reiter-Regimenter auf der Straße von Plewna nach Lowtscha standen, gelang es den Türken doch, auf dieser nämlichen Straße eine Sendung von vielen Hundert Wagen mit Lebensmitteln nach der belagerten Stadt zu schaffen. Ich fuhr mit Prinz Battenberg zum damaligen deutschen Generalkonsul in Bukarest, Herrn v. Alvensleben, wo wir zu Mittag speisten. Es kam damals die Rede darauf, daß man russischerseits den Prinzen gern zum künftigen Fürsten von Bulgarien machen wolle; doch stritt dies der junge Fürst entschieden ab und erklärte, niemals diese Stellung anzunehmen. Als später die Ereignisse jene Worte Lügen straften, sagte ich mir, daß der damals so harmlos erscheinende junge Mann wenigstens insofern Geschick zur Diplomatie zeige, als er es verstände, die Sprache zur Verheimlichung der Gedanken zu benutzen.

Doch hatte ich es eilig, auf den Kriegsschauplatz zu kommen, kürzte daher den Aufenthalt in Bukarest so viel als möglich ab und verließ die Stadt vom Bahnhof Philaret aus, mit einer Fahrkarte nach Giurgewo. Der Zug fuhr sehr langsam und hielt überall lange Zeit, weil er fortwährend Truppen aufnehmen mußte. Auf einem Bahnhof sah ich, wie mich zwei Herren fortwährend beobachteten und über mich sprachen; endlich redete mich der eine deutsch an, meinend, er habe mit dem andern, einem Engländer, gewettet und behauptet, ich müsse ehemaliger preußischer

Offizier sein; auf meine Antwort hin war er sehr vergnügt, seine Wette gewonnen zu haben.

Um 2 Uhr Nachmittags kamen wir in Giurgewo an. Die Türken hatten eben aufgehört, von dem gegenüberliegenden Rustschuk aus die Stadt zu beschießen, was sie jeden Tag ohne besonderen Nutzen thaten; doch sagte ich mir beim Anblick der angerichteten Zerstörungen und der am anderen Donau-Ufer sichtbaren türkischen Schanzen und Lager, daß ich nun den Kriegsschauplatz betreten.

Es war gerade mein Hochzeitstag!

Zwischen Giurgewo und Simnitza, von wo aus die Brücke über die Donau nach Sistowa führte, herrschte eine Art von Postverbindung, und ich hatte mir, sachverständigem Rath zufolge, telegraphisch zwei Plätze bestellt, was immer noch bedeutend billiger war, als sich einen Wagen zu miethen. So war ich aber sicher, außer meiner Person auch mein Gepäck unterbringen zu können. Fast hätte ich es später bereut, den Weg mit der sogenannten Post in der Dunkelheit zu machen, statt in Giurgewo zu übernachten und am Tage zu fahren. Doch wollte ich so wenig Zeit als möglich verlieren.

Um 3 Uhr Nachmittags fuhr ich als einziger Reisender ab. Der Wagen war eine Art offener, viereckiger Kasten auf vier Rädern, natürlich ohne Federn, mit sechs Pferden bespannt, vorn vier, hinten zwei. Auf dem Bock saß ein sich „Kondukteur" nennender schmieriger Mensch; der Kutscher war ein Slovake oder ein Zigeuner. — So ging denn die Fahrt los, was die Pferde laufen konnten. Die Entfernung von Giurgewo bis Simnitza beträgt 52 Kilometer; ich hatte also lange Stunden vor mir, um so mehr als wir, der Nässe wie der türkischen Kugeln wegen, nicht den nächsten Weg unmittelbar längs des Donau-Ufers wählen konnten. Anfangs fesselte mich die Fahrt sehr; die hohen Maisfelder an der Donau entzogen uns den türkischen Blicken, doch sah ich mit bloßem Auge am jenseitigen hochgelegenen Ufer ihre starken

Befestigungen, das Leben und Treiben in dem vor Rustschuk gelegenen Lager; mit dem Fernglas konnte ich Soldatengruppen unterscheiden. Für gewöhnlich wurde, was man mir in Giurgewo sagte, der Anfang der von mir benutzten Straße lebhaft beschossen, weil die Türken dort Truppen vermutheten; ich wartete aber vergeblich; es fiel auch nicht ein Schuß.

Bald wurden der Weg und die Gegend trostlos; es war ein sogenannter natürlicher Weg, d. h. dadurch entstanden, daß viele Wagen auf ein und derselben Stelle gefahren sind; seine Breite war unbegrenzt. So weit das Auge reichte, erblickte man nichts als eine endlose Steppe, ab und zu von Maisfeldern unterbrochen; kein Baum, kein Strauch, nicht einmal Steine waren zu sehen. Der Kutscher fuhr in der schnellsten Gangart, nicht achtend der durch den eingetrockneten Schlamm entstandenen Wegfurchen. Da, wie gesagt, der Wagen keine Federn hatte, so war die Erschütterung durch die fortwährenden Sprünge kaum auszuhalten. So lange wir noch in der Nähe der Donau waren, erblickte ich häufig russische Feldwachen, bei jeder ein Fanal aus leicht brennbarem Stoff, um bei einem plötzlichen Angriff der Türken sofort alle nächstliegenden russischen Truppen benachrichtigen zu können. Zwischen den Feldwachen bewegten sich die Ablösungen der Posten, so daß ich, bei Beginn der Fahrt ein reges kriegerisches Leben vor mir hatte. Bald aber verließen wir die Donau, der Weg wurde ganz einsam, man begegnete keinem Menschen; nur der Wagen raste in toller Eile durch die öde Steppe. Da ich meiner verehrten Bockinhaber nicht ganz sicher war, so schnallte ich mir recht auffällig meinen Revolver um und lud ihn. Die einzigen lebenden Wesen, welche ich erblickte, waren große, grauweiße Adler, sogenannte Aasgeier, die hier und da am Wege saßen oder über uns schwebten. Einmal kamen wir bei einigen Lehmhüttten vorbei, wo uns ein gleicher Wagen mit zwei Intendanturbeamten einholte. Inzwischen war es ganz finster geworden, und nach einer Fahrt von vier bis fünf Stunden hielt der Wagen bei einer einzelnstehenden

Lehmhütte, in deren Nähe viele Pferde frei herumliefen; ob sie eingezäunt waren, konnte ich nicht sehen. Bald waren wir von einer Menge zigeunerartigen Gesindels umringt, welches, wer weiß woher, aufgetaucht war, und wechselten Kutscher und Pferde. Letzteres geschah derart, daß ein Kerl sechs der herumlaufenden Pferde an den Wagen herantrieb und sie einspannte. Der andere Wagen fuhr nun voraus; dessen Führer hielt eine Laterne in der Hand, die bei der Stockfinsterniß beiden Wagen als Beleuchtung dienen mußte. Mein neuer Kutscher, mit dem ich nun allein im Wagen fuhr, war, wie ich beim Umspannen erkannte, ein scheußlich aussehender Slovake, der natürlich kein Wort russisch, sondern nur rumänisch sprach.

Nun ging die Fahrt los; aber was für eine Fahrt!

Vorn jagte der Wagen mit der Laterne, hinter ihm der meinige; vom Wege konnte ich gar nichts sehen. Der Wagen flog in den höchsten Sprüngen, so daß ich jeden Augenblick glaubte, er müsse zusammenbrechen; auch nicht ein lebendes Wesen war zu sehen.

Da erblicke ich vor mir eine schimmernde Fläche, entweder einen Teich oder einen Fluß. Der vordere Wagen jagt durch, der meine folgt; das Wasser spritzt hoch auf, geht bis über die Räder und dringt in den Wagen. Nun mit derselben Schnelligkeit durch sumpfige Ufer wieder in einen solchen Teich, endlich in einen dritten. Die Entfernung vom anderen Wagen wird größer; das Licht der Laterne, unseres einzigen Lichtstroms, immer kleiner. Mein Slowake richtet sich auf dem Bock auf, peitscht auf die sechs Pferde, die nur so dahinfliegen, schreit und flucht in den gräßlichsten Tönen. Das Gelände beginnt wellig zu werden; der Wagen ist darum fortwährend halb im Umfallen begriffen, nur die Schnelligkeit der Fahrt scheint ihn nicht dazu kommen zu lassen.

Gott sei Dank! In nicht allzuweiter Ferne erblickt man Lichter; aber was ist es! Ein Zigeunerlager, durch welches wir müssen; wilde Gestalten drängen sich an den Wagen und folgen

ihm eine Strecke lang. Einzelne Sterne erglänzen am Nachthimmel, machen aber die Finsterniß nur noch fühlbarer. Plötzlich — halt! ein Strick ist gerissen, er wird zusammengebunden — und die vordere Laterne ist nicht mehr zu sehen. Der Kutscher flucht gräulich und peitscht, was er kann, auf die Pferde ein. Wir hatten den Weg verloren, das wurde mir klar, und er fuhr nur noch auf gut Glück zu.

Allein, in dieser Finsterniß, in der ungeheueren Ebene! Eine Waldeinsamkeit ist vielleicht unter Umständen auch aufregend, ja beängstigend, aber es liegt Poesie in ihr. In solch unendlicher Ebene jedoch kommt man sich viel einsamer als im Walde vor; es ist eben nichts als die nackte Prosa.

So ging denn das Jagen querfeldein weiter, und endlich erblicken wir, nach etwa 20 Minuten, wieder unsere Laterne. Bald sehe ich auch in weiter Entfernung Lichter; Simnitza lag vor uns; zugleich hörte ich, zum ersten Male in diesem Kriege, entfernten Kanonendonner, wahrscheinlich von Rustschuk her. In nicht allzuweiter Entfernung vernahm ich Geräusch, ähnlich wie Wagengerassel. Mein Wagen hielt einen Augenblick, da ertönte von derselben Richtung her das ängstlich klingende Rufen eines Mannes, dann gellendes Geschrei eines Weibes. Selbst auf den schauderhaften Kutscher schien dies Eindruck zu machen. Mein erster Gedanke war der, hinzufahren, doch sagte ich mir gleich, daß es bei der Stockfinsterniß unmöglich sei, den Weg zu verlassen. Wir hätten den Schauplatz der wahrscheinlich gräßlichen That doch nicht gefunden und uns jedenfalls verirrt.

Endlich, spät in der Nacht, kamen wir in Simnitza an; meine Glieder waren nach dieser aufregenden, schauderhaften Fahrt wie zerschlagen. In dem einzigen elenden Gasthof der Stadt herrschte ein wüstes Treiben. Im vorderen Zimmer erblickte man durch den dichten Tabaksqualm und den ekelhaften Fuselgeruch halbbetrunkene Offiziere und Mannschaften, Juden und liederliche Frauenzimmer, vernahm Gelächter, Kreischen und Fluchen;

in einem hinteren Raume spielten Offiziere, wie es schien um hohe Summen, Karten; ein Haufen Gold und Papiergeld lag vor dem Bankhalter. Irgend welcher Unterkunftsraum war nicht zu erlangen. Da besorgte mir ein deutschsprechender Jude eine kalte, feuchte Kammer in einem kleinen, außerhalb der Stadt gelegenen Häuschen, für 15 Francs die Nacht. Doch konnte ich von Glück sagen, daß ich überhaupt ein Unterkommen fand.

Folgenden Tages in aller Frühe versuchte ich, mir einen Wagen über die Donau-Brücke nach Sistowa zu verschaffen. Hierzu war mir ein etwas deutsch sprechender Mensch behülflich, der behauptete, serbischer Student zu sein und am serbisch-türkischen Kriege theilgenommen zu haben. Nach vieler Mühe besorgte er einen häßlichen geschlossenen Klapperkasten für 20 Francs, was, wie ich später erfuhr, sehr billig war, obgleich die Entfernung kaum 5 Kilometer betrug. Es war nicht leicht, über die den breiten, dreiarmigen Fluß bedeckende Feldbrücke zu gelangen, da in einer vom diesseitigen Brückenbefehlshaber geregelten Reihenfolge die Brücke fortwährend von Truppen, Lebensmitteltroß, einzelnen Reitern und Fuhrwerken benutzt wurde. Warum die Russen nicht schon längst eine zweite Brücke geschlagen, um den riesigen Verkehr zu erleichtern, war mir unbegreiflich. Oft mußten Fuhrwerke stundenlang warten, wenn der Brückenbefehlshaber, ein Stabsoffizier, ungnädig gesinnt war und sie nicht irgendwo einschob. Ich half mir mit einer kleinen Umgehung der Wahrheit und befahl meinem serbischen Führer, dem Brückenbefehlshaber zu melden, ich wünsche ohne Zögern durchgelassen zu werden, da ich wichtige Briefe fürs Hauptquartier mit mir führe. Der Major dachte sich wohl, daß ein nicht russisch sprechender russischer Offizier etwas ganz Besonderes sein müsse, begrüßte mich ausnehmend höflich und ließ mich allen anderen Wagen vorfahren. Vor mir überschritt gerade das Leib-Garde-Regiment Preobrashenski die Brücke; wer hätte ahnen können, daß ich demselben in kaum einem halben Jahre angehören würde!

Auf dem rechten Ufer hatte man russischerseits auch nicht das Geringste für die Instandhaltung des so viel benutzten Weges gethan, und dieser war so schlecht, daß ich ausstieg und zu Fuß ging. Warum die Türken diese steilen, anscheinend uneinnehmbaren Ufer nach so leichtem Kampfe aufgegeben, trotzdem es ihnen möglich war, sofort zahlreiche Truppen zur Hand zu haben, ist mir bis heute noch unbegreiflich. Der Uebergang muß ihnen eben völlig unerwartet gekommen sein. In Sistowa selbst, in den steilen, schmalen, schlechtgepflasterten Straßen, war kaum vorwärts zu kommen; Alles war mit Wagen jeder Art vollgestopft; kein Mensch bekümmerte sich um die Ordnung. Von irgend welchen Ordnungsmaßregeln der russischen Truppenbehörde war nicht das Geringste zu merken. Vor einigen Wochen, als nach der ersten Niederlage bei Plewna das Hauptquartier gezwungen wurde, sich von Tirnowa nach Gorni-Studen zurückzuziehen, war unter den in und um Sistowa gelegenen Truppen, infolge falscher Meldungen der Kasaken über einen türkischen Angriff, ein plötzlicher Schrecken ausgebrochen, und in wilder Unordnung drängte Alles zur Flucht über die Brücke. Es sollen damals die unglaublichsten Beweise von Verwirrung, Befehlslosigkeit und Unordnung vorgekommen sein, die erkennen ließen, wie leicht es den Türken gewesen wäre, bei entschlossenem und gemeinsamem Handeln die russischen Streitkräfte zu vernichten oder gefangen zu nehmen.

Mein erster Gang war zum Feldpolizeimeister von Sistowa, einem Oberstlieutenant, an den ich durch einen Brief des Fürsten Mirski empfohlen war. Der vielbeschäftigte Mann erwies sich mir auf diesen Brief hin behülflich, verschaffte mir in seinem eigenen Hause einen Raum, empfahl mich dem Wohlwollen seiner auf den Kriegsschauplatz nachgereisten Frau und ging selbst aus, um mir einen Wagen nach Gorni-Studen zu verschaffen. Bei der Frau, einer sehr gefallsüchtigen Dame, nahm ich ein einfaches Frühstück ein, wobei ich mich auf französisch ganz gut mit ihr unterhielt. Für Fürst Mirski schien sie eine ganz besondere Ver-

ehrung zu haben, denn ihre Augen glänzten ordentlich, wenn ich von ihm sprach. Nach einigen Stunden konnte ich fortfahren. In der vollgestopften Hauptstraße begegneten mir einige Herren, die mir auf deutsch ihre Freude aussprachen, einen russischen Offizier mit dem Eisernen Kreuze zu sehen. Ich gab mich ihnen zu erkennen, worauf sie mich sehr herzlich als Landsmann begrüßten. Einer kaufte schnell eine Flasche Kognak und reichte sie mir in den Wagen.

Der Weg nach Gorni-Studen war sehr hübsch; die Gegend weit schöner als auf dem linken Donau-Ufer. Zu beiden Seiten des Weges erblickte man in langen Reihen Truppen des Gardekorps lagernd. Der Kaiser hatte, als er Tags zuvor dort einige Gardetruppentheile begrüßte, diesen mit trauriger Miene gesagt, er habe nicht geglaubt, es nöthig zu haben, seine Garden nachkommen zu lassen.

Ins Hauptquartier Gorni-Studen gelangte ich erst bei völliger Dunkelheit. Das Meer weißer Zelte, erleuchtet durch die Lagerfeuer, war ein fesselnder Anblick; aber es wurde mir schwer, der Sprache so gut wie unkundig, mich zurecht zu fragen. Endlich erblickte ich ein großes Marketenderzelt, in dem etwa zehn Garde-Husarenoffiziere saßen und Champagner tranken. Bald verständigte ich mich mit den Wirthen, einem Franzosen und einem Elsasser, und erhielt die Erlaubniß, die erste Nacht in diesem Zelte zu verbringen.

4. Im Hauptquartier des Zaren.

Folgenden Morgens war mein erster Gang zum preußischen Militärbevollmächtigten, Generaladjutanten v. Werder, der den Zaren in den Feldzug begleitet hatte. Es war nicht leicht, sich in

der großen Zeltstadt — denn anders konnte man das Lager des Kaiserlichen und des Großfürstlichen Hauptquartiers nicht bezeichnen — zurecht zu finden, und indem ich General v. Werders Zelt aufsuchte, gelangte ich mitten zwischen die nächste Umgebung des Kaisers, Generale und Adjutanten, welche dort der Ankunft des Zaren warteten. Es war mir, der ich noch so neu in meiner Uniform, ein verlegenes Gefühl, mich durch alle jene Persönlichkeiten zu drängen, denn sie machten mir damals einen großen, wichtigen Eindruck, was allerdings in späteren Jahren durchaus nicht mehr der Fall war. Auch zog ich durch das Eiserne Kreuz und die preußischen Erinnerungszeichen die Blicke auf mich, was meine Befangenheit vermehrte. Endlich fand ich General v. Werders Zelt, dicht bei dem vom Kaiser bewohnten kleinen Häuschen gelegen. Der General sagte mir Bescheid, bei wem ich mich zu melden habe, konnte mir aber keine Auskunft geben, was man etwa mit mir vorhabe. Nach der ersten telegraphischen Benachrichtigung, ich sei „bei der 9. Division" angestellt, hatte ich irrthümlicherweise gehofft, deren Stabe zugetheilt zu werden; nachträglich bin ich sehr glücklich, daß dies nicht der Fall war; denn nur durch die schwierige Lage, in welche ich zu Beginn meiner Dienstzeit kam, war es mir möglich, den Grund zu meiner späteren, vom Glücke begünstigten Laufbahn zu legen. General v. Werder meinte, ich möge mich nur nach den nothwendigsten Meldungen sobald als möglich zu meinem Regiment begeben. Gern hätte ich mich beim Kaiser gemeldet, der mich auch sicherlich, wie es ja später so häufig der Fall, in gnädigster Weise behandelt haben würde. Dagegen war er schließlich meiner Ansicht, die Rückkehr des Großfürsten Nikolaus von Plewna abzuwarten, die in einigen Tagen erfolgen mußte. Daß ich die Rückkehr abwartete, war von zweifelloser Wichtigkeit für mich, und es ist mir heute noch lieb, daß ich es that.

Von all den verschiedenen hochgestellten Persönlichkeiten, denen ich nun meine Meldung abstattete, traf ich nur den Kriegsminister

Miljutin an, der einige freundliche Worte an mich richtete. Der damals 61 Jahre alte, langjährige und vielmächtige Kriegsminister Alexanders II. war eine kleine, unscheinbare Persönlichkeit mit weißem Haar und Bart, galt aber, was auch der Wahrheit entsprach, für einen sehr klugen Mann. Doch kann man jetzt schon beurtheilen, daß er keine großen Verdienste um das russische Heerwesen hat. Durch seine liberalisirenden Neuerungen, die sich namentlich in den Kriegsschulen bemerkbar machten, trug er viel zur Zersetzung des Offizierkorps bei, welches unter Kaiser Nikolaus I. auf einem entschieden besseren Standpunkt stand als unter dessen Nachfolger; wenn auch vielleicht die wissenschaftliche Bildung etwas geringer, so waren doch die Offiziere Kaiser Nikolaus' I. weit mehr von dem Gefühl unbedingter Kaisertreue und Pflichterfüllung durchdrungen als ihre auch nur scheingebildeten Kameraden, die nach wenigen Jahren das in den Kriegsschulen Erlernte in dem eintönigen Leben innerhalb des Regiments vergessen, jedoch den ihnen beigebrachten falsch verstandenen, für russische Verhältnisse durchaus untauglichen Liberalismus weiter ausbilden. Der rothe Panslavismus in einem großen Theil des russischen Offizierkorps, namentlich unter jetzt bereits höher stehenden Persönlichkeiten, ist mit der Schule Miljutins zu verdanken.

In Petersburg war ich an einen Kaiserlichen Flügeladjutanten gewiesen, dem ich auch Verschiedenes zu überbringen hatte. Er ließ sich mit mir bei meinen mehrmaligen Besuchen schließlich in sehr eingehende Gespräche ein, und so erhielt ich Kenntniß von dem damals, nach den großen Niederlagen vor Plewna, herrschenden, geradezu unglaublichen Gefühl der Muthlosigkeit. Wäre damals unter den Offizieren eine geheime Abstimmung gemacht worden, ob Fortsetzung des Krieges oder nicht, so hätten sicherlich drei Viertel dafür gestimmt, nach Rußland zurückzukehren und die „Bratuschkis“ (Brüderchen), d. h. die ganz gegen ihren Willen befreiten Bulgaren sich selbst zu überlassen. Auch in dem unzähligen Troß von Generalen, Adjutanten, Ordonnanzoffizieren des Kaiser-

lichen Hauptquartiers war man herzlich des Krieges satt, zumal da alle diese Nichtsthuer längst reichlich mit Orden bedacht waren. Es ist undenkbar, sich ein Hauptquartier vorzustellen mit mehr Leuten, die thatsächlich auch nicht das Geringste thaten oder leisteten, als das des Kaisers und, wenn auch in etwas geringerem Maße, das des Oberbefehlshabers Großfürsten Nikolaus. Es ist ja natürlich das Beste, wenn ein Herrscher sein Heer selbst gegen den Feind führt. Thut er dies jedoch nicht, so darf er auch nicht dauernd auf den Kriegsschauplatz kommen; er ist dann selbst in jeder Beziehung das größte Hinderniß für den sachgemäßen Gang der kriegerischen Ereignisse, erfordert eine starke Truppenmacht zur Bedeckung und schleppt außerdem ein Nest von Stellenjägern mit sich, die gern Orden erhalten möchten, ohne Kugeln pfeifen zu hören, später, nach Beendigung des Krieges, die besten Stellungen beanspruchen und oft erhalten. Es heißt doch alle Grundsätze der Gerechtigkeit auf den Kopf stellen, wenn man dafür, daß man sich in der Umgebung des Herrschers befindet, was doch an und für sich schon Auszeichnung genug ist, noch eine besondere Belohnung beansprucht. Die Verhältnisse des Zarischen Hauptquartiers sind lehrreich genug. Kaiser Alexander III. hatte die ersten Jahre seiner Regierung reichlich damit zu thun, jene dienstentwöhnten und dienstschädigenden Persönlichkeiten aus ihren hohen Stellungen zu bringen, in die sie sich eingedrängt.

Jener Flügeladjutant schilderte die mich im Balkan erwartenden Verhältnisse in nicht sehr rosigem Lichte, meinte, dort wären keine Lorbeeren zu ernten, und rieth mir, doch zu versuchen, mich dem vor Plewna stehenden Regiment „Prinz Carl von Preußen" zutheilen zu lassen. Die Truppen um Plewna seien doch mehr unter den Augen des Zaren und Großfürsten als die des Balkan; jenes Regiment aber habe große Verluste an Offizieren erlitten, so daß Aussicht auf Beförderung und Auszeichnung vorhanden sei; auch sei der jetzige Befehlshaber des Regiments ein sehr liebenswürdiger Mann, der französisch spreche und der, da er

niemals Fußtruppen befehligt, sondern stets bei der Reiterei gestanden, sicherlich gern einen ehemaligen preußischen Infanterie-offizier zur Seite haben würde. Ich entgegnete dem Flügel-adjutanten, daß ich mit Vergnügen dahin ginge, wohin man mich schicke, doch sei es nicht meine Sache, kaum in das russische Heer eingetreten, derartige Schritte für mich selbst zu thun.

Nach den großen Verlusten der Fußtruppen war es häufig der Fall, daß solche von Reiteroffizieren befehligt wurden. Viele ehrgeizige Flügeladjutanten, deren Kaiser Alexander II. gewiß an dreihundert besaß, machten eine glänzende Laufbahn dadurch, daß sie im Kriege für kurze Zeit einen Truppentheil befehligten.

Der Aufenthalt in Gorni-Studen war für mich anfänglich ein recht trauriger und einsamer, da ich so gut wie Niemand kannte und fortwährend unter Menschen lebte, deren Sprache ich nicht verstand und die sich nicht um mich kümmerten. So sehnte ich denn die Rückkehr des Großfürsten herbei und trieb mich bis dahin völlig nutzlos und ohne Beschäftigung im Lager herum. Gorni-Studen war ein erbärmliches, kleines bulgarisches Dorf mit einigen elenden Lehmhütten, die durchweg durch Stäbe und Kanzleien in Anspruch genommen waren, jedoch nicht annähernd für die überaus zahlreichen Stäbe genügten. Das vom Kaiser und dem Kriegsminister bewohnte Häuschen war einigermaßen erträglich hergestellt. Die beiden, sich im Grunde genommen feindlich gesinnten Hauptquartiere lagen durch eine Schlucht getrennt und lebten auch ganz für sich. Neben den Zelten des Großfürstlichen Hauptquartiers befanden sich, durch eine Lagergasse getrennt, die Lager der Stabswachen und vieler Truppentheile, denn die Anwesenheit des Zaren machte es nothwendig, Truppen in der Nähe zu haben, die anderswo weit besser am Platze gewesen wären. Täglich sah ich den ausschließlich aus Gewehrgriffen, Wendungen und dergleichen bestehenden, mit dem denkbar geringsten Eifer betriebenen Uebungen dieser Truppentheile zu, die nur dazu dienten, die Zeit todtzuschlagen. Einmal erblickte ich auf wenige Schritte

Entfernung den Kaiser, der sehr gealtert, angegriffen und kummervoll aussah; die von ihm für ganz unmöglich gehaltenen Mißerfolge seiner Truppen hatten auf sein Gemüth einen tiefen Eindruck gemacht, ihn geistig und körperlich gebeugt. Er lebte hier ganz als Soldat und nahm die Mahlzeiten gemeinschaftlich mit dem Hauptquartier in einem großen Zelte ein. Einige Male schon hatte er sich nach der Plewna-Stellung begeben, war namentlich Zeuge des zu seinem Namenstag, am 11. September, unternommenen großen Sturms auf die türkischen Werke, der unter so furchtbaren Verlusten zurückgeschlagen wurde und endlich die russische Oberleitung zu dem einzig richtigen Entschluß brachte, Plewna förmlich zu belagern und den Helden von Sebastopol, General Todtleben, mit der Leitung der Belagerung zu beauftragen. Todtleben war inzwischen schon vor Plewna eingetroffen und bildete einen Gegenstand des Neides für Großfürst Nikolaus, den er ja auch später in St. Stephano, als die Lage eine sehr schwierige war, im Oberbefehl ablöste.

Mein einziger Zufluchtsort war das Marketenderzelt, wo man hier und da recht buntbewegtes Leben beobachten konnte. Das Zelt war groß und gewährte völlig Platz für mehrere Tische, einen Schanktisch und Vorrathskammer. Am Schanktisch saß der Wirth, Herr Gauthier, Südfranzose, das Bild des französischen Marketenders, ein Mann in den fünfziger Jahren, der bereits in gleicher Eigenschaft den Krieg in Italien mitgemacht, während des deutsch-französischen Krieges Marketender im Hauptquartier Kaiser Napoleons war, jedoch sein Zelt zu spät abbrach und darum in Metz mit eingeschlossen wurde. Es war sehr erheiternd, ihn in seiner Lebhaftigkeit über diese Zeit sprechen zu hören. Durch und durch kaiserlich gesinnt, schimpfte er wacker auf die Verräther von Generalen und Ministern, die den stets das Beste wollenden, guten Kaiser zum Kriege gedrängt hätten. Wäre es aber nach seiner, Herrn Gauthiers, Ansicht gegangen, so hätten die Franzosen selbst nach Wörth noch gesiegt; er habe Alles

vorausgesagt, aber niemals habe man auf ihn gehört. Ich liebte es, mich mit ihm zu unterhalten; auch hatte er mich in sein Herz geschlossen, nachdem ich ihn durch Chinin aus meiner Feldapotheke vom Fieber geheilt. Doch hinderte ihn die Zuneigung zu mir nicht, geradezu unverschämte Preise zu fordern, die ich, ausschließlich auf den Besuch des Marketenderzeltes angewiesen, so sauer es mir wurde, bezahlen mußte. Das Billigste, ein Butterbrot mit Käse, auf dem jedoch meistens die Butter fehlte, kostete 1 Franc; die Flasche Bier 2½ Francs; die wohlfeilste Flasche einfachen Landweines 5 Francs. Die Gäste waren der verschiedensten Art. Gardeoffiziere, noch so neu und gut angezogen wie auf dem Newskiprospekt in Petersburg, besonders zahlreich Gardehusaren in ihren rothen, goldgestickten Attilas, kaum von den preußischen Garde-Husaren zu unterscheiden. Diese waren Herrn Gauthier die liebsten Besucher, denn an ihrem Tisch floß der Champagner in Strömen, namentlich wenn Herzog Constantin von Oldenburg unter ihnen. Montenegriner in ihrer prächtigen, malerischen Volkstracht, mit reichem Waffenvorrath in dem breiten Gürtel; Tscherkessenoffiziere in langen, schwarzen oder braunen, schlafrockähnlichen, reich mit Silber gestickten Röcken, auf der Brust die Patronenbehälter, auf dem Haupt die spitze Lammfellmütze. Herr Gauthier liebte diese Gäste nicht, denn es war schwer, sich mit ihnen, die der französischen Sprache völlig unkundig, zu verständigen; sie drohten leicht, waren unzufrieden, streitsüchtig und verzehrten wenig. Linienoffiziere aller Waffengattungen, die sich in Gegenwart der Gardeoffiziere gedrückt fühlten und in ihrem fast abgerissenen, vom Feldzuge mitgenommenen Anzug, dem langen, schlechtgepflegten Haar- und Bartwuchs, gewaltig gegen jene abstachen; ausländische Offiziere, Franzosen, Oesterreicher, Rumänen, Serben; von den preußischen Offizieren befand sich außer General v. Werder augenblicklich keiner im Hauptquartier; selbst ein japanischer Offizier kam öfters hin, der keine einzige andere Sprache als die seines Landes sprach und sich auch gar

keine Mühe gab, eine andere zu erlernen. Natürlich war er ein sehr stummer Gast, schien sich aber desto wohler zu fühlen. Beim Beginn der letzten Schlacht von Plewna legte er sich, als die ersten Kugeln zu pfeifen begannen, hinter einen Baum und schlief dort ruhig ein, wahrscheinlich in dem Bewußtsein, als Vertreter einer unbetheiligten Macht geschützt zu sein.

Auch Vertreter der Presse aller Länder traf man im Marketenderzelte, kenntlich an der Aermelbinde, auf welcher der Name der betreffenden Zeitung und die Nummer befindlich, unter der sie im Hauptquartier eingeschrieben war; es sollen deren etwa 60 gewesen sein; die höchste Nummer, die ich sah, war 46. Diese Herren machten, natürlich mit Ausnahmen, einen wenig angenehmen Eindruck. Sie waren erfüllt von ihrer Bedeutung, und manche rühmten sich wer weiß welcher, sichtbar erfundenen Heldenthaten. Man erkannte in ihnen auf den ersten Blick, den sich gern ein möglichst kriegerisches Aussehen gebenden Schlachtenbummler. Mehrere trugen russische Kriegsorden, zu welchen sie von Generalen vorgeschlagen wurden, die es liebten, ihren Namen in den Zeitungen hervorgehoben zu sehen, namentlich Skobelew gehörte zu solchen; er verdankt seinen Ruhm nicht zum Wenigsten den von ihm sehr gut behandelten und zu Orden vorgeschlagenen Berichterstattern. Viele dieser Herren, namentlich die englischen, wurden sehr hoch bezahlt und traten mit der entsprechenden Breitspurigkeit auf.

Zwischen allen diesen Gästen des Marketenderzeltes bewegten sich zwei äußerst unverschämte Kellner in schmierigen Jacken, die alle Sprachen redeten, aber keine ordentlich. Man hörte auch fortwährend in den verschiedensten Zungen auf sie schimpfen, ohne daß dies einen besonderen Eindruck auf sie zu machen schien. Zahlreiche herrenlose Hunde liefen im Zelt herum, die von den Gästen die überflüssigen Knochen bekamen und diesen hierfür ihre überflüssigen Flöhe abgaben. Dabei war der Schmutz auf dem feuchten Fußboden so groß, daß man ohne Wasserstiefel überhaupt gar nicht im Zelt sitzen konnte. Fortwährend erklang ein wüstes

Stimmengewirr; alle Stimmen übertönte aber die schrille, fortwährend auf die Kellner schimpfende des Herrn Gauthier. Diese thaten aber so, als verständen sie es nicht, behauptend, sie sprächen nur „ein gebildetes Französisch".

Ab und zu machte ich im Marketenderzelt mehr oder weniger wissenswerthe Bekanntschaften. So lernte ich an einem der ersten Abende einen Herrn Tardent aus der Schweiz kennen, der freiwillig der Gesellschaft des Rothen Kreuzes folgte. Seit zehn Jahren lebte er in Rußland und widmete sich im Kaukasus der Weinzubereitung und Weinveredelung. Damals, wo die kaukasischen und die krimschen Weine noch so gut wie unbekannt waren, sagte Herr Tardent ihnen bereits eine große Zukunft vorher und hatte sich in große Unternehmungen eingelassen, so daß ich überzeugt bin, daß er bei seinem großen Eifer und seiner Sachkenntniß jetzt, wo jene Weine sich alljährlich mehr verbreiten, gewiß ein reicher Mann geworden, was ich ihm von Herzen gönnen würde. Als ich ihn das erste Mal sah, war es in Gesellschaft der Frau jenes Polizeimeisters von Sistowa, deren ich früher vorübergehend erwähnte. Diese zog durch ihr gefallsüchtiges, lautes Wesen die Aufmerksamkeit aller Zeltgäste auf sich, um so mehr, als dieser Damenbesuch etwas ganz Neues war. Sie schien mit Herrn Tardent sehr genau bekannt zu sein und führte mit ihm eine so fade, alberne Unterhaltung, daß ich mich von dem Tische fortsetzte. Später erkannte ich aber in ihm einen sehr gebildeten Mann, der mir namentlich über die ärztlichen Verhältnisse im russischen Heere, sowie über die Einrichtung und Thätigkeit der Gesellschaft des Rothen Kreuzes recht wissenswerthe Aufschlüsse gab. Nach einigen Tagen folgte ich seiner Einladung, in seiner Kibitka zu wohnen. Diese war genau in der Art, wie sie die Kirgisen in der Steppe benutzen, aus über einem Holzgeflecht zusammengesetzten Filzplatten bestehend. Jeden Abend machten wir in der Mitte ein Feuer, dessen Rauch zu einer Oeffnung in der Decke herauszog. Solche Kibitkas sind, wenn man die nöthigen Mittel

zur Fortschaffung hat, bei weitem den Leinwandzelten vorzuziehen. Das Aufschlagen und Abbrechen geht sehr schnell; sie sind im Sommer kühler, im Winter wärmer als Zelte. Die Gesellschaft des Rothen Kreuzes führte ihrer viele mit sich.

Durch Herrn Tardents Vermittelung wurde mir der Besuch des großen Feldlazareths bei Gorni-Studen gestattet. Der Kaiser besuchte es täglich, unterhielt sich stets mit einigen Verwundeten und vertheilte unter sie Orden und Geschenke. Obwohl man somit annehmen konnte, daß dieses Lazareth das bestunterhaltene des Kriegsschauplatzes war, so konnte man doch viel an ihm aussetzen. Es mangelte besonders die liebende Sorge für die Verwundeten und Kranken und die gerade in einem Lazareth so überaus nothwendige Reinlichkeit. So lag z. B. überall blutiges und eitriges Verbandzeug herum. Die Verwundeten waren nicht von den Kranken getrennt, was bei der herrschenden Dysenterie leicht gefährlich werden konnte und auch wurde. Tardent sagte mir, daß die Aerzte sich viel zu schnell entschlössen, Gliedmaßen abzunehmen und daß die meisten Kranken, deren Glieder abgeschnitten, stürben. „Das ist Alles Fleisch für die Erde", sagte uns ein deutschsprechender Arzt, als er uns bei einem Zelt mit Schwerverwundeten vorbeiführte. Einem Unglücklichen, dem eine Kugel das Knie zerschmettert, wurde eine Eiteröffnung gemacht, wobei er jämmerlich stöhnte. Der Arzt, statt ihn mit einigen freundlichen Worten bei der schmerzhaften Behandlung zu trösten, fuhr ihn hart an: „Du heulst ja wie ein altes Weib!" An Aerzten herrschte großer Mangel. Für die 600 Verwundeten und Kranken waren nur drei Aerzte vorhanden, und das in einem täglich vom Kaiser besuchten Lazareth! Wie mochte es in den anderen aussehen! Allerdings wurden die Aerzte durch die Schwestern vom Rothen Kreuz unterstützt. Herr Tardent zeigte mir eine, ein Fräulein Romanow, die, ganz auffallend hübsch, sich erst seit Kurzem diesem Dienst gewidmet, nachdem sie ein recht bewegtes Leben aufgegeben. Eine büßende Magdalena

unmittelbar nach der Bekehrung! Uebrigens hat die Gesellschaft des Rothen Kreuzes während des Krieges Großes geleistet, trotzdem nichts im Frieden für sie vorbereitet war und sie mit den größten Schwierigkeiten, unter denen die russischen Behörden nicht die geringsten, zu kämpfen hatte. Man ließ den Kaiser stets im Unklaren über die Zahl der Verwundeten und verbarg sie vor ihm. Nach den Schlachten bei Plewna führte man die Verwundeten mit einem großen Umwege auf schlechtem holprigen Wege nach Sistowa, damit sie nicht etwa dem Kaiser begegneten und dieser Unordnungen bei der Ueberführung bemerken könnte, wie es einmal der Fall gewesen.

Zu den Persönlichkeiten, die ich im Marketenderzelt kennen lernte, gehörte auch ein rumänischer Oberst, dessen Name etwa wie Genrillir klang; ich verstand ihn nicht recht. Er hatte einen Theil seiner Jugend in Potsdam zugebracht, behauptete sogar, dort drei Monate beim Garde-Husaren-Regiment gestanden zu haben; in welcher Eigenschaft, wurde mir nicht klar. Augenblicklich war er dem Hauptquartier des Großfürsten zugetheilt. Wie alle rumänischen Offiziere, die ich kennen lernte, ähnelte er sehr den Franzosen, sprach auch in französisch-lebhafter Art über die Kriegsverhältnisse, namentlich über die Zustände um Plewna. Todtleben hatte sich in seiner Gegenwart sehr ungehalten über die Erdarbeiten der Russen geäußert, und diese bedeutend vorzuschieben befohlen. Die Rumänen waren in ihren Erdarbeiten vorzüglich, wie selbst die ihnen wenig freundlich gesinnten russischen Offiziere zugaben.

Auch die Türken führten, nach den Schilderungen des Obersten, um Plewna vorzügliche Erdarbeiten aus, wobei sie es sich aber ganz bequem machten. Die Landbewohner, besonders die Bulgaren, mußten unter Aufsicht von Soldaten, selbst im feindlichen Feuer, arbeiten; wer ausreißen wollte, wurde niedergestochen. Der Sicherheitsdienst in den Werken wurde nur zum Theil von wirklichen Soldaten gethan. Osman Pascha hatte die türkischen Land-

bewohner, die sich nach Plewna geflüchtet, mit Gewehren bewaffnet, sie in deren Handhabung belehren lassen, und ihre Verpflichtung bestand nur darin, sowie sich irgend eine feindliche Abtheilung zeigte, sofort nach der entsprechenden Richtung ein lebhaftes Schnellfeuer zu eröffnen. War die Sache wirklich ernst, so rückten die Liniensoldaten, wohl ausgeruht, mit reichem Schießbedarf versehen, ins Gefecht. Es läßt sich nicht leugnen, daß diese Art der Kriegführung Manches für sich hatte; doch war sie eben nur in einem derartigen Kriege möglich.

Nach einigen Tagen des Wartens hörte ich endlich, daß die Rückkehr des Großfürsten für den 6. Oktober bestimmt sei. Ich beschloß, mich sobald als möglich bei ihm zu melden, und benutzte den Augenblick, als er den Vorbeimarsch von Truppen der 1. Garde-Infanterie-Division abnahm. Bei diesem Vorbeimarsch fiel mir abermals der gänzliche Mangel an Begeisterung auf, der Widerwille gegen den Krieg. Oft hörte ich im Marketenderzelt von Gardeoffizieren, die doch noch nicht im Gefecht gewesen, Aeußerungen wie: „Ach, wäre ich doch glücklich erst wieder in Petersburg!“ oder: „Ich gäbe dem, der mir eine leichte Fleischwunde beibrächte, eine anständige Summe“, u. s. w. Die Verwundeten im Lazareth sprachen häufig in unwilligen Ausdrücken über die Offiziere, was sonst durchaus nicht eine Eigenschaft des russischen Soldaten ist.

Sowie der Vorbeimarsch beendet, trat ich an den Großfürsten heran, der mich sehr freundlich empfing und sich meiner aus Potsdam her erinnerte. Im Uebrigen wies er mich an seinen Adjutanten, Oberst Skalon. Dieser sagte mir folgenden Tages, der Großfürst wünsche nicht meinen Eintritt in einen Stab und glaube, es sei besser, wenn ich meinen Dienst in einem Regiment begönne. Zu diesem Zweck gab mir Oberst Skalon zwei Briefe mit: einen an meinen Regimentskommandeur und einen an einen Oberstlieutenant Skugarewski vom Generalstabe, der augenblicklich im Jeletzkischen Regiment ein Bataillon befehligte;

Beide waren angewiesen, sich meiner anzunehmen; auch solle dem Großfürsten nach einiger Zeit über mich Bericht erstattet werden. Ich war erfreut über diesen Bescheid und war auch ganz der Ansicht des Großfürsten, daß es besser sei, den Dienst unter den schwierigen Verhältnissen innerhalb eines Regiments zu beginnen, weil ich nur so die Kenntniß der Sprache und des Dienstes gewinnen konnte.

Doch sah ich nach dem, was ich während meines Aufenthalts im Hauptquartier über die Zustände im russischen Heere vernommen, meine Lage doch noch ernster an, als früher. Der vorerwähnte Flügeladjutant machte mir von den Linienoffizieren eine wenig Vertrauen einflößende Schilderung, erzählte auch viel über die Grausamkeit der Kriegführung, in welcher die Russen den Türken wenig nachständen. Nach der Erstürmung der Grivica-Schanze vor Plewna wurden alle türkischen Vertheidiger niedergestochen, keine Gefangenen gemacht, obwohl die Türken auf Knieen um Erbarmen gefleht; solche Grausamkeiten gingen von Generalen wie Skobelew aus. In den Stäben herrschte eine solche Unkenntniß der Verhältnisse, daß man mir nicht einmal den Namen meines stellvertretenden Divisionskommandeurs nennen konnte; wo sich mein Regiment im Balkan befand, wußte man nicht genau und meinte, das würde ich in Tirnowa beim Generalkommando des XI. Armeekorps erfahren.

Doch hatte ich nun im Hauptquartier nichts weiter zu suchen und war auch froh, abreisen zu können. Durch Herrn Tardents Vermittelung konnte ich mich einem nach Tirnowa gesandten Intendanturbeamten anschließen, und allein dadurch wurde es mir überhaupt nur möglich, zu Wagen fortzukommen. Am Morgen des 10. Oktober machte ich mich auf den Weg.

5. Von Gorni-Studen zum Balkan.

Jener Intendanturbeamte, war ein, wie ich bald merkte, ungebildeter, roher Mensch. Er sprach nur russisch, doch konnte ich mich schon mit ihm verständigen. Unterwegs begegneten wir einem russischen Popen, den er zu kennen schien, denn er machte mit ihm die gewöhnlichsten Witze, auf welche der Geistliche in der nämlichen Art einging. Ich bot ihm eine Cigarette an, doch nahm sich der ehrwürdige Seelsorger deren gleich ein halbes Dutzend.

Der Weg war schlecht und für seine Instandhaltung nicht das Geringste gethan. Hier, wie auch später, fiel mir der völlige Mangel an Etappen auf, und niemals empfindet man derartige Fehler mehr, als wenn man selbst darunter zu leiden hat. Wenngleich die Straße nach Tirnowa mit der wichtigste Verkehrsweg durch den Kriegsschauplatz war, so sorgte doch kein Mensch für die Weiterbeförderung einzelner Offiziere und Mannschaften, so daß diese, wenn sie nicht wie ich durch Zufall einen Wagen erhielten, sich solchen entweder für hohes Geld verschaffen mußten, oder sie blieben, was noch häufiger der Fall, irgendwo liegen. Ganz Bulgarien war damals mit herumlungernden russischen Soldaten überschwemmt, die eine wahre Plage für das Land wurden. Niemand gab nähere Auskunft über den Weg; Wegweiser waren natürlich nicht vorhanden. Jeder mußte sehen, allein fertig zu werden, was unter Umständen äußerst schwierig war, namentlich für Jemand, der der Sprache nicht mächtig.

Um 3½ Uhr Nachmittags langten wir in einem ansehnlichen, halbwegs auf Tirnowa zu gelegenen Dorfe Poskalinec an. Ich wollte gleich weiter; doch meinte mein des Weges kundiger Begleiter, dies sei sowohl wegen der Ermüdung der Pferde, als auch

wegen Unsicherheit der Straße bei Dunkelheit nicht möglich; auch die drei den Wagen zu Fuß begleitenden Soldaten zeigten sich sehr erschöpft. So beschloß ich denn zu übernachten und sah mich nach einem geeigneten Hause um, während unseren Wagen eine Menge recht unheimlich aussehender Bulgaren, mit langen Messern im Gürtel umgaben. Mein Begleiter erkundigte sich nach bewohnbaren Häusern und war dabei so roh und unvorsichtig, einen alten Bulgaren, der ihn nicht verstand, ins Gesicht zu schlagen. Dies machte die Lage ziemlich gefährlich, denn die Bulgaren wurden ob dieser Rohheit sehr unruhig; man sah, wie sie die Köpfe zusammensteckten und in großer Erregung sprachen. Sie waren ja ohnehin ihren „Befreiern" nicht grün. Ich verwies dem Beamten sein Benehmen, soweit ich dies auf russisch im Stande war; doch verstanden es die Dorfbewohner recht gut; auch schnallte ich mir recht auffällig meinen Revolver um, beschloß aber, eher weiter zu fahren als in einem Bauernhause zu übernachten, da ich von allen meinen Begleitern der einzige Bewaffnete war; die Soldaten hatten nicht einmal ihre Seitengewehre. Da das Dorf eine Kirche hatte, mußte auch ein Geistlicher dort sein, und zu diesem begab ich mich. Man denke sich etwa keine deutsche Pfarrerwohnung, sondern nur eine elende Hütte mit einer einzigen, übrigens sehr reinlich gehaltenen Stube. Der nur bulgarisch sprechende Pope, ein noch junger Mann, war nicht in seiner Amtstracht, dem langen schwarzen Gewande, sondern ähnlich wie ein Bauer gekleidet, machte aber einen würdigen, bescheidenen Eindruck.

Ich machte es mir in dem nach orientalischer Sitte ohne Sitzmöbel eingerichteten Zimmer bequem, stellte Feldtisch und Stuhl auf und legte meine Feldbettstelle zurecht. Dieses Alles, sowie ein Zelt, hatte ich mir in Gorni-Studen gekauft. Lichter besaß der Pope nicht; ich zündete von den meinigen an, bat ihn, von meinem Thee zu kochen, und lud ihn selbst zu diesem Genuß ein, was er in seiner stillen bescheidenen Weise annahm. Auch den Intendanturbeamten forderte ich auf, etwas zu genießen; er hatte

sich auf einer Matte hingestreckt und war zu faul, auch nur eine Hand zu rühren. Erst als er sah, daß ich eine Flasche mit Cognak bei mir führte, wurde er lebendig.

Mit dem Popen verständigte ich mich so gut als möglich, da doch Bulgarisch mit Russisch viele Aehnlichkeit hat. Er erzählte mir, das Dorf sei fast ganz christlich, nur 20 Häuser türkisch; doch seien dieselben verlassen. Mein Begleiter, der mir mit jedem Augenblick unausstehlicher wurde, behandelte dagegen den Popen in gefühlsverletzender Weise, ließ sich von ihm Wasser holen, überhaupt vollständig bedienen, sogar die Stiefel ausziehen. Es spricht übrigens für die untergeordnete Stellung der bulgarischen wie russischen Dorfgeistlichen, daß der bulgarische Pope ruhig seine Dienstleistungen verrichtete und daß ein russischer Beamter die Frechheit hatte, solche von einem Geistlichen seines Glaubens zu fordern.

Die Nacht verlief ruhig, und wir machten uns frühzeitig auf den Weg. Anfangs wälzte sich der Wagen in dem gewöhnlichen bulgarischen Koth langsam vorwärts. Der Zustand der Straße, welche die Russen seit Monaten hätten ausbessern lassen müssen, war derart, daß jede größere Truppenbewegung auf ihr unmöglich gewesen wäre. Ab und zu erblickte man noch die Spuren vom Zuge Gurkos, der bekanntlich einige Monate zuvor den Balkan überschritten, aber wieder zurückgemußt, weil er keine Verstärkungen erhielt. Zu beiden Seiten des Weges lagen gefallene Pferde, fast bis auf die Knochen abgenagt; bei jedem sah man Hunde, Raubvögel und Krähen, die sich gemeinschaftlich an dem Ueberrest der wenig einladenden Mahlzeit erfreuten. Auch begegneten wir an 200 heimathlosen Bulgaren von jenseits des Balkan, denen die Türken ihr Hab und Gut geraubt oder verbrannt hatten. Greise und alte Frauen; kranke Weiber, ihre kleinen Kinder oftmals auf dem Arm schleppend; alle in Lumpen gehüllt. Ein trauriger Anblick! Das Einzige, was sie gerettet, waren ihre Esel.

Etwa eine Meile vor Tirnowa gelangten wir auf eine so-

genannte Chaussee, d. h. auf einen Weg, zu welchem Steine verwandt waren, gleichfalls jedoch seit Monaten nicht wiederhergestellt und noch halsbrecherischer als der Kothweg. Vorher mußten wir noch durch die Russita, einen Nebenfluß der Jantra, die so tief, daß das Wasser in den Wagen eindrang. Eine Brücke zu bauen, hatte man russischerseits nicht für nöthig erachtet, obwohl der kleine Fluß ein genügendes Hinderniß war, um bei Regenwetter den Verkehr mit einem in jeder Beziehung so wichtigen Punkte wie Tirnowa unmöglich zu machen.

Kurz vor der Stadt ändert sich die Gegend vollständig, und man befindet sich auf einmal mitten im Gebirge, in den ersten Ausläufern des Balkan. Der schmale Weg führte an einer hohen, senkrechten, steil zur tobenden Jantra abfallenden Felswand entlang; zwei Klöster, am Fuß der Felsen wie Schwalbennester angebaut, machten sich sehr schön. Tirnowa selbst liegt prachtvoll auf einer von der Jantra bespülten Felsebene. In der Nähe besehen, ist die Stadt jedoch häßlich und wie die meisten orientalischen Städte ein Blender. Enge Straßen, in welchen oft ein Ausweichen der Wagen nicht möglich; im Pflaster so tiefe Löcher, daß dem Wagen häufig Gefahr drohte, umzufallen, Gasthöfe waren nicht vorhanden, und nur mit Mühe gelang es mir, in einem Hause ein schmutziges Zimmer für sehr theueren Preis zu erhalten.

Den anderen Morgen war mein erster Gang zum Befehlshaber des XI. Armee-Korps und der um Tirnowa liegenden Truppen, Generaladjutant Fürst Schachowskoi. Er empfing mich recht hochmüthig, hatte keine Ahnung, wo mein, ihm doch untergebenes, Regiment sich befand, und wies mich mit dieser Frage an seinen Generalstab. Hier erfuhr ich, daß das „33. Jelezkische Infanterie-Regiment Generalfeldmarschall Graf Wrangel“ den 4800 Fuß hoch gelegenen Paß von Hainkiöi bewache; auch wer der Regimentskommandeur sei und daß Oberstlieutenant Skugarewski, an welchen ich ein mich betreffendes Schreiben des Groß-

fürsten abzuliefern hatte, schon seit Monaten ununterbrochen die etwa eine Meile vor der Hauptstellung des Regiments vorgeschobenen Kompagnieen befehlige. Ueber den Weg zum Regiment konnte mir jedoch Niemand sichere Auskunft geben, da bisher noch keiner der Herren Generalstabsoffiziere es der Mühe werth gehalten hatte, sich selbst dorthin zu begeben. Man bezeichnete mir einen Weg nach der Karte; hätte ich diesen eingeschlagen, so wäre ich, wie sich später herausstellte, unfehlbar in die Hände der Türken gerathen.

Nach Erledigung der Dienstgeschäfte suchte ich ein von einem gewandten Russen den Umständen nach recht gut eingerichtetes Speisehaus auf, wo ich die Bekanntschaft eines Mitglieds der so berüchtigten Verpflegungsgesellschaft für das russische Heer machte. Die Regierung hatte mit dem „Drei Juden-Kollegium" einen Vertrag abgeschlossen, der sie ganz in die Hände dieser Bande gab und später zu den unerquicklichsten Verhandlungen führte, bei welchen es sich um die Kleinigkeit von 30 Millionen Rubel handelte, welche die Gesellschaft von der obersten Truppenbehörde forderte, die diese aber nicht zahlen wollte. Die russische Regierung hatte sich in jenem Vertrage verpflichtet, den Mundbedarf für das Heer, für Mannschaften und Pferde, nur von dieser Gesellschaft zu nehmen, verzinste ihr ein Anlagekapital von vielen Millionen Rubel; überließ ihr den Einkauf sämmtlicher Lebensmittel und zahlte zu den von der Gesellschaft selbst als verausgabt angegebenen Preisen noch eine Vergütigungssumme von 10 pCt.

Welche Summen mögen in verschiedene Taschen geflossen sein, ehe ein so haarsträubender Vertrag zu Stande kommen konnte.

Die Gesellschaft hatte nun eine Menge von Unternehmern als Lieferer, meistens Juden. Ein solcher war auch die vorhin erwähnte Persönlichkeit, ein Berliner Jude, Namens L. Ich komme später noch ausführlicher auf ihn zu sprechen, als Beispiel der damaligen Verpflegungsverhältnisse, will ihm aber hier schon einige

Zeilen widmen, weil er sich während zweier Monate durch Besorgung meiner Briefe nützlich machte, mir auch während meines Aufenthalts in Hainkiöi hier und da Gefälligkeiten durch Besorgung von Einkäufen erwies. Er kam mir der ich in Tirnowa ganz fremd war, als Landsmann entgegen und half mir in Vielem. Das ist aber auch alles Gute, was ich von ihm zu sagen weiß. Wie man später sehen wird, erwarb er sich ein bedeutendes Vermögen mit wenig anständigen Mitteln.

Wir speisten zusammen, und bald setzte sich ein junger Husarenoffizier, Fürst Galizin, zu uns, der wohl gehört hatte, daß ich früherer preußischer Offizier sei und sich mir nun als ehemaligen Gegner vorstellte, erzählend, daß er die Belagerung von Paris als Freiwilliger in einem Zuaven-Regiment mitgemacht. Er schilderte, wie er bei Le Bourget seinen verwundeten Regimentskommandeur aus dem Feuer getragen, dafür auch die Ehrenlegion erhalten habe, die er aber nicht tragen dürfe, weil er ohne Erlaubniß seiner Regierung in Frankreich gewesen.

Ich fragte ihn nun nach Einzelheiten über das Gefecht, wie auch über das Dorf Le Bourget selbst und über die anderen umliegenden Dörfer, über die Namen der französischen Befehlshaber, kurz Sachen, die ich selbst ja ganz genau wußte, und merkte bald, daß er überhaupt niemals dort gewesen sei und daß ich einen recht unverschämten Lügner vor mir hätte.

Darauf begann er sich seiner Sprachkenntniß zu rühmen, namentlich des Italienischen und Spanischen, worin ich ihm allerdings nicht auf den Zahn fühlen konnte. Dann ging er zu den alten Sprachen über, wobei ich ihm mit scheinbarer, ihn immer sicherer machender Bewunderung zuhörte.

„Das Griechische kenne ich nur ziemlich gut, aber das Lateinische, wie meine Muttersprache“, meinte er.

„So“, sagte ich, „welche Schriftsteller haben Sie gelesen?“

„De bello gallico“, antwortete er mit kühner Stirn.

„Wer hat denn den geschrieben?“

„Ach, augenblicklich kann ich mich auf den verdammten Namen nicht besinnen.“

Ich fragte ihn nun nach mehreren lateinischen Schriftstellern, die er alle nicht kannte, und endlich auch, wie zufällig, nach Caesar.

„Nein“, sagte er, „von dem Kerl habe ich nichts gelesen“.

„Welche römischen Geschichtsschreiber haben Sie eigentlich gelesen?“ fragte ich nun.

Da erwiderte er, ohne einen Augenblick zu zaudern:

„Hauptsächlich diejenigen, welche sich mit der russischen Geschichte beschäftigten.“

Das war mir denn doch zu stark, und ich konnte mich des Lachens nicht enthalten. Ihm schien es übrigens heiß zu werden, denn er verließ bald das Zimmer, vergaß aber, wahrscheinlich in geschichtliche Erinnerungen vertieft, seine Zeche zu bezahlen.

Die größten Umstände machte es mir, einen Wagen und einen des Weges kundigen Führer nach dem Hainkiöi-Thale zu finden, denn den russischen Polizeimeister traf ich niemals an, und der war der einzige Mensch, welcher mir helfen konnte. Sein Stellvertreter wußte sich gar keinen Rath; meinte, ich solle mir Pferde kaufen und sie, wenn ich sie nicht mehr brauche oder nicht verkaufen könne, todtschießen und was dergleichen Unsinn mehr ist. Ein Fuhrwerk aufzutreiben, weigerte er sich entschieden.

So oft kam es mir, wie in diesem Falle so auch später in Bulgarien vor, daß, wenn man etwas von einem russischen Beamten forderte, was mit Hülfe der Landeseinwohner ganz leicht zu erreichen gewesen wäre, dieser seine Weigerung damit entschuldigte, man könne doch nicht die bulgarischen Brüder, zu denen man als Freund und Befreier käme, bedrücken. Diese Rücksicht war jedoch durchaus nicht der wahre Grund, sondern grenzenlose Nachlässigkeit und Faulheit. Auch der kleinste Beamte scheute sich nicht, recht angesehene Bulgaren zu schlagen, wenn sie ihm nicht den Willen thaten. Die Bulgaren waren daher damals schon den Russen wenig freundlich gesinnt. Wären diese geschlagen worden,

so hätten viele vereint mit den Türken gegen die „Befreier“ gekämpft.

Ich sprach in diesem Sinne mit besagtem stellvertretenden Polizeimeister, einem Gardeoffizier. Er schob, worin ich ihm Recht gab, den bulgarischen Charakter auf die langjährige Unterdrückung durch die Türken und meinte: „Die 500jährige, nein! die 5000jährige Unterdrückung dieses Volkes.“ Als ich ihn bescheiden darauf aufmerksam machte, daß er durch diese Null mehr etwas tief ins alte Testament hineingriffe, ließ er sich nicht überzeugen, und da er mir doch keinen Wagen verschaffte, so hatte ich auch durchaus nicht die Absicht, mich mit ihm in ein längeres Gespräch einzulassen.

Nach zweitägigem Suchen gelang es mir endlich, den wirklichen Polizeimeister anzutreffen, der mir zwei mit Büffeln bespannte Wagen zur Verfügung stellte, in Begleitung zweier Soldaten, die nach Hainkiöi zurück mußten. Hierfür mußte ich 24 Francs zahlen, was ich nicht zu theuer fand. Am 14. Oktober früh 6 Uhr verließ ich endlich Tirnowa, um mein Regiment aufzusuchen.

Da ich trotz aller Beschreibung der Generalstabsoffiziere doch des Weges nicht recht sicher war, so hatte ich mir einen Führer stellen lassen, der mich zu Pferde begleitete. Mir war in einem der Wagen ein Lager bereitet, doch ging ich bei dem herrlichen Wetter zu Fuß. Der Führer fiel mir dadurch auf, daß er reinlicher gekleidet war und auch anständiger aussah, als die gewöhnlichen Bulgaren. Es war derselbe, der General Gurko bei dessen erstem Zuge über den Balkan geleitet und auf dessen Kopf die Türken eine hohe Summe gesetzt hatten. Dieser Umstand gab mir die angenehme Gewißheit, daß er mich nicht zu ihnen hinführen würde. Er schlug den nämlichen Weg ein, den er damals gegangen.

Kurz nachdem ich Tirnowa verlassen, hatte ich noch einen

schönen Blick auf die Stadt. Das Türkenviertel war fast vollständig zerstört; der christliche Theil ganz unversehrt. Bald aber war ich mitten im Gebirge; doch waren diese Ausläufer des Balkans, obwohl bereits Berge von recht beträchtlicher Höhe, sehr verschieden von der eigentlichen Gebirgskette, wie ich sie später bei Hainkiöi und Schipka kennen lernte. Während dort schmale Wege oder wohl nur gar Fußstege durch tiefliegende Thäler oder über steile, felsige Abhänge führten, war hier die Bildung eine ganz andere. Ich betrat eine hohe Gebirgsfläche, auf welche man durch eine oftmals nur geringe Steigung gelangte. Der Weg führte fortwährend fast auf den Kuppen der Berge, und so weit das Auge reichte, erblickte man gleiche, meist unbewaldete Berge; erst später traf ich Buchenwaldungen. Wir bewegten uns mit den schwerfälligen Büffeln nur langsam vorwärts. Deren Anschirrung ist die denkbar einfachste. Sie ziehen nicht an Stricken, sondern werden mit dem Kopf zwischen zwei, vorn zu beiden Seiten der Deichsel angebrachte Querhölzer gesteckt und ziehen auf diese Weise nur mit dem Genick. Stricke oder anderes Geschirr findet man am Wagen nicht.

Je weiter wir uns von Tirnowa entfernten, desto einsamer wurde die Gegend. Hätten die Türken über eine thatkräftige, schneidige Reiterei verfügt, so hätten sie viel Unheil anrichten, jedenfalls die Umgebung Tirnowas sehr unsicher machen können. Wenn auch die Hauptpässe russischerseits besetzt waren, so fanden sich doch viele unbeobachtete Gebirgspfade.

Trotz aller dieser mich beschäftigenden Gedanken machte sich doch mein Magen bemerkbar, was ich meinem Führer verständlich machte und ihn fragte, ob wir nicht bald an ein Dorf kämen, in welchem wir frühstücken könnten. Er bejahte dies, sprach einige mir unverständliche Worte mit den beiden bulgarischen Wagenführern und ritt schnell davon. Mir war der Beweggrund dieser Handlung nicht ganz klar; endlich bekam ich mit Hülfe der beiden Soldaten so viel heraus, daß er vorausgeritten sei, um in dem

nächsten Dorfe, aus welchem er selbst gebürtig, Essen zu bestellen. Mir war dies nicht ganz angenehm, um so mehr als nach etwa einer Stunde die beiden Bulgaren erklärten, sie wüßten nun den Weg nicht mehr. Zum Glück konnte ich mich auf meiner Karte zurechtfinden, und wir gelangten glücklich in besagtes Dorf, Namens Aplakowa. Hier wurde mir nun klar, daß mein Führer dort eine sehr angesehene Persönlichkeit sein müßte. Die Bauern schienen von meiner Ankunft benachrichtigt, denn sie standen alle vor ihren Häusern und begrüßten mich ehrerbietig; viele Frauen machten das Kreuzeszeichen. Wer weiß, wofür sie den nicht russisch sprechenden russischen Offizier hielten. Bald erschien auch der Führer, von Allen ehrerbietig, fast demüthig begrüßt. Er trat mir in seinem Gebiet mit einer gewissen Würde entgegen, reichte mir die Hand und deutete an, in seinem Hause sei Alles bereit. Dort fand ich auch, in einer Art Vorhalle, Decken und Kissen ausgebreitet, auf welche wir uns lagerten. Bald kamen viele Dorfbewohner, fast alle schöne Erscheinungen, und begrüßten mich mit tiefer Neigung. Ich erwähnte früher bereits, daß die Bulgaren des Gebirges auf einer höheren Stufe stehen als die der Ebene. Sie haben sich reiner, unvermischter gehalten als dort, wo sie mit den Türken zusammenlebten, und ein unterdrücktes Volk wird immer eher die schlechten Seiten der Unterdrücker annehmen als die guten.

Der Wirth saß neben mir auf der Decke und unterhielt mich, so gut er konnte, wenngleich ich natürlich nur das Wenigste verstand. Ich öffnete meinen kleinen Koffer, um mein Feldbesteck herauszunehmen, und bemerkte, wie ihn dessen Inhalt fesselte; Alles prüfte er genau. Als er meine Orden erblickte, verbeugte er sich tief, ließ sie sich erklären, und sie machten nun die Runde bei allen Bulgaren, denen er sie seinerseits erklärte.

Vor meiner Ankunft hatte er ein junges Ferkel schlachten lassen; dieses wurde in seiner ganzen Größe an einem Spieße angebraten, dann in einen durch Feuer erhitzten Lehmofen gebracht und dieser sorgfältig vermauert. Während dieser Vorbereitungen

legte ein junger Mensch, wahrscheinlich sein Sohn, eine Tischplatte mit Tellern, Messern, Gabeln auf die Decke. Ein alter Mann, wohl der Aelteste des Dorfes, eine ehrwürdige Erscheinung, setzte sich, nachdem er durch eine Handbewegung meine Erlaubniß nachgesucht, zu uns. Nun wurde auch das ganz vorzüglich gebratene Ferkel aufgetragen, zugleich aber ein fürchterlich schmeckender Landwein. Eine Frau, wohl die Gattin des Wirthes, brachte ein frischbackenes Brot, brach es mit den Händen und legte Jedem ein Stück vor. Der Wirth reichte mir die besten Stücke Fleisch, gleichfalls mit den, übrigens sehr reingewaschenen Händen. Sowie er den Wein eingeschenkt, erhob er das Glas, machte das Kreuzeszeichen und sagte: „Auf die Gesundheit der Kaiser Alexander und Wilhelm!“ Dies gefiel mir außerordentlich gut. Niemals ist mir ganz klar geworden, für wen er mich eigentlich hielt und als was man mich ihm in Tirnowa geschildert. Er deutete an, daß er von Bismarck wisse, doch verstand ich ihn dabei nicht recht; auch glaubte er, Preußen sei jetzt mit Rußland verbündet. Von der Schlacht bei Sedan hatte er auch gehört, denn er zeigte mir durch eine Handbewegung, wie Napoleon seinen Degen König Wilhelm übergeben hätte. Es ist übrigens, wie ich später zu bemerken Gelegenheit hatte, ein auch in Rußland weit verbreiteter Glaube, Napoleon habe seinen Degen selbst übergeben. In Tirnowa sah ich ein diesen Vorgang derartig darstellendes Bild.

Der Aufenthalt bei diesen freundlichen Leuten fesselte mich sehr, und es wurde mir ordentlich schwer, zu scheiden.

Bei Dunkelheit langte ich in einem Dorfe Voinis an, wo ich, auf den Rath des mich begleitenden Führers Nachtquartier nahm, in einer häßlichen Bauernstube, zusammen mit Kindern und Katzen.

Den anderen Morgen setzte ich meine Reise fort und fand die Gegend weit unwegsamer als Tags zuvor; oftmals diente nur der Lauf eines Gebirgsbaches als Weg. Nach einigen Stunden

gelangte ich an den Fuhrpark meines Regiments, das etwa eine Meile hinter diesem sein Lager aufgeschlagen hatte.

Es war mir doch ein eigenthümliches Gefühl, die ersten Mannschaften meines, einem so fremden Heere angehörenden Truppentheils zu sehen, und diese ihrerseits glotzten den Offizier an, der ihre Uniform trug, den keiner kannte und der sich kaum in ihrer Sprache verständigen konnte.

Zunächst traf ich, vor seinem Zelte, den Wirthschafts-Stabsoffizier Major v. Budberg, der einige Brocken deutsch sprach; auch machte ich die Bekanntschaft zweier Offiziere, die mir irgend etwas sagten, was ich nicht verstand, und so setzte ich bald den Weg zur Hauptstellung des Regiments fort, um mich dort beim Kommandeur zu melden.

Nach anderthalbstündiger Fahrt, bei der es mir so recht klar wurde, in wie neue, schwere, für mein ganzes Leben entscheidende Verhältnisse ich nun einträte, erblickte ich lange Reihen von Erdhütten, zwischen denen sich Offiziere und Soldaten bewegten. Ich trat an eine Gruppe von Offizieren, meine nunmehrigen Regimentskameraden, und begrüßte sie, worauf einer, wie ich später erfuhr, der Regimentsadjutant, mich bat, ihm zu folgen.

Er führte mich nach einem etwas abgesondert stehenden Zelt und ich hörte, wie er die Meldung machte: „Herr Oberst, der frühere preußische Kapitän Graf Pfeil ist soeben angekommen und wünscht sich vorzustellen.“

Jetzt war ich am Ziel angelangt. Es galt, nicht mehr rückwärts, nach den so lieben preußischen Verhältnissen, sondern entschlossen vorwärts zu schauen.

6. Der Aufenthalt im Hainkiöi-Thale des Balkan.

Der Oberst, ein Balte Namens Grohmann, empfing mich freundlich. Er war ein gebildeter Mann, der eine gute Erziehung genossen, war als Offizier in die Artillerie eingetreten, später, nach Absolvirung der Generalstabsakademie in den Generalstab versetzt und bei Ausbruch des Krieges zum Befehlshaber eines Infanterie-Regiments ernannt worden. Wie schon erwähnt, ist ein derartiger Waffenwechsel, selbst heute noch, im russischen Heere nicht selten. Nach längerer Unterredung über meine preußische Dienstzeit meinte er: „Wenn Sie fertig russisch sprächen, würde ich Ihnen gern den Befehl über den vorgeschobenen Posten, 5 Kompagnien, 4 Gebirgsgeschütze, 1 Sotnie Kasaken übergeben; der dortige Befehlshaber, Oberstlieutenant Skugarewski, wird wahrscheinlich bald eine andere Verwendung finden." Auf meine Entgegnung, es würde mir dieser Auftrag die größte Auszeichnung sein und daß es sich doch vielleicht trotz mangelhafter Sprachkenntniß mit Hülfe eines Dolmetschers machen ließe, meinte er: „Das kann ich nicht wagen; im Gefecht haben wir keine Zeit, uns erst auf Verdolmetschungen einzulassen; bleiben Sie jetzt ruhig hier, sehen Sie sich den Dienst bei der Kompagnie des ältesten Hauptmanns an, versuchen Sie sich möglichst einzurichten, dann wollen wir sehen, was weiter wird. Besuchen Sie mich manchmal."

Die bereits neugierig meinen Austritt aus dem Oberstenzelt erwartenden Offiziere empfingen mich freundlich, jeder reichte mir die Hand, manche nannten auch ihren Namen, den ich aber natürlich nicht verstand. Ueberhaupt bestand die Verständigung zumeist in Zeichen, etwa wie mit Taubstummen; denn das wenige Russisch, welches ich gleich nach dem Abschied aus dem preußischen Heere erlernt, hatte ich größtentheils wieder vergessen.

Bevor ich auf eine weitere Lebensschilderung eingehe, möchte ich Einiges über das damalige Offizierkorps meines Regiments sagen. Der Leser möge hierbei nicht vom preußischen Gesichtspunkt urtheilen, ein Fehler, den so viele Rußland besuchende deutsche Offiziere machen. Nirgends gilt mehr als für Rußland das Wort: „Andere Länder, andere Sitten.“ Verhältnisse, die in einem deutschen Offizierkorps unmöglich wären, weil sie eben in keiner Beziehung in dessen Zuschnitt passen, vertragen sich eher mit russischen Auffassungen, ohne in jenen Kreisen die verderbliche Wirkung zu äußern wie in deutschen. Je geordneter die Zustände eines Landes im Ganzen, desto geordneter müssen auch die des Einzelnen sein. Jede Unordnung hat dort eine weitertragende Wirkung als in einem noch nicht fertigen Staatswesen wie das russische. Man darf bei allen uns Deutschen verletzend in die Augen fallenden Mängeln nicht vergessen, daß Rußland doch trotz derselben seit den letzten zwei Jahrhunderten Großes geleistet hat. Was nun das russische Linien-Offizierkorps betrifft, so hat dasselbe die Bildung und die Charaktergrundsätze des deutschen vorläufig noch nicht nöthig, weil das ganze Volk und somit auch der Soldat noch auf einer weit niedrigeren Stufe steht als das deutsche.

Die meisten Mitglieder des Offizierkorps waren aus militärischen Erziehungsanstalten hervorgegangen, nur einige wenige aus dem Unteroffizierstande, was jetzt überhaupt nicht mehr vorkommt. Trotzdem war von irgend welcher allgemeinen Bildung außerhalb der dienstlichen Verhältnisse keine Rede. Die Kenntniß fremder Sprachen mangelte gänzlich; nur Einzelne konnten sich mit einigen Worten auf deutsch oder französisch allenfalls in den einfachsten Dingen verständlich machen. Abgesehen von der Sprachkenntniß mangelte aber auch gänzlich die Theilnahme und das Verständniß für andere Länder und Zustände. Man traf in dieser Beziehung auf die wunderlichsten Auffassungen. So war beispielsweise bei Einigen der Glaube verbreitet, Kaiser Wilhelm habe einige preußische

Regimenter nach Plewna zu Hülfe geschickt, die dort in russische Uniformen eingekleidet seien. Betreffs der Beurtheilung der Umgangsformen wie auch der Ausbildung des Ehrgefühls muß man alle deutschen Begriffe völlig fallen lassen. Es steht dies auch mit der ganz untergeordneten Stellung im Zusammenhang, die der russische Linienoffizier im eigenen Lande einnimmt, und mit den damals geradezu erbärmlichen Gehalts- und Pensionsverhältnissen, die wirklich knapp vor dem Verhungern schützten. Nach dem Kriege konnte man verabschiedete Offiziere in den niedrigsten Arbeiterstellungen sehen; unter den Militär-Fabrikarbeitern in der Petersburger Festung befanden sich einige verabschiedete Stabsoffiziere. Jetzt sind die Verhältnisse etwas bessere, und die Pensionsverhältnisse haben sich dadurch gebessert, daß die mit Pension verabschiedeten Offiziere außer der staatlichen noch eine aus eigenen Geldmitteln entstandene Pension beziehen. Irgend welcher Ehrgeiz auf schnellere Beförderung war gar nicht vorhanden; das erstrebte Ziel eines jeden war, sobald als möglich eine Kompagnie zu erhalten, weil solche Sondervortheile gewährte, die man dann aber auch so lange wie möglich ausnutzen wollte; so versuchte z. B. der älteste Hauptmann L.., möglichst seine bevorstehende Beförderung zum Major zu hintertreiben. Willig ordneten sich übrigens die Offiziere höherer Bildung unter und gestanden dieser auch größere Rechte zu. So hörte ich niemals über die riesige Bevorzugung des Generalstabes oder über das doch noch mehr verletzende Verhältniß der damals zwei Rangstufen höher stehenden Garde zur Linie empfindliche Aeußerungen. Eine Kameradschaft nach deutschen Begriffen bestand nicht; man verkehrte gegenseitig, weil man eben, namentlich in Kriegszeiten, auf einander angewiesen war. In Friedenszeiten kümmert man sich nicht um einander; eine Beaufsichtigung des Umgangs des Einzelnen würde als ein Eingriff in dessen Rechte aufgefaßt werden. Heute noch blickt der Garde- oder der Generalstabsoffizier mit wohlwollender Herablassung auf den Kameraden von der Linie.

So weit über das Offizierkorps meines Regiments; ich komme wohl später noch auf einzelne Persönlichkeiten zurück.

Offiziere und Mannschaften wohnten in Erdhütten, in denen man ganz erträgliche Unterkunft fand, das Offizierkorps einer Kompagnie gewöhnlich in einer Hütte. Man grub eine der Anzahl der Bewohner entsprechend große, 4 Fuß tiefe Oeffnung in die Erde und errichtete über dieser aus Lehm und Strauchwerk eine Hütte; in jeder befand sich ein kleiner Lehmofen. Bänke aus starken Baumästen dienten des Nachts als Bettstelle. Die Verpflegung war, bis später die unruhigen Zeiten anfingen, regelmäßig, reichlich und gut. Für Offiziere und Mannschaften wurden täglich zwei Pfund Fleisch geliefert, meist Büffel- oder Rindfleisch, auch genügend Kraut, um die unentbehrliche Kohlsuppe bereiten zu können; statt des Brotes diente sogenannter Zwieback aus der Fabrik des vorerwähnten jüdischen Lieferers, Herrn L. aus Tirnowa, der nur nach langem Liegen in der heißen Suppe oder im Thee aufweichte. Man aß kompagnieweise; in jeder Kompagnie befand sich ein Mann, der das Essen für die Offiziere mehr oder minder schmackhaft zubereiten, ja sogar eine gewisse Abwechselung herbeiführen konnte. Das einzige Getränk war mit Wasser verdünnter Spiritus, der sich zu dem eigentlichen, wirklich vortrefflichen russischen Wodka wie Kupfer zu Gold verhielt. Die Lebensmittel wurden auf schlechten Gebirgswegen aus dem sieben deutsche Meilen entfernten Tirnowa geholt; jede Kompagnie schickte etwa einmal wöchentlich ihren Wagen dorthin mit dem sogenannten Artelschik, d. h. einem mit Einkauf der Wirthschaftsgegenstände beauftragten, durch die Mannschaften gewählten Soldaten. Durch diese Leute beförderte ich auch lange Zeit meine Briefe, die ich stets „eingeschrieben“ absandte; so ging auch im Verlauf des Feldzuges von 130 Briefen nur einer verloren, der zufällig nicht eingeschrieben war. Die Artelschiks brachten auch manchmal in unser abgelegenes Thal vier bis sechs Wochen alte Zeitungen, die betreffs der Kriegsereignisse mit großem Eifer gelesen

wurden. Sonst erfuhr man alles Wichtige meistens erst sehr spät, denn unbegreiflicherweise führte kein Feldtelegraph von Tirnowa nach unserer so bedeutungsvollen Stellung.

Mein Leben im Hainkiöi-Thale ist am besten durch Wiedergabe von Auszügen aus meinen Briefen ersichtlich, wie durch Schilderungen aus meinem sorgfältig geführten Tagebuche, in welches ich alle Erlebnisse und Erfahrungen eintrug, die ich nicht der Post anvertrauen wollte.

Am 17. Oktober 1877 heißt es:

Was den Dienst betrifft, so habe ich heute meine ersten Erfahrungen gemacht, die freilich nicht sehr erfreulicher Art waren. Ich war dem ältesten Kapitän, Namens Lissinkow, zugetheilt, um dort den Dienst zu erlernen, bis ich auf meinen dringenden Wunsch dauernd nach der vordersten Vorpostenstellung übersiedeln werde, was hoffentlich schon in den nächsten Tagen der Fall sein wird. Früh 8 Uhr war Kompagnieexerziren angesetzt; fünf Minuten vor 8 Uhr war ich zur Stelle und sah die Kompagnie antreten. Als um 8 Uhr der Kapitän noch nicht da war, ging ich in seine Hütte, wo ich ihn im Bett fand und er sich erst auf meinen Besuch hin aufzustehen entschloß. Die Leute warteten inzwischen. Endlich war er fertig, ging zur Kompagnie und befahl Zielübungen. Nach einiger Zeit erschien auch der jüngste Kompagnieoffizier, im Paletot, ohne unter diesem einen Rock zu tragen, ohne Säbel, die Cigarette im Munde, entschuldigte sich auch gar nicht, daß er zu spät kam; auch am Dienst nahm er gar keinen Antheil; als der Hauptmann mit der Kompagnie eine kleine Strecke fortmarschirte, ging er nicht mit. Der Dienst, nebenbei für den ganzen Tag, dauerte eine Stunde. Der Anzug der Leute ist in ganz erbärmlichem Zustande; dabei liegen sie über drei Monate hier auf derselben Stelle; man hätte längst für Nachsendung von Uniformen sorgen können. Nachmittags besuchte mich der Oberst und sprach sehr offen, in allerdings überraschend derber Weise

über die hiesigen Verhältnisse. Auf den einen Bataillonskommandeur weisend sagte er, mit bezeichnender Bewegung des Zeigefingers an die Stirn: „Der dort ist ein furchtbarer O....!“ Von einem anderen Offizier, der wegen einer angeblichen Verletzung durch ein Sprengstück im Gefecht bei Jeni-Sagra als verwundet nach Bukarest beurlaubt war, meinte er: „Gott weiß, was an der Geschichte mit der Kontusion wahr ist, ich weiß es nicht“. Ueber die russischen Generale äußerte er sich in kaum wiederzugebender Weise. Auch erzählte er mir, daß er seit den zehn Monaten, die er das Regiment befehlige, bereits an 60 000 Rubel Ersparnisse gemacht habe, die er natürlich zum Nutzen des Regiments verwenden würde, obwohl nicht Alle dies thäten. Hierbei theilte er mir mit, daß in allen größeren bulgarischen Städten Abtheilungen der berüchtigten Verpflegungsgesellschaft seien. Die Truppenbefehlshaber verkaufen dorthin bereits ausgestellte Quittungen über empfangene Lebensmittel, namentlich für Pferdefutter, und verschaffen sich dann Heu, Hafer u. s. w. durch Beitreibung. Die Gesellschaft gewinnt natürlich bei diesem Verfahren gleichfalls, denn sie zahlt für die Scheinquittung einen weit geringeren Preis, als sie später der Regierung anrechnet. Welche Millionen und aber Millionen jedoch der Staat dadurch verliert, kann man sich denken. Oberst Grohmann tadelte auch die in jeder Beziehung hinderliche Anwesenheit des Kaisers auf dem Kriegsschauplatze, durch welche die Selbständigkeit des Oberbefehlshabers litte und starke Truppen ihrer eigentlichen Bestimmung entzogen würden, wofür er mir bezeichnende Beispiele anführte; allgemein sei die Unlust am Kriege; alle Welt vom General bis zum Lieutenant sehne dessen Ende und baldige Rückkehr nach Rußland herbei. Man fühle sich zur Zeit, wenigstens im Balkan, den Türken entschieden unterlegen.

Nach einigen Tagen wurde mein Wunsch, mich dauernd in der vordersten Stellung aufhalten zu dürfen, erfüllt. Deren Befehlshaber, Oberstlieutenant Skugarewski vom Generalstab

des Gardekorps,*) war beim Beginn des Krieges, als die Garde noch nicht kriegsbereit war, auf seinen Wunsch dem Regiment zur Dienstleistung als Bataillonskommandeur überwiesen worden, hatte sich bereits in einigen Gefechten sehr hervorgethan, und so war ihm der Befehl über die wichtige Stellung im eigentlichen Hainkiöi-Paß übertragen worden. Letzterer war bereits dadurch zu Bedeutung gelangt, daß Gurko auf seinem ersten Zuge durch ihn den Balkan überschritten hatte, und der Gedanke lag nun nahe, daß ihn auch die Türken leicht benutzen könnten, weil durch ihn der gerade Weg auf Tirnowa führte. So lange sie sich mit Angriffsplänen trugen, lag dies wahrscheinlich auch in ihrer Absicht; wenigstens deuteten ihre vielfachen Auskundschaftungen gegen unsere Stellung darauf hin. Skugarewski überragte an Bildung und Kriegskunst bei weitem sämmtliche Offiziere des Regiments, und obwohl noch verhältnißmäßig jung, 33 Jahre, jünger als alle Bataillonskommandeure und Hauptleute, genoß er doch beim ganzen Offizierkorps hervorragendes Ansehen. Er war, allerdings nur nach russischen Begriffen, streng im Dienst und hatte einen so vorzüglichen Einfluß, daß, wenn ein Bataillon längere Zeit in der Vorpostenstellung unter seinem Befehl gestanden, der Ton in dessen Offizierkorps entschieden gebessert war. Es ist dies ein Beweis, wie leicht das russische Linien-Offizierkorps durch eine feste Persönlichkeit, die sich wirklich Mühe gäbe und Lust und Liebe zu der Sache hätte, auf einen höheren Standpunkt zu bringen wäre.

Skugarewski empfing mich gleichfalls liebenswürdig, doch weit zurückhaltender als Oberst Grohmann; es bedurfte längerer Zeit, bis ich ihm näher trat, woran ja auch meine mangelnde Kenntniß der russischen Sprache schuld war; er sprach nur sehr mangelhaft französisch oder deutsch und liebte es nicht, sich in diesen Sprachen auszudrücken.

---

*) Jetzt Generalstabschef des Gardekorps.

Tags bevor ich in der vordersten Stellung anlangte, hatte ein kleines Gefecht stattgefunden, bei welchem wir nur 3 verwundete Kasaken, die Türken dagegen, als Angreifer, einige 20 Mann verloren hatten. Ich bat Skugarewski um Erlaubniß, die Vorposten eingehend besichtigen zu dürfen, und er erbot sich hierbei liebenswürdigerweise zu meiner Begleitung. Auf nur mit Kasakenpferden benutzbaren Gebirgspfaden machten wir einen äußerst mühsamen Ritt, wobei wir auch an den Schauplatz des gestrigen Gefechts kamen. Auf dem Rückwege kamen wir oft an so steile Stellen, daß sich die Pferde auf die Hinterbeine setzten und wir auf diese Weise nicht hinabritten, sondern rutschten. Auffallenderweise hatten wir nur oben auf den das Thal begleitenden unwegsamen Bergrücken Befestigungen angelegt, unten im Thal, im Schwerpunkt der Vertheidigung, auf dem einzigen von geschlossenen Truppen, namentlich von Artillerie benutzbaren Wege jedoch gar nicht. Ich machte Skugarewski hierauf aufmerksam, der sich auch meiner Ansicht anschloß, aber nicht wagte, selbständig eine Befestigung anzulegen, sondern erst Oberst Grohmann um Erlaubniß bat. Dieser verbot die Anlage einer Befestigung durch nachstehende merkwürdige Antwort:

> „Man versperrt nur Wege, wenn man viel schwächer ist als der Feind.“ (Dies war nebenbei gesagt bei uns der Fall.) „Die Türken halten uns aber unbedingt für viel stärker, als wir sind. Wir rauben ihnen diesen Glauben, wenn wir Verschanzungen anlegen, oder ihnen den Weg zerstören, auf welchem sie uns angreifen können. Daher wird nicht verschanzt.“

Oberstlieutenant Skugarewski ließ mir diese eigenartige Antwort durch einen zum Offizier eingegebenen, freiwillig eingetretenen damaligen Unteroffizier Minin übersetzen, der mir überhaupt oft als Dolmetscher diente und sich mir im Hainkiöi-Thal recht nützlich erwies. Er war ein gebildeter Mann, in der Kaiser-

lichen Privatkanzlei in Petersburg angestellt; doch hatte ihn, wie mir schien, zu dem Entschluß der freiwilligen Kriegsdienste weniger seine Vaterlandsliebe als eine unglückliche Ehe mit der ersten Tänzerin des Kaiserlichen Ballets, Frl. Sokolowa, gebracht. Er sprach immer in so merkwürdiger Weise von seiner Frau, stand nicht im Briefwechsel mit ihr, auch fiel es mir auf, daß er sich als einziges Bild von ihr das als sehr leichtgeschürztes „Gretchen“ aus dem Ballet „Margarethe“ mitgenommen. Später ließ er sich von ihr scheiden und überließ die Rolle des „Faust“ einem Anderen.

Minin lebte und wohnte immer bei Oberstlieutenant Skugarewski in dessen Hütte, was ihm dem Offizierkorps gegenüber, in dem er nicht beliebt war, einen großen Halt gab. Mich besuchte er oft, und es war mir ganz lieb, mich mit einem gebildeten Menschen unterhalten zu können; auch erzählte er mancherlei aus dem Offizierkorps wie auch Petersburger Klatsch, wodurch ich etwas in russische Verhältnisse eingeweiht wurde.

Minin begleitete mich auch auf der ersten kleinen Auskundschaftung, durch welche ich genau feststellte, wo wirklich die ersten feindlichen Vorposten im Thale standen, denn bisher hatten die Kasaken so verworrene Meldungen hierüber gebracht, daß Gewisses nicht bekannt war. Ueberhaupt war auf die Meldungen der Kasaken gar kein Verlaß, und sie schwebten in beständiger Angst vor den ihnen gegenüberstehenden Tscherkessen, welche sich durch ihre Tapferkeit, mehr aber noch durch die Grausamkeit, mit welcher sie die Gefangenen behandelten, in Furcht und Schrecken gesetzt hatten.

Bei unseren Erdhütten hatten sich auch mehrere vertriebene Bulgaren niedergelassen, die allerlei Handel trieben, sich auch, wo sie es ohne Gefahr konnten, an Gefechten betheiligten, Todte und Verwundete plünderten und auch als Kundschafter benutzt wurden. Einer der letzteren, mit welchem ich später auch zu thun hatte,

war in Friedenszeiten der im ganzen Gebirge gefürchtete Hauptmann einer Räuberbande und rühmte sich, in seinem Leben bereits zweihundert Türken die Gurgel abgeschnitten zu haben. Dagegen hätte er niemals Bulgaren beraubt, selbst die reichsten nicht. So gern wie ich Ersteres glaubte, so zweifelte ich doch bei seinem Aussehen, ob er wirklich solch feinen Unterschied im Glauben und der Stammverwandtschaft gemacht.

Bald fand auch meine Vereidigung statt im Anschluß an einen Dankgottesdienst anläßlich eines gegen Mouktar-Pascha in Armenien erfochtenen Sieges. Die Fahne, auf welche ich schwur, stand inmitten eines Truppenviereckes. Oberst Grohmann fragte mich, ob ich den russischen Unterthaneneid schwören wolle oder nur den Soldateneid, worauf ich sofort bat, nur den letzteren abzulegen. In dem Glauben, ich müsse russischer Unterthan werden, war ich vor meiner Uebersiedelung nach Rußland auf meine Bitte aus dem preußischen Unterthanenverband getreten; da ich aber sah, daß solches gar nicht nothwendig, so zog ich es vor, nicht russischer Unterthan zu werden, was mich ja dem Russenthume gegenüber weit selbständiger machte. Wie oft bin ich später, während meines langen Aufenthaltes in Rußland, von allen Seiten, ja sogar von höchster Stelle, gedrängt worden, russischer Unterthan zu werden! Auch die russische Presse griff mich oft heftig deswegen an, doch blieb ich zu meiner Freude standhaft. Der Pope las mir den Eid vor, und ich sprach ihn nach, ohne auch nur ein Wort zu verstehen; zum Schluß reichte er mir die Bibel zum Kuß. Für alle diese Mühe schickte ich ihm auf Rath der Offiziere ein Goldstück. Meine Befürchtung, er werde es nicht annehmen und mir zurückschicken, war unbegründet. Der Pope hatte, was mich damals sehr überraschte — später machte ich noch oft dieselbe Bemerkung — eine ganz untergeordnete Stellung und führte ein durchaus nicht geistliches Leben; beim Essen und Trinken war er immer der Erste. Er hatte die Angewohnheit, seine langen Haare am Vorabend eines Gottesdienstes in Zöpfe zu flechten, und wählte sich

hierzu oft die Stunde gemeinschaftlichen Mittagstisches aus, was gerade nicht sehr angenehm für die Zuschauer war.

Dienst fand in der vorgeschobenen Stellung so gut wie garnicht statt, und die Mannschaften trieben sich, soweit sie nicht auf Vorposten waren, den ganzen Tag müßig herum, wenngleich man sie wohl hätte durch Anlage von Verbindungswegen mit unserer Hauptstellung und in ähnlicher Weise beschäftigen können. Doch geschah in dieser Beziehung auch nicht das Geringste. Für mich wurde ab und zu Dienst befohlen, und so lernte ich ziemlich schnell die russischen Befehlsworte und Dienstausdrücke, mußte auch bald nach meiner Ankunft stellvertretend die Führung einer Kompagnie übernehmen.

Mein nächstes Bestreben war, sobald als möglich das nöthigste Russisch zu lernen, und da man immer zu dem, was man ernstlich will, auch die Gelegenheit findet, so bot sich mir eine solche durch unseren Bataillonsarzt, einen Juden Namens Moshorowski, der einige Brocken deutsch sprach und seine Kenntnisse gern vervollständigen wollte. Sowie es die Umstände erlaubten, kam er zu mir, gab mir russischen, ich ihm deutschen Unterricht, und wir machten beide gute Fortschritte. Dieser Unterricht, so unmittelbar vor dem Feinde, ist mir heute noch in angenehmer Erinnerung. Der Doktor war auch sonst ein ganz erträglicher Mensch, hatte aber die mir auf die Nerven gehende Angewohnheit, alle Gesprächspausen durch Pfeifen oder Singen auszufüllen. Die ganze Kenntniß seiner Tonkunst schien sich jedoch auf „Troubadour“ und „Ritter Blaubart“ zu beschränken, bot also keine große Abwechselung, die er höchstens dadurch hervorrief, daß er ab und zu falsch pfiff. Oft suchte ich ihn durch die harmlose Frage: „Sie kennen wohl diese Opern?“ auf andere musikalische Gedanken zu bringen, doch blieb er diesen beiden Werken Verdis und Offenbachs getreu. Da ich gerade von dem Doktor rede, so will ich noch eines heiteren Zwischenfalls mit ihm erwähnen. Eines Tages, gerade während unseres gemeinsamen Unterrichts, ließ mir Oberstlieutenant

Skugarewski sagen, ein Bulgare habe einen Esel preiswürdig zu verkaufen; ich suchte einen solchen zur etwaigen Weiterbeförderung meines Gepäckes. Sogleich begab ich mich mit dem Doktor dorthin, und wir fanden einen sehr brauchbaren Esel für den auffallend billigen Preis von drei Rubel. Alle Offiziere riethen mir zum Kauf, namentlich aber der Doktor, der in seinem gebrochenen Deutsch mehrfach äußerte: „Kaufen Sie Esel! kaufen Sie! Esel ganz wie meiner, wir spannen sie zusammen ein!“ Ich kaufte das Grauthier, der Bulgare strich schmunzelnd das Geld ein und verschwand im Walde. Noch sprachen wir über den guten Kauf, da stürzt athemlos der Bursche des Doktors auf diesen zu und ruft: „Euer Wohlgeboren! Unser Esel ist fort!“ Der Doktor, der sein Thier sehr liebte, läuft sofort nach dem Stall, findet die Aussage des Burschen bestätigt und ist trostlos. Da kommt ihm ein heller Gedanke! Er geht zu meinem Esel, und dort erkennt der Bursche mit Rührung seinen verloren geglaubten Pflegling; auch andere Zeugen erkannten ihn. Der Spaß war groß, aber was war zu machen? Der Bulgare war natürlich längst über alle Berge; ich hatte den Esel gekauft, noch dazu auf besonderen Rath des Doktors. Diesem gehörte aber das Thier. Es war eine wirkliche richterliche Preisaufgabe. Wir einigten uns schließlich dahin, daß ich die drei Rubel zurückerhielt und er den Esel. Der Einzige, der ein gutes Geschäft gemacht, war der Bulgare.

Kurze Zeit nach meiner Anwesenheit fand das erste, allerdings sehr unbedeutende Gefecht statt. Ich saß gerade in meiner Erdhütte mit Briefschreiben beschäftigt, als mein stellvertretender Bursche mit kreideweißem Gesicht hereinstürzte und mit zitternder Stimme forwährend rief: „Sie sind da! Sie sind da!“ und auf meine bezügliche Frage hinzufügte: „Ach, die sind dort, mit was wir Krieg führen, viele! viele!“ In diesem Augenblick trat auch Unteroffizier Minin ein, mittheilend, daß die Ankunft der Türken in größerer Menge durch die vorgeschobenen Kasakenposten gemeldet wäre; letztere, sowie die Vorposten der Infanterie, seien

bereits zurückgedrängt. In unserem Lager herrschte große Aufregung, besonders bei den angesiedelten Bulgaren, doch ging das Sammeln der Truppen in Ruhe vor sich; die Kasaken rückten vor, die Gebirgsgeschütze wurden in ihre Stellungen gebracht. Ich zog mich schnell an, steckte das Nothwendigste zu mir, packte so viel als möglich meine Sachen zusammen, wobei ich meinen eigenen Burschen recht vermißte, den ich zu Pferde nach Tirnowa geschickt. In der Brüdergemeindelosung, welche ich stets mit mir führte, schlug ich den Tagestext auf, dessen Worte: „Ich will Dich wieder gesund machen und Deine Wunden heilen“ mir, ich muß es zu meiner Schande gestehen, nicht übertrieben trostbringend waren.

Um 10 Uhr rückte die Kompagnie, der ich zugetheilt war, unter Führung des Hauptmanns vor, mit dem Auftrag, sich womöglich wieder in den Besitz der verlorenen Stellungen zu setzen. Vor uns knatterte schon munter das Gewehrfeuer der türkischen, die Unseren beschießenden Patrouillen, doch äußerte ich sogleich die Ansicht, es könne kein ernstlicher Angriff sein, weil sonst die Türken schon weiter vor sein müßten, auch sei das Gewehrfeuer hierfür zu schwach. Der als außerordentlich braver Offizier bekannte Hauptmann war, wohl durch das Ueberraschende des Angriffs, sehr aufgeregt, so daß es mir ganz lieb war, daß er sich zu einer am Bergabhang vorgehenden Abtheilung begab und mir den Befehl im Thale übertrug, wobei Minin mir als Dolmetscher diente. Zunächst schickte ich den mir unterstellten Kasakenoffizier vor, um Näheres zu erfahren; doch bedurfte es erst meines wiederholten, sehr entschiedenen Befehls, um ihn mit seiner Abtheilung wenigstens zum Trabe zu veranlassen. Da die Kasaken aber bald im Gefecht waren, so rückte ich mit der Kompagnie nach. Uns standen nur wenige Tscherkessen gegenüber, die schlecht schossen, so daß wir nur ganz unbedeutende Verluste hatten; bald wichen sie zurück, ihre Todten und Verwundeten mit sich führend, worauf wir nachdrängten, die verlorene Stellung

wieder besetzten und uns zur Vertheidigung einrichteten. Hierbei hatte ich eine Mißhelligkeit mit einem alten 54jährigen Stabskapitän, dessen ich später noch erwähnen werde. In verschiedenen Fällen kam er meinen Befehlen nicht nach, bis ich ihm schließlich — immer durch den Dolmetscher — drohen ließ, daß ich ihn wegen Verweigerung des Gehorsams vor dem Feinde zur Verantwortung ziehen würde. Es widerstrebte mir, gleich in den ersten Tagen Dienstzeit gegen einen um so viel älteren Untergebenen sofort mit der Strenge vorzugehen, wie es sich eigentlich gehört hätte.

Derartige Ueberraschungen durch die Türken kamen öfters vor, so daß ich ihrer nicht noch weiter besonders erwähnen werde. Jedenfalls war aber der dortige Aufenthalt eine vortreffliche Schule im kleinen Kriege. Bezeichnend war, daß in solchen Fällen die vorgeschobenen Kasaken sich stets vor den Tscherkessen aufs Eifrigste zurückzogen und immer durch übertriebene Meldungen das Lager in Aufregung versetzten.

Das erwähnte Gefecht hatte übrigens ein trauriges Nachspiel in Gestalt einer türkischen Grausamkeit. Die Tscherkessen streiften den folgenden Morgen bis nahe an unsere Posten. Dort sahen sie, wie man mir erzählte, eine junge Bulgarenfrau, nahmen sie gefangen und schnitten ihr den Kopf und die Brüste ab. Ein Tscherkesse steckte den Kopf auf einen langen Stock, sprengte, ihn in der Luft schwenkend, bis an unsere Posten heran, ließ ihn dort fallen und jagte wieder zurück, leider von den ihm nachgeschickten Kugeln gefehlt. Ein junger Bulgare erkannte in dem Kopf und der demnächst aufgefundenen Leiche seine Frau, die Mutter seiner Kinder.

Mit den Offizieren trat ich täglich mehr in Berührung; immer aber behandelten sie mich mehr als Gast denn als gleichgestellten Kameraden und wahrten mir gegenüber dieselben Formen wie gegen Oberstlieutenant Skugarewski. Oefters erwiesen sie mir auch in ihrer Art kleine Aufmerksamkeiten, leiteten die Mannschaften beim Bau und bei der Einrichtung meiner Erdhütte an, gaben meinem Burschen allerlei gute Rathschläge und dergleichen. Natürlich

that auch ich Alles, was in meinen Kräften stand, mich ihnen gegenüber liebenswürdig zu erweisen, wobei es mir am schwersten war, mich immer auf ihren, mir doch völlig neuen Standpunkt zu stellen, denn durch die geringste Vernachlässigung einer Sitte hätte ich leicht den Schein von mir in Wahrheit so fernliegendem Hochmuth erwecken können. Oft besuchten mich zwei Kasakenoffiziere, von denen der eine, ein Jessaul, bereits Großvater war. Wie die meisten Kasakenoffiziere war er gutmüthig, aber gänzlich ungebildet und klagte mir immer sein Leid über verdorbenen Magen, was mir sehr erklärlich war, wenn ich die Schnapsflaschen in seiner Hütte betrachtete. So gab ich ihm aus meiner Feldapotheke irgend ein gleichgültiges Mittel, untersagte ihm aber das Schnapstrinken, dessen schreckliche Folgen im Verein mit der Arznei ich ihm schilderte. Drei Tage hielt er die Entsagung aus; dann zerschmetterte er die Arzneiflasche an einem Stein und war bald stockbetrunken.

Auch jener alte vorerwähnte Stabskapitän war ein Säufer; man hatte ihm wegen dieses Lasters die Kompagnie abgenommen, ihn auch nicht weiter befördert, so daß er mit seinen 54 Jahren noch immer den Dienst eines Kompagnieoffiziers that. Seine traurige Angewohnheit war ihm auf dem Gesicht geschrieben, namentlich in seinen rothen, triefenden Augen, die nur durch reichlichen Alkohol einigen Glanz bekommen; mit Vorliebe verspeiste er rohe Zwiebeln, wobei ihm das Wasser immer aus den Mundwinkeln lief. Eines Tages bot er mir, da ich meine Cigarettenspitze vergessen, die seinige an, die er frisch aus dem Munde nahm; um nicht unhöflich zu sein, überwand ich mich und nahm sie an.

Leider wurde im Offizierkorps verhältnißmäßig hoch Glücksspiel betrieben. Oberstlieutenant Skugarewski trat dagegen mit großer Strenge auf, bestrafte auch hier und da die Theilnehmer, fand aber bei den älteren Offizieren keinerlei Unterstützung. Um nicht durch Skugarewski überrascht zu werden, umgaben sich

die Spieler mit einer förmlichen Vorpostenkette gegen ihn, wobei die Mannschaften natürlich ganz genau den Zweck dieses sonderbaren Dienstes kannten. Der Ton der jüngeren Offiziere gegenüber den älteren war nach preußischen Begriffen oft ganz unverständlich. So holte mich einstens der zeitweilige Bataillonsführer Kapitän G. zum Mittagessen nach seiner Hütte ab, fand dort aber eine ganze Gesellschaft mit Glücksspiel beschäftigt. Wenn es mich schon wunderte, daß G. das Spiel in seiner Behausung duldete, obwohl er Skugarewskis Ansicht kannte, so wuchs noch mein Erstaunen, als ich ihn nicht im Stande sah, die Herren zum Aufhören zu bewegen; unter letzteren befand sich sogar sein Adjutant. G. war schließlich nicht im Stande, in seiner eigenen Hütte mit mir, seinem Gaste, Platz zu finden, und wir mußten in einer anderen, zufällig leerstehenden essen.

Wenn auch im Offizierkorps die besseren Persönlichkeiten in der Uebermacht waren, so besaßen sie doch nicht die Thatkraft, den Auswüchsen zu steuern und diese auszumerzen. So erwähnte ich bereits eines Premierlieutenants A., der sich nach dem Gefecht bei Jenisagra als angeblich verwundet nach Bukarest ins Lazareth begeben, obwohl kein Mensch an diese Verwundung glaubte und Alle über ihn entrüstet waren. Als er aber eines schönen Tages „geheilt“ aus Bukarest eintraf, mit Eßwaaren und allen möglichen Speisevorräthen, welche in jener Zeit als Leckerbissen galten, als er selbstgefällig alle möglichen prickelnden Abenteuer mit Damen aus der rumänischen Gesellschaft erzählte, die er wahrscheinlich erfunden, wurde er als liebenswürdiger Schwerenöther mit offenen Armen empfangen und erhielt sogar die Führung einer Kompagnie. Auf mich machte er den Eindruck eines Gecken, der sich ein möglichst kriegerisches Aussehen geben will; auch brachte er alle Augenblicke in meiner Gegenwart in lächerlicher Weise französische Worte an, wenngleich er sich nicht einmal in dieser Sprache verständlich machen konnte. So erinnere ich mich, daß, als einmal ein gebratenes Ferkel aufgetragen wurde, er mich auf dieses seltene Gericht mit

einer gezierten Handbewegung und den Worten: „Petit cochon“ aufmerksam machte.

Schon in den ersten Tagen meines Aufenthaltes im Regiment sagte ich mir, daß es mir unmöglich sein würde, dort im Frieden zu dienen, und machte mir zum Vorsatz, die Versetzung in die Garde zu erstreben oder wenigstens in einen besseren, näher der Grenze gelegenen Standort zu kommen, als Pultawa, die Heimath des Jeletzkischen Regiments. Solches war jedoch nur durch Auszeichnung vor dem Feinde möglich; dies war sehr schwer, da größere Gefechte nach Lage der Dinge damals nicht zu erwarten waren. Oefters schon hatte ich gebeten, eine Auskundschaftung gegen den Feind unternehmen zu dürfen, doch war Oberst Grohmann gegen solche, um nicht die Aufmerksamkeit des Feindes auf uns zu ziehen. Plötzlich fand sich jedoch eine ganz unerwartete Gelegenheit.

Am 9. November war ich, wie gewöhnlich, in der Hütte des Kapitäns G. zum Mittagessen und erfuhr dort, es solle eine Auskundschaftung mit Freiwilligen gegen die türkische Stellung unternommen werden, um unbedingt zuverlässige Nachrichten über die Stärke der türkischen Besatzung des Passes, über die Lage von deren Befestigungen, namentlich auch über die Geschützzahl einzuziehen. Etwa 50 Mann hatten sich freiwillig gemeldet, und noch immer liefen Meldungen ein, jedoch — kein Offizier. Dabei äußerten die Offiziere in der Hütte, es sei doch eine Schande, daß kein Offizier sich melde, und besonders ereiferte sich der früher erwähnte alte Stabskapitän darüber, in seiner Entrüstung mehrere Gläser Schnaps hinunterstürzend. Sofort meldete ich mich, bat jedoch, mir einen Dolmetscher beizugeben, da Minin aus irgend einem Grunde verhindert war. Da erklärte sich einer der Anwesenden, ein Premierlieutenant Podpalü, bereit, unter meinem Befehl die Auskundschaftung mitzumachen. Dieser Podpalü war vor Kurzem aus Irkutzk eingetroffen, wo er an einer Kriegsschule als Lehrer angestellt war; durch verschiedene dienstliche Aufträge in Sibirien

hatte er im Verlauf des Jahres, einschließlich seiner Rückreise über Petersburg nach dem Kriegsschauplatz, 18 000 Werst, etwa 2200 deutsche Meilen, zurückgelegt. Er sprach fertig deutsch und überragte auch an sonstiger Bildung alle seine Regimentskameraden; mir wurde er für die Dauer meines Aufenthalts im Hainkiöi-Thale ein angenehmer Umgang.

Ich bat nun Skugarewski, sofort das Unternehmen beginnen zu dürfen, worauf er mich noch darauf aufmerksam machte, daß, falls ich mich nicht aus eigener Anschauung genau von der türkischen Stellung überzeugen könne, ich versuchen solle, einen vorgeschobenen Posten aufzuheben, ein Gefecht jedoch zu vermeiden.

Mir wurden 22 Mann beigegeben, denen ich sofort anzutreten befahl, da der Weg vermuthlich recht weit war und ich noch bei Tageslicht so tief als möglich ins Gebirge eindringen wollte, um mich der feindlichen Stellung möglichst zu nähern. Meine Absicht war, den rechten Flügel der feindlichen Vorpostenstellung auf irgend welchen Waldpfaden zu umgehen und vom Rücken des Feindes aus meine Beobachtungen zu machen. Podpalü und den Mannschaften theilte ich diese Absicht mit den entsprechenden Erläuterungen mit.

Um $3\frac{1}{2}$ Nachmittags marschirten wir ab. Ich ließ meinen Ueberzieher durch einen Mann tragen; in ihm befanden sich eingewickelt: ein Brot und eine Flasche mit Kognak, um an dem voraussichtlich recht kalten Morgen die Stimmung der Mannschaften zu heben, was sich später als sehr nützlich erwies. Ich selbst nahm zu mir: Revolver, Fernglas, Schreib- und Zeichenmittel, Feuerzeug und eine Laterne mit Lichtern. Den Säbel ließ ich als unnütz den Marsch erschwerend und lärmmachend zu Hause; ein starker Stock ersetzte ihn. Um $5\frac{1}{4}$ Uhr überschritten wir unsere äußerste Vorpostenlinie; es begann zu dunkeln, ich befahl, mit Sicherheitsmaßregeln zu marschiren, und versuchte, mich auf den schauderhaften Gebirgspfaden nach Möglichkeit zurecht zu finden. Die Stimmung der Mannschaften war, dem Wagniß

angemessen, ernst, aber zuversichtlich. Jedoch theilte mir Lieutenant Podpalü mit, daß sie sich viel über die Tscherkessen unterhielten, auf welche wir jeden Augenblick stoßen konnten, und über die Grausamkeit, mit welcher jene ihre Gefangenen behandelten. Der Marsch wurde immer schwieriger; denn der Balkan ist auf der nach Rumelien abfallenden Südseite noch rauher und zerrissener als auf der Nordseite. Es war Mondschein im ersten Viertel und sternenheller Himmel, so daß man genügend sah, um nicht durch einen Fehltritt in eine Schlucht hinabzustürzen. Gegen 7 Uhr Abends erreichten wir eine schneebedeckte, hochgelegene Wiese und ruhten aus. Türkische Posten hatten wir vor uns noch gar nicht bemerkt, obwohl wir bereits in der Höhe zweier Berge waren, auf denen wir feindliche Befestigungen wußten. Dagegen erblickte man auf diesen Bergen sowie rechts von uns zahlreiche Feuer. Plötzlich hörte ich in nicht allzugroßer Entfernung feierliche Musik, wahrscheinlich das Abendgebet, von einem größeren Musikkorps ausgeführt, was mich zu der Ansicht bewog, daß wir wohl etwa ein Regiment gegenüber haben würden, da einzelne Bataillone solche Musik nicht haben konnten. Hierdurch aufmerksam geworden, befahl ich den Mannschaften, genau aufzumerken, wo, d. h. in welcher Richtung und wie oft sie demnächst am Morgen das Wecken hören würden, wobei ich von meiner preußischen Erfahrung ausging, daß die Regimentsmusik wohl Abends den Zapfenstreich spielt, des Morgens dagegen schlummert und das Wecken den einzelnen Bataillonen überläßt. Auch schickte ich Streifmannschaften aus, um etwaige feindliche Posten aufzusuchen, doch kehrten dieselben nach 1½ Stunden unverrichteter Sache zurück, und so setzte ich den Vormarsch noch bis 9½ Uhr Abends fort, zu welcher Zeit die Ermüdung der Mannschaften und die inzwischen eingetretene Dunkelheit Halt geboten. Wir lagerten an einem Waldwege, selbstverständlich ohne Feuer, dicht zusammengekauert, vor Kälte klappernd; es war eine entsetzliche Nacht. Die Laterne brannte, doch wurde ihr Schein durch Blätter verdeckt; ab und zu wärmte

sich Einer oder der Andere an ihren Scheiben die Hände. Vergeblich versuchte ich zu schlafen, doch hinderte mich die Kälte; auch lauschte ich auf jedes Geräusch, denn wir konnten ja möglicherweise ganz dicht bei einem feindlichen Posten sein. Um 2 Uhr Morgens ließ ich wieder den Vormarsch antreten, nachdem sich die Leute durch einen Schluck Kognak gestärkt hatten; ihre Stimmung war sehr ernst; als ich die Mützen zum Gebet abnehmen ließ, bekreuzigten sie sich alle. Dann ging es weiter. Ich blieb mit Lieutenant Podpalü an der Spitze; Einer trat in des Anderen Fußstapfen, um jedes Geräusch zu vermeiden. Wir mußten jeden Augenblick auf die Türken stoßen, da wir, wie ich es gewünscht, bereits hinter ihrer Stellung waren, was ich daran erkannte, daß wir die beiden mit Befestigungen gekrönten Berge schon von der anderen Seite sahen. Die Lage und Zahl der Feuer bestärkte mich in der Ansicht, daß wir drei, höchstens vier Bataillone vor uns hätten. So schlichen wir immer weiter, mit fieberhafter Aufmerksamkeit auf das kleinste Geräusch achtend. Ein Nachtvogel krächzte auf eine eigenthümliche Weise; wir glaubten, es sei das vielleicht ein Verständigungszeichen der türkischen Posten, die, von uns nicht bemerkt, unsere Ankunft entdeckt hätten, und warteten, dicht an die Felswand gelehnt, lange Zeit. Wenige Schritte waren wir weitergegangen, da befanden wir uns auf einem freien Platz, auf dem ein Lager befindlich gewesen, und sahen zu gleicher Zeit die türkischen Posten, bemerkbar durch verschiedene zerstreut liegende, kleine Feuer. Ich beschloß, mich an einen solchen heranzuschleichen, vielleicht, daß sich die Gelegenheit bot, ihn ohne Geräusch gefangen zu nehmen. Einen Waldstreifen benutzend, krochen wir lautlos an den Posten heran, so daß wir nur wenige Schritte von ihm entfernt waren. Die Schildwache stand, ohne eine Ahnung der ihr drohenden Gefahr, aufs Gewehr gestützt und schaute in die Ferne. Die Gedanken des Mannes waren wohl weit weg von hier, in der fernen asiatischen Heimath. Wenige Schritte hinter dem Posten vor Gewehr saßen vier Mann am

Feuer, deren Gewehre ziemlich entfernt standen. Ich hatte einen schweren Kampf mit mir selbst zu bestehen. Es war sicher, daß auf ein Zeichen von mir die Türken in unserer Hand waren; ja dies war voraussichtlich ohne große Gefahr für uns möglich. Andererseits überlegte ich mir aber, daß doch leicht ein Schuß fallen könne, der die Nebenfeldwachen aufmerksam machte und den Zweck unseres ganzen Vorhabens vereitelte. Endlich konnten die Gefangenen auch nicht mehr aussagen, als ich selbst zu sehen im Stande war, wenn ich in einem Versteck den Tagesanbruch abwartete und Alles aus nächster Nähe beobachtete. So geschah es auch; lautlos, wie wir herangekommen, schlichen wir zurück, und ein Versteck war bald gefunden.

Gegen 5 Uhr Morgens, noch bei Dunkelheit, hörte ich das Wecken von einem Hornisten blasen und gleich darauf an zwei anderen Stellen, die genau mit der Lage der größeren Feuer übereinstimmten, so daß ich nun drei Bataillone (Tabors), als sicher annehmen konnte; möglich, daß an einer Stelle, wo besonders viele Feuer brannten, zwei Bataillone vereint lagen. Kaum war genügendes Tageslicht, so entwarf ich eine genaue Zeichnung der feindlichen Stellung von deren Rückseite aus, trug die starken Verschanzungen ein, die ich nun in nicht weiter Entfernung erblickte, konnte auch die Zahl der Geschütze eintragen, so daß mein Zweck völlig erreicht war. Nun kam aber eine nicht mindere Gefahr; der Rückweg bei Tageslicht, angesichts der Türken, an deren Befestigungen wir auf höchstens 800 bis 1000 Schritte Entfernung vorbeimußten. Anfänglich deckte uns kleines Gehölz; dann aber mußten wir etwa 1000 Schritte auf einer offenen Fläche zurücklegen. Um den Anschein zu geben, als seien wir eine gegen die russische Stellung entsandte türkische Abtheilung, ließ ich Sicherheitsmaßregeln nach vorn zu nehmen, ließ auch die Mützen verkehrt aufsetzen, damit deren kennzeichnende, scharf geradeaus stehende Schirme uns nicht verriethen, und befahl, in ganz gemächlichem Schritt vorzugehen. Wir erblickten türkische Soldaten auf den Wällen, doch

fiel kein Schuß, denn unmöglich konnte man nach der bisherigen Unthätigkeit russische Truppen im Rücken der Türken vermuthen.

Der Rückzug über die steilen Berge war für uns, die durch Anstrengungen erschöpft waren, außerordentlich anstrengend. Gelegentlich eines längeren Aufenthalts unterwegs diktirte ich einen Bericht über die Erkundung auf deutsch an Podpalü, der ihn auf russisch niederschrieb. Wie ich später vernahm, wurde mein Unternehmen in den höheren Stäben bekannt und war mir von zweifellosem Nutzen. Gegen 10 Uhr früh langten wir wieder im Lager an und wurden nun von den Offizieren bestürmt, unsere Abenteuer zu erzählen. Oberstlieutenant Skugarewski sprach mir nach meiner mündlichen Schilderung und nach Lesung des Berichts seine ganz besondere Anerkennung aus, da der Zweck der Erkundung, wirklich zuverlässige Nachrichten über die feindliche Stärke zu haben, völlig erreicht war. Wie ich später erfuhr, beabsichtigte man damals, für den bevorstehenden Uebergang über den Balkan eine Heeresabtheilung durch den Hainköi-Paß zu schicken, ein Plan, der später unterblieb.

Bald nach jener Erkundung befehligte ich zum ersten Male die Vorpostenkompagnie, ein Auftrag, der mir demnächst oft zufiel. Es war mir jedesmal eine angenehme Aufregung, 24 Stunden so nahe am Feinde zu verbringen; im Uebrigen war aber der Auftrag kein angenehmer. Die vom Vorpostenbefehlshaber benutzte Hütte wurde niemals gereinigt, so daß ich immer die größte Mühe hatte, einigermaßen diesen Augiasstall säubern zu lassen, wobei ich den Tisch und die Lagerstätte mit heißem Wasser abbrühen ließ. Trotzdem nahm ich stets unangenehme Andenken von dort mit, aus welchen sich die Russen aber sehr wenig zu machen schienen. Meistens verbrachte ich die Nacht am Wachtfeuer der Mannschaften und erfreute mich an deren Gesprächen, aus denen man ihren braven, einfachen Sinn erkennen konnte wie auch die Dankbarkeit dafür, daß ich Theilnahme an ihrem Sein und Denken zeigte, wodurch sie durch ihre Offiziere nicht verwöhnt wurden.

Der Vorpostenkompagnie war auch etwa ein Dutzend Kasaken beigegeben, in deren Wachtdienst ich oft große Unordnungen bemerkte. Ueberhaupt bin ich, nach meinen Kriegs- und Friedenserfahrungen kein Bewunderer der Kasaken, die ich lange nicht so hoch stelle, wie den sonstigen russischen Soldaten, welch letzterem ich hohe Anerkennung zolle. So befand sich vor der eigentlichen Postenlinie während des Tages ein Kasakenposten in Stärke von 1 Gefreiten und 3 Mann in einer Art Versteck, eine im russischen Vorpostendienst sehr beliebte Maßregel. Dieser Kasakenposten war schon oft von herumschwärmenden Tscherkessen überfallen worden, hatte sich jedesmal mit Zurücklassung von allerlei Dienstgegenständen in großer Eile zurückgezogen und übertriebene Aufregung in die rückwärtigen Truppen gebracht. Eines Tages besichtigte ich diesen Posten und fand die Schildwache an dem Mahl der Anderen theilnehmend; das Gewehr war an einen Baum gelehnt. Sofort befahl ich, den Schuldigen sowie den Gefreiten abzulösen, und meldete den Vorfall an Oberstlieutenant Skugarewski, der dem Befehlshaber der Sotnie die Bestrafung der Beiden wegen Vernachlässigung des Wachtdienstes angesichts des Feindes überließ. Der Gefreite kam mit einem Rüffel davon, und der Posten erhielt — eine Strafwache!

Gegen Anfang November wechselten die Truppen in der Vorpostenstellung; nur Skugarewski, der Doktor und ich blieben als alter Stamm zurück. Den letzten Abend vereinigten sich die meisten Offiziere in meiner Hütte bei einem Abendessen, zu welchem ich mir besondere Vorräthe aus Tirnowa bestellt hatte. Die neuangekommenen Offiziere machten mir größtentheils Besuch.

Mitte November hatte ich die Freude, meinen Divisionskommandeur, Fürst Sjwatopolk-Mirski, zu sehen, der sich mir in Bukarest so entgegenkommend gezeigt. Er besuchte von Tirnowa aus unsere Stellung, und nahm Gelegenheit, Offizieren wie Mannschaften den Dank für die bisherigen Leistungen und Mühen

auszusprechen, wobei seine wahrhaft vornehme Art sichtbar großen Eindruck machte. Auch mir machte er einen Besuch, während dessen er sich höchst anerkennend über meine Erkundung aussprach und mir einen Platz in seinem Stabe anbot, meinend, ich könne mich doch auf die Dauer in den hiesigen Verhältnissen und in der Umgebung unmöglich wohl fühlen. Das Anerbieten war sehr verlockend; doch überlegte ich mir, daß ich im Stabe des Fürsten, mit dem ich immer französisch sprach, nie ordentlich russisch lernen würde, und so wies ich es mit größtem Dank zurück, hinzufügend, daß ich mich hier sehr wohl fühle und es in jeder Beziehung für besser hielte, wenn ich noch längere Zeit verbliebe. Der Fürst billigte meine Antwort, versicherte mir aber, daß, wenn ich es doch noch wünschen sollte, ich stets einen Platz in seinem Stabe offen finden würde. Gelegentlich des Besuches des Fürsten lernte ich auch einen jungen Fürsten Dolgoruki kennen, der ihm als Ordonnanz zugetheilt war. Er hatte sich freiwillig gemeldet, den Feldzug mitzumachen, wurde aber nicht einem Regiment zugetheilt, sondern, obwohl völlig unausgebildet, dem ihm bekannten Fürsten Mirski „als Ordonnanz“ überwiesen. Doch speiste er an dessen Tische, führte in Tirnowa ein großes Leben, hielt sich 4 Wagenpferde, und alle Offiziere des Stabes warben um seine Gunst. Ich komme später noch auf ihn zu sprechen.

Ende November sah ich zum ersten Male einen russischen Kompagniefeiertag begehen. Das Regiment, jede Kompagnie, ja sogar jeder Zug hat einen Heiligen — in diesem Falle war es, irre ich nicht, der heilige Michael —, der festlich gefeiert wird. Die Mannschaften gingen, wie ich dies auch später zu bemerken Gelegenheit hatte, mit großem Eifer an die Feier dieses Festes. Tags zuvor wurden die Lagerplätze der zwei Kompagnien, deren Schutzheiliger der Erzengel Michael war, nach Möglichkeit gereinigt und geschmückt, wozu aus Tirnowa Flaggen und andere Schmuckgegenstände besorgt waren; wohl jeder Mann hatte mit Vergnügen hierzu beigesteuert. Zunächst wurde ein Feldgottesdienst

abgehalten, nach dessen Beendigung die Mannschaften zum Festessen Platz nahmen.

Am Kopfende eines Tisches stand ein großer Eimer mit Schnaps, aus welchem Skugarewski ein Glas schöpfte, erst das Wohl des Kaisers, dann das der Mannschaften ausbrachte; allen diesen und noch einigen anderen Trinksprüchen folgte stets ein dreimaliges Hurrah. Der Offizierstisch war mit allerlei, für die dortigen Verhältnisse ausgesuchten Speisen bedeckt, doch war auch hier Schnaps das einzige Getränk. Der Pope segnete erst die Tische; dann setzte er sich zu den Offizieren, ließ die Wirkung des Segens auf sich recht kräftig werden, aß und trank für Zweie. Die Stimmung war anfänglich ruhig, wurde jedoch durch den fortgesetzten Genuß von Wodka seitens der Offiziere und Mannschaften immer lauter, und bald herrschte allgemeine Heiterkeit und Freude, die sich noch dadurch steigerte, daß die Nachricht über den siegreichen Sturm auf Kars eintraf. Abends spielten die Mannschaften allerlei Spiele; andere vollführten die russischen Volkstänze nach dem Klange eines Tambourins. Viel Spaß erregte ein Unteroffizier, der sich geschickt als Bär verkleidet hatte und von einem als Türken verkleideten Soldaten herumgeführt wurde. Zum Schluß warf sich der Bär auf den Türken und erdrückte ihn. Dies mußte unzählige Male wiederholt werden, bis es dem bereits an 20 mal erwürgten „Türken" zu viel wurde. Alle Offiziere warfen Geld unter die darstellenden Mannschaften, wobei der Bär den Löwenantheil erhielt. Die ganze Feier gefiel mir recht gut; doch fand ich sie in so unmittelbarer Nähe des Feindes sehr gewagt. Ein nächtlicher Angriff hätte recht unangenehme Folgen haben können, denn von den beiden Kompagnien gab es schließlich nur noch wenige „Gefechtsfähige".

Von Mitte bis Ende November war bei uns große Stille gewesen; die Türken verhielten sich ganz ruhig; doch war dies nur trügerischer Schein. Durch bulgarische Kundschafter hatten wir Nachrichten, daß die Türken sowohl rechts von uns bei

Schipka, als auch in unserer linken Flanke, auf der Strecke von Slivno nach Elena zu, mit großem Eifer die Wege besserten. Man legte in unserer Stellung auf jene Nachrichten kein großes Gewicht, doch kamen sie mir gleich nicht geheuer vor. Am 3. Dezember schrieb ich wörtlich Folgendes nach Hause: „Die Türken verhalten sich jetzt auffallend ruhig; meiner Meinung nach ist dies Stille vor dem Sturme, und werden sie binnen Kurzem einen Durchbruchsversuch bei uns oder links von uns bei Elena versuchen; ich glaube eher das Letztere; aus Schipka sollen sie viele Truppen zurückgezogen haben. Es ist aber schlimm, daß man hier Alles immer erst so spät erfährt. Warum haben wir keinen Telegraphen?!"

Nur zu bald sollte sich meine Vermuthung bestätigen. Am 4. Dezember glaubten unsere Offiziere in unserer linken Flanke heftigen Kanonendonner zu vernehmen, doch herrschte ein solcher Sturm, daß Gewißheit nicht zu erlangen war. Wie schon erwähnt, waren wir weder mit den Stellungen in unseren Flanken, Schipka und Elena, noch mit dem rückwärts gelegenen Tirnowa durch den Telegraphen verbunden. Am Abend des 4. kam ein von Oberst Grohmann an Skugarewski geschickter Kasak mit der Nachricht, daß alle unsere Stellungen vor Elena verloren seien, bald darauf folgte die Botschaft, daß auch Elena geräumt sei, dessen Besatzung eine rückwärtige Stellung eingenommen habe, um den Feind vom weiteren Vordringen auf Tirnowa abzuhalten. Wir erhielten den Befehl, jeden Augenblick zum Abmarsch bereit zu sein. Alles irgend wie Entbehrliche wurde auf Wagen gelegt; ich behielt nur meinen kleinen Koffer und eine Decke bei mir. Jeden Augenblick erwarteten wir einen türkischen Angriff, der uns verhindern sollte, unsere linke Flanke zu verstärken. Unsere Lage war eine sehr ernste; denn ging Tirnowa verloren, wie es nach den sich mehrenden, oft übertriebenen Nachrichten den Anschein hatte, so waren wir abgeschnitten.

So vergingen die nächsten Tage in großer Aufregung. Die

Türken beunruhigten uns jedoch nur insoweit, als sie alle vor uns liegenden bulgarischen Gebirgsdörfer niederbrannten; deren unglückliche Bewohner flüchteten zu uns, was gerade in dieser Zeit höchst ungelegen war, denn unsere Vorräthe begannen knapp zu werden, und aus Tirnowa war nichts zu beschaffen, da dort keine Wagen eingelassen wurden, um die daselbst herrschende, geradezu unbeschreibliche Verwirrung nicht zu vermehren. Außerdem brach schneidende Kälte herein. Aus letzterem Grunde hatte Skugarewski befohlen, unsere vorgeschobensten Posten auf den Bergspitzen des Nachts einzuziehen und sie nur am Tage zu besetzen, was sich die Tscherkessen zu Nutze machten und in einer Nacht unsere mühsam errichteten kleinen Wachthäuser niederbrannten.

Am 7. Dezember Abends traf ein Schreiben des Oberst Grohmann an Skugarewski ein, mit dem Wunsche, durch eine abermalige Erkundung mit Freiwilligen, wobei ausdrücklich hinzugefügt wurde, ganz in der Art, wie ich sie unternommen, in Erfahrung zu bringen, ob eine Veränderung in der Besetzung der türkischen Hainkiöi-Stellung vor sich gegangen. Wegen der mißlichen Verhältnisse in unserer linken Flanke bei Elena sei es erwünscht, hierüber Näheres zu wissen. Oberstlieutenant Skugarewski kam folgenden Tages zu mir und bat, ob ich nicht abermals den Befehl über die Freiwilligen übernehmen wolle, worauf ich natürlich einging, obwohl der Auftrag bei der bitteren Kälte — wir hatten im Thale 20 Grad Reaumur, wie mußte sie erst in den Bergen sein! — kein Vergnügen war. In einer Lage wie die meinige mußte man es jedoch als ein Glück betrachten, wenn sich die Gelegenheit bot, etwas zu leisten. Es hatten sich diesmal nur 16 Mann Freiwillige gemeldet, die ich ohne Dolmetscher führen konnte, denn dank dem Unterricht bei dem musikalischen Bataillonsarzt fühlte ich mich allenfalls sicher in der Sprache. Wenn möglich, sollten wir nach dem Dorfe Hainkiöi gelangen, wohin mir zwei Bulgaren als Führer mitgegeben wurden, von denen der eine jener berüchtigte

Räuberhauptmann, dessen ich früher bereits erwähnte. Mit seiner langen Flinte, seinem großen Messer und dem wilden Aeußern machte er mir gerade keinen sehr vertrauenerweckenden Eindruck, doch rieth Skugarewski, ihn als Führer zu nehmen, angesichts seiner mehrfachen guten Dienste als Kundschafter. Die Verständigung mit den beiden Bulgaren war nicht ganz leicht; doch haben die beiden Sprachen ja viele Aehnlichkeit, etwa wie Holländisch und Deutsch.

Nachdem unsere vordersten Stellungen überschritten waren, schlugen die Kerls plötzlich einen äußerst beschwerlichen Weg ein, durchaus nicht in der Richtung auf Hainkiöi, gaben auch die Entfernung bis dorthin um das Dreifache zu weit an. Auf meine Entgegnung, daß ich ungefähr Bescheid wisse, meinten sie, mit der Zeit würden wir schon auf den richtigen Weg gelangen. So schritten wir immer weiter, ohne Weg und Steg, über Felsen und Klüfte und hatten schließlich nur noch eine Stunde Tageslicht vor uns. Da stieg mir die Ueberzeugung auf, die Schufte wollten uns in die Hände der Türken führen, und so bezeichnete ich nun persönlich die Marschrichtung. Da erklärten Beide nach leise geführtem Gespräch mit trotzigen Mienen, sie würden weiter nicht mitgehen. Ich überlegte mir nun, daß, wenn sie uns verließen, sie uns verrathen könnten, sah mich also gezwungen, die unheimlichen Gesellen bei mir zu behalten und mich allein auf meinen Ortssinn zu verlassen; von meinen Mannschaften war kein Einziger je so weit vor gewesen. So befahl ich den Bulgaren, bei mir zu bleiben, und beauftragte zwei Mann mit ihrer Ueberwachung, die den bestimmten Befehl hatten, sie bei dem geringsten Fluchtversuch niederzuschießen. Erst dieser Drohung fügten sie sich, aber mit großem Widerwillen. Dann beschloß ich, den Endpunkt meiner ersten Erkundung aufzusuchen und, falls nothwendig, von dort bis Hainkiöi vorzudringen. Nach einer Stunde, als die Dunkelheit bereits eingebrochen, gelangte ich auf den mir bekannten Fußpfad, und gegen 7 Uhr Abends war ich an der alten Stelle. Zu sehen

war gar nichts, da auf den Bergen dichter Nebel lag; so erhielten die Leute nur die Anweisung, den feindlichen Signalen zu lauschen, die mir schon einmal gute Dienste geleistet. Schon vor dem Abmarsch hatte ich an Skugarewski die Ansicht geäußert, daß uns wohl nur wenige Truppen gegenüberstehen würden, angesichts der uns gemeldeten Verstärkung der türkischen Streitkräfte bei Elena. Richtig hörte man diesmal nur ein einziges türkisches Signal in der Richtung der Befestigungen; sonst herrschte Todtenstille. Nachdem Posten ausgestellt waren, lagerten wir uns dicht nebeneinandergepreßt, doch war es, bei dem schneidenden, die Kälte noch empfindlicher machenden Winde unmöglich, sich zu erwärmen. Meine ganze Thätigkeit bestand darin, die Leute am Schlafe zu verhindern, denn sicherlich wäre so Mancher aus solchem nicht wieder erwacht. So versuchten wir denn, auf mein Geheiß uns durch allerlei Bewegungen wach zu erhalten und zu erwärmen. Um 11 Uhr Nachts verjagte der Wind den Nebel, und es wurde völlig klar. An den mir von früher bekannten Stellen waren keine Feuer zu sehen; nur auf einem der Werke brannte ein solches. So verbrachten wir in einer, durch die furchtbare Kälte wahrhaft entsetzlichen Lage 13 Stunden, von 6½ Uhr Abends bis 7½ Uhr früh; gegen 7 Uhr früh hörte ich abermals, von derselben Stelle her, nur ein Signal. Um 7½ Uhr begab ich mich mit einigen Mann weiter vor, wo damals der Posten gestanden, den ich hätte überfallen können; aber kein Feind war zu sehen; die Vorpostenhütten standen leer; die einzigen Feuerstellen waren sichtbar bereits seit Tagen erloschen. Wenngleich ich mich nun überzeugt, daß der Feind nur etwa ein Bataillon uns gegenübergelassen, so wollte ich doch noch den Weg nach Hainkiöi einschlagen, als wir, in der Richtung nach genanntem Dorfe 10 bis 12 Tscherkessen erblickten, mit denen man sich hätte in ein Gefecht einlassen müssen, was ausdrücklich verboten war. Daher trat ich den Rückmarsch an, um so mehr, als es wiederum stark neblig wurde.

War schon der Hinweg schlecht, so war es der Rückweg noch

mehr, denn auf den steilen Pfaden machte die scharfe Glätte das Gehen kaum möglich; fortwährend stürzte man. Doch war ich befriedigt, den Auftrag erfüllt zu haben, denn es war nun festgestellt, daß wir jedenfalls zur Zeit keinen türkischen Angriff zu erwarten hätten. Dies gab die Möglichkeit, einen Theil unserer Truppen nach Elena zur Unterstützung zu senden, was auch sofort geschah.

Die beiden bulgarischen Führer erhielten, obwohl sie es nicht verdient, doch eine geringe Belohnung, verschwanden aber noch denselben Tag aus unserem Lager, was mir den Verdacht, daß sie uns verrathen wollten, zur Gewißheit machte.

Da die Türken unbegreiflicherweise ihren großen, bei Elena errungenen Vortheil nicht dazu benutzten, gegen Tirnowa vorzugehen, was sie ganz gut gekonnt und wodurch sie einen bedeutenden Erfolg erzielt hätten, so gewann man russischerseits Zeit, Verstärkungen heranzuziehen und, wie erwähnt, wurde auch ein Theil der Hainkiöi-Truppen hierzu benutzt. Auf Befehl von Fürst Mirski wurde Oberstlieutenant Skugarewski mit einem Bataillon des Jeletzkischen Regiments und einer halben Batterie nach dem Dorfe Drenta geschickt, wo er unsere linke Flanke sicherte und vielleicht bei einem Rückzuge des Feindes denselben behelligen konnte. Allen war es leid, Skugarewski aus einer Stellung scheiden zu sehen, in der er viel geleistet und sich die Liebe und Achtung Aller erworben. Seinen Anordnungen ist nicht nur die Wahl der Vorpostenaufstellung zuzuschreiben, sondern auch der wichtige Umstand, daß der Feind keinen ernstlichen Angriff unternahm, weil alle die vielen von ihm als Fühlhörner versuchten kleineren Vorstöße an der Wachsamkeit von Skugarewskis Truppen zerschellten. Einen Beweis hierfür liefert die kriegsgerichtliche Verhandlung gegen Suleiman Pascha. Als diesem zum schweren Vorwurf durch das Kriegsgericht gemacht wurde, daß er, statt der nutzlosen Angriffe auf Schipka nicht versucht habe, den Hainkiöi-Paß zu erzwingen und über Tirnowa Osman Pascha in Plewna zu Hülfe

zu kommen, entschuldigte sich Suleiman damit, daß die starke Besatzung des Passes in vorzüglich gewählter Stellung einen solchen Versuch im Voraus als hoffnungslos erscheinen ließ.

Mit Oberstlieutenant Skugarewski verließ uns auch jener mehrfach genannte Unteroffizier Minin, der als Offizier zum Garde-Jägerregiment versetzt war.

Der älteste Kapitän Lissinkow erhielt nun den Befehl in der vorgeschobenen Stellung und ich die Führung der 2. Schützen-Kompagnie, welche ich ohnehin schon längere Zeit stellvertretend befehligt.

Auf Befehl von Oberst Grohmann waren alle Wagen nach rückwärts geschickt worden, so daß es uns schließlich so ziemlich an Allem fehlte. Ich hatte in meinem kleinen Koffer das Nothwendigste an Lebensbedürfnissen untergebracht, wie: Lichte, Zucker, Thee, Käse, Streichhölzer, Tabak. Die meisten anderen Offiziere hatten jedoch ihren Burschen das Einpacken überlassen, welche alle jene so nothwendigen Vorräthe sorgfältig in den fortgeschickten Koffern untergebracht. Soviel ich konnte, half ich aus, war aber bald selbst in Verlegenheit. Bald wollte Einer einen kleinen Löffel voll Thee, um sich das seit mehreren Tagen entbehrte Getränk zubereiten zu können; ein Anderer bat um ein Stück Licht, ein Dritter um sechs Streichhölzer, ein Vierter um zehn Stück Zucker. Vor Allem mangelte es an Fleisch nnd Brot, und schließlich waren die aufgeweichten, sogenannten „Zwiebacke“ unsere Hauptnahrung. Der alte Kapitän Lissinkow machte nach jeder unserer dürftigen Mahlzeiten, den stets von ihm selbst am meisten belachten Witz, es gäbe auch noch „Gefrorenes“, doch dies müsse man im Freien verzehren.

Der allerseits mit Freuden begrüßte endliche Fall Plewnas machte den unerquicklichen Zuständen ein Ende. Die Türken gaben sofort alle Angriffsgedanken auf, und die früheren Verhältnisse traten ein. Allgemein war der Glaube und die Hoffnung auf Frieden. An einen bevorstehenden Balkan-Uebergang glaubte bei

diesem kalten Winter und dem tiefen Schnee kein Mensch. Zum dritten Mal mußte ich bei der furchtbaren Kälte eine Erkundung machen, wobei ich bis dicht an das Dorf Hainkiöi gelangte und feststellte, daß in der türkischen Stellung wieder die anfängliche Besatzung stände; diesmal erkrankte ein großer Theil meiner Mannschaften an erfrorenen Gliedmaßen; auch verlor ich drei Kasaken meiner Begleitung, die bei der scharfen Glätte in einen tiefen Abgrund gestürzt waren, wohin ihnen Hülfe zu bringen unmöglich war. Oberstlieutenant Skugarewski kehrte noch einmal zurück, doch nur, um sich bei Oberst Grohmann abzumelden, da er zum Generalstabschef der 1. Garde-Infanterie-Division ernannt worden war. Lieutenant Podpalü war nach Rußland geschickt worden, um Bekleidungsgegenstände für das Regiment zu holen; so waren denn alle meine nächsten Bekannten fort. Da meines Erachtens irgend welche kriegerischen Ereignisse nicht bevorstanden, so beschloß ich einer Aufforderung des Fürsten Mirski, ihn in Tirnowa zu besuchen, nachzukommen und zugleich auch dessen Rath zu folgen, mich wieder einmal im Hauptquartier zu zeigen, um dort mit einigen, mir näher bezeichneten Persönlichkeiten wegen einer etwaigen Versetzung nach einem nahe der deutschen Grenze oder Petersburgs stehenden Regiment Rücksprache zu nehmen. Das Hauptquartier befand sich damals unweit von Plewna, in Bogot, also etwa 25 deutsche Meilen von unserer Stellung. Der Ritt dorthin war bei der strengen Kälte und den furchtbaren Wegen ein ziemlicher Entschluß; doch hielt ich den Schritt für nutzenbringend und unternahm ihn. Das Nothwendigste nahm ich mir in den äußerst praktischen bulgarischen Reisesäcken auf mein Pferd, übergab alles Uebrige meinem getreuen Burschen Janke und machte mich am 22. Dezember auf den Weg. Damals ahnte ich nicht, daß ich das Hainkiöi-Thal, meine mir lieb gewordene Erdhütte für immer verließ. Heute noch denke ich gern und mit Dankbarkeit an die dort durchlebte Zeit zurück, welche die Grundlage zu meiner Laufbahn in Rußland wurde.

7. Von Hainkiöi ins Hauptquartier.

Schon der Weg nach der Hauptstellung des Regiments gab mir einen Vorgeschmack des Kommenden. Derselbe führte zum Theil im Laufe eines Gebirgsbachs, und ich brach mit dem Pferde oft bis an dessen Bauch in Schnee und Eis ein. Das arme Thier war ganz mit einer Eiskruste bedeckt, hielt aber hier wie auch überall später vorzüglich aus. Unter gewöhnlichen Verhältnissen brauchte man $^3/_4$ Stunden bis zur Hauptstellnng; diesmal jedoch kam ich erst nach drei Stunden an. Die Füße waren mir derart in den Steigbügeln eingefroren, daß ich sie nicht eher aus dem Eis herausziehen konnte, bis dieses vermittelst eines Beiles entfernt war. Doch fror ich nicht sehr, da ich warm angezogen war, namentlich aber weil ich das Gesicht und den ganzen Körper dick mit Oel eingerieben hatte, was bekanntlich ein ganz vorzügliches Mittel gegen Kälte ist. Oberst Grohmann bewilligte mir den Urlaub und lud mich zum Essen ein. Dann setzte ich meinen Weg noch fast zwei Meilen fort, bis zum Fuhrpark des Regiments, wo ich vor mehr als drei Monaten die ersten Mannschaften desselben erblickte, die damals so verwundert den ihnen wildfremden, der Sprache unkundigen Offizier anstarrten. Der Führer des Fuhrparks, Major B., war so freundlich, mir einen genau des Weges nach Tirnowa kundigen Kasaken mitzugeben, und mit diesem machte ich nun den einsamen Ritt durch den im Wintergewande liegenden mächtigen Balkan. Gegen 4 Uhr Nachmittags kam ich in Tirnowa an, wo ich in der Wohnung des Herrn L. abstieg und zu meiner großen Weihnachtsfreude viele Briefe der Meinigen vorfand, welche bisher, der unruhigen Zeiten wegen, nicht befördert worden waren. Aber es war ein einsames Weihnachten.

Fürst Mirski hatte sich nach dem Schipka-Paß zu General Radetzki begeben und kehrte erst am 25. Dezember nach Tirnowa

zurück. Er empfing mich ausnehmend freundlich und erzählte von den traurigen Ereignissen bei Elena, die ihn als den dortigen Befehlshaber ja ganz besonders getroffen. Diese für die damaligen Verhältnisse sehr bezeichnende Schilderung vertraute ich unmittelbar darauf meinem Tagebuch an und gebe sie hier wieder, um so mehr, als sie die falschen Beschuldigungen zu nichte macht, die damals im russischen Hauptquartier gegen den Fürsten erhoben wurden und auch heute noch von ununterrichteten oder ihm übelwollend gesinnten Persönlichkeiten erhoben werden.

Bei Beginn des Gesprächs fragte ich, wie es auf dem Schipka-Paß stände und ob die türkische Beschießung in den letzten Tagen viel Schaden angerichtet. Letzteres verneinte der Fürst, schilderte jedoch die dortigen täglichen furchtbaren Verluste durch Frost. Dann kam er selbst auf die Ereignisse von Elena zu sprechen und äußerte sich:

Als ich vor fünf Wochen, von meiner Krankheit noch nicht genesen, aus Bukarest zurückkehrte und den Befehl über meine Division wieder übernahm, war selbstverständlich mein Erstes, daß ich deren Stellungen besichtigte. Die bei Elena, mit der fünf Werst vorgeschobenen bei Marian, ist eine ganz vorzügliche und, wenn sie eine ganze Division vertheidigt, uneinnehmbar; nicht aber, wenn nur ein Regiment zu deren Besetzung bestimmt wird, wie hier allein das Sjewskische. Es gelang mir, durchzusetzen, daß wenigstens das Orelsche Regiment von seinem anstrengenden Dienst im Schipka-Paß abgelöst und gleichfalls nach Elena geschickt wurde. Eine Telegraphenleitung von diesem wichtigen, die Hauptstraße nach Tirnowa und ins Innere Bulgariens deckenden Punkt fand ich nicht vor. Von Tirnowa aus telegraphirte ich sofort ans Hauptquartier, bat um schleunige Anlage einer Telegraphenleitung nach Elena und erhielt die tröstliche Antwort, dieselbe sei bereits „in Aussicht genommen". Sie wurde auch wirklich sofort gelegt; als sie aber fertig war, entdeckte man, daß man sich um acht Werst verrechnet, sie also nicht bis Elena, geschweige denn

bis Marian ging, sondern acht Werst vor Elena aufhörte. Verstärkungen zur Vertheidigung der Stellung wurden mir aber nicht bewilligt, und man verwies mich hiermit auf das in Slatarica stehende Regiment. Auf meine Bemerkung, daß dieses zwanzig Werst entfernt sei und ich dann wenigstens nach dorthin um eine Telegraphenleitung bäte, meinte man, der Kanonendonner sei ja etwaigenfalls zu hören; meine Einwendung, daß dies im Gebirge nicht immer der Fall, blieb unberücksichtigt. Derart war die Lage, als ich durch bulgarische Kundschafter vernahm, daß die Türken bei Bebrowa Truppen in großer Zahl versammelten, was nur auf einen Angriff gegen Elena abgesehen sein konnte. Selbstverständlich meldete ich dies weiter und beschloß, da die Hälfte meiner Division in und um Elena stand, mein Hauptquartier dorthin zu verlegen.

Am 4. Dezember meldete mir General Dombrowski, der Befehlshaber der Stellungen um Elena und Marian, einen beginnenden türkischen Angriff. Ich stieg zu Pferde und erwartete das Nähere bei Marian. Bald schloß ich aus dem ungewöhnlich starken Artilleriefeuer, daß dies keiner der gewöhnlichen Angriffe sei. General Dombrowski hatte als Verstärkung der beiden bei Marian befindlichen Bataillone des Sjewskischen Regiments ein Bataillon des Orelschen aus Elena beordert, was ich zwar nicht ganz billigte, da unsere Hauptstellung mehr rückwärts, dicht vor Elena lag, doch wollte ich, um nicht Unordnung hervorzurufen, den einmal gegebenen Befehl nicht rückgängig machen. General Dombrowski hatte auch bereits ganz in meinem Sinne beim Befehlshaber des 11. Armeekorps in Tirnowa telegraphisch Verstärkung erbeten, d. h. er hatte einen Kasaken acht Werst nach der nächsten Telegraphenstelle zurückschicken müssen.

Der mit sehr überlegenen Kräften ausgeführte Angriff wurde inzwischen immer heftiger, und die beiden Bataillone des Sjewskischen Regiments mußten den Rückzug aus Marian antreten. Das inzwischen herbeigeeilte Bataillon des Orelschen Regiments stürzte

sich mit wahrem Heldenmuth auf den Feind, mußte jedoch gleichfalls der Uebermacht weichen. Der Rückzug dieser drei Bataillone nebst der zugehörigen Artillerie bis in die Stellung bei Elena ging in vollendeter Ordnung vor sich; den Muth der Mannschaften kann ich nicht genug rühmen. Die Artillerie verlor von zwei Batterien 132 Pferde, so daß es nicht mehr möglich war, alle Geschütze fortzuschaffen, elf mußten leider liegen bleiben. Der Verlust auf dem Rückzug war riesig; hierbei wurde auch der Befehlshaber des Orelschen Regiments verwundet und gerieth später bei Elena in Gefangenschaft. Ich überlegte, ob ich sofort den Rückzug durch Elena auf unsere letzte befestigte Stellung vor Tirnowa antreten sollte, wobei allerdings zu befürchten war, daß die gesammte Truppenabtheilung gefangen genommen würde, denn die durch Wagen und bulgarische Flüchtlinge gesperrten Straßen Elenas waren unbenutzbar. Mein einziger Gedanke war, Tirnowa zu decken, unseren Hauptplatz in Bulgarien mit seinen Lazarethen, Kriegsvorräthen, Troß, Kriegskasse, der zugleich auch die Straße nach Plewna sperrte, auf der Osman Pascha Entsatz gebracht werden sollte. So beschloß ich denn, um genannten Zweck zu erreichen, wenn nöthig, die ganze Brigade zu opfern, und befahl, die Stellung vor Elena so lange zu vertheidigen, bis die Straßen der Stadt geräumt seien; auch erwartete ich ja die telegraphisch erbetene Verstärkung aus Tirnowa.

Die Angriffe der Türken wurden immer wüthender. Der Befehlshaber des linken Flügels ließ mir melden, drei starke feindliche Abtheilungen schickten sich zum Angriff gegen ihn an, und fragte, wie er sich zu verhalten habe. „Stehen bleiben, bis der letzte Mann geopfert", war meine Antwort.

Endlich sprengt ein Kasak heran, einen Brief in der Hand, er muß die Nachricht enthalten, daß die ersehnten Verstärkungen anrücken. Schnell erbreche ich ihn; was enthält er!

> „Falls Sie wirklich Verstärkungen nöthig haben, so schicken Sie nach Slatariza und telegraphiren hierher.

Die Truppen sind angewiesen, Ihren Befehlen nachzukommen."

Wissen Sie, das war, um auf der Stelle zu sterben. Meine Truppen verbluten sich im Kampfe, und ich erhalte eine solche Antwort! Es war inzwischen 11 Uhr geworden; ich schickte nach den Verstärkungen, erkannte aber auch, daß unsere Stellung nicht mehr zu halten sei, da die Türken mit Umgehungsabtheilungen bereits fast näher an Jakowice, unserer letzten Stellung vor Tirnowa, heran waren als wir selbst. So befahl ich den Rückzug durch Elena und besetzte noch rechtzeitig die Stellung bei Jakowice. Auf diesem Rückzuge wurde die Nachhut infolge ihrer überhaupt noch den Rückzug ermöglichenden heldenmüthigen Vertheidigung abgeschnitten und drei Kompagnien des Orelschen Regiments gefangen. Die Stellung bei Jakowice wurde nun seitens meiner braven Truppen mit wahrem Heldenmuth vertheidigt, bis endlich gegen 5 Uhr die Dunkelheit dem fortwährenden Anstürmen der Türken ein Ziel setzte. Später langten auch die Verstärkungen an, und — Tirnowa war gerettet.

Ich frage Sie nun, ob der allerdings große Verlust nicht die Rettung unseres Hauptplatzes in Bulgarien aufwiegt, durch dessen Fall noch kurz vor der Uebergabe Plewnas die erwünschte Vereinigung von Osman und Suleiman Pascha möglich geworden wäre. Die Folgen hiervon sind gar nicht abzusehen.

Was geschah nun aber weiter?

Im Hauptquartier des Großfürsten war diese Niederlage Wasser auf die Mühle meiner Feinde. Nur mein allergnädigster Kaiser sah ein, was eigentlich geleistet, und schickte sofort hundert Georgenkreuze für die Mannschaften.

Nach zwei Tagen waren 35 Bataillone um Jakowice vorhanden und wir den Türken überlegen. Da arbeitete ich den Plan aus, dieselben in ihrer gewagten Stellung bei Elena vollständig einzuschließen; 15 Bataillone sollten von Jakowice aus einen Scheinangriff auf Elena machen, während dessen Abwehr 18 Bataillone von Slatariza aus dem Feinde in die Flanken

fallen sollten; 2 Bataillone (unter Oberstlieutenant Skugarewski) sollten ihm bei Bebrowa den Rückzug verlegen.

Der Befehlshaber des 11. Armeekorps, General Dellingshausen, wagte nicht, auf eigene Verantwortung diesen Angriff zu unternehmen, sondern fragte erst beim Hauptquartier an, wodurch eine kostbare Zeit verloren ging. Endlich wurde von dort Dellingshausen volle Freiheit des Handelns überlassen. Da erfuhren wir die Nachricht vom Falle Plewnas, und ich bat nun um so dringender, angreifen zu dürfen, da die Türken nicht so gefällig sein würden, fortwährend auf uns zu warten. Sie hatten sich inzwischen wie gewöhnlich vorzüglich verschanzt; alle ihre Batterien waren durch Telegraphen verbunden; ich schämte mich, daß sie so wichtige Anordnungen, zu denen wir Monate gebrauchten, in wenigen Tagen veranlaßten. Hier, in diesem Zimmer, kamen wir noch einmal, Dellingshausen und andere höhere Offiziere, zusammen. Ersterer fragte mich: „Fürst Mirski, sind Sie noch immer der festen Meinung, daß wir angreifen?“ „Natürlich“, entgegnete ich. „Dann setze ich den Angriff auf den 17. Dezember (also noch vier Tage!) fest; bis dahin müßten noch weitere Verstärkungen eingetroffen sein.“

Nun frage ich Sie, was brauchten wir mit 35 Bataillonen noch Verstärkungen, wo ich die Minderzahl der Türken genau kannte? Richtig, zwei Tage darauf erhielt ich zwei Meldungen; die eine, daß die Türken die Stellung räumten, die andere, daß sie einen Scheinangriff machten, um den Abzug zu verdecken. Als ich mich nach Jakowice begab, waren die Türken bereits nicht mehr zu sehen, und sie werden uns nun wohl an anderer Stelle schaden. Wissen Sie, mich hat diese Kriegführung, Alles, was ich hier erlebt und gesehen, krank gemacht; offen spreche ich aus, daß ich unter so traurigen Umständen nichts weiter als baldigen Frieden wünsche.“ —

So endete die mir höchst lehrreiche Darlegung des Fürsten, nach welcher er sichtlich sehr aufgeregt und erschöpft war.

Später traf ich den Fürsten zu Tisch, traf dort auch dessen

Generalstabschef Oberst v. Raben, zwei barmherzige Schwestern, deren eine eine vornehme Dame aus der Petersburger Gesellschaft war, die beiden Batteriechefs, die bei Plewna ihre Geschütze verloren und jenen Fürsten Dolgoruki, dessen ich schon gelegentlich des Besuchs im Hainkiöi-Thale erwähnte. Er bat mich, im Hauptquartier einen Brief abzugeben, der seine Beförderung zum Offizier betreiben sollte. Als er erfuhr, daß ich mich nach Pferden umsah, um dorthin zu reisen, denn bei der andauernd schneidenden Kälte rieth man mir überall ab, zu reiten, bot er mir liebenswürdigerweise sein Dreigespann an, mit dem ich am 26. Dezember die Reise antrat.

Der Kutscher des Fürsten Dolgoruki sprach nur ungarisch, wodurch natürlich die gegenseitige Verständigung, wie auch die auf der Reise, sehr erschwert wurde. Mein erstes Reiseziel war das Städtchen Selvi, bis wohin, wie man mir in Tirnowa bestimmt versichert hatte, das bisher in Bogot befindliche Hauptquartier bereits verlegt sei. Die Fahrt bot wenig Abwechselung, höchstens die, daß der Kutscher es ermöglichte, mich mitten auf der Landstraße umzuwerfen. Zu deren beiden Seiten lagen gefallene Zugthiere, Pferde, Ochsen und Büffel. Konnte ein Thier aus Ueberanstrengung, hauptsächlich hervorgerufen durch Futtermangel, nicht weiter, so wurde es ausgespannt und fiel der Kälte, wilden Hunden und Raubvögeln zum Opfer. Auf einem todten Pferde sah ich zwei besonders große Aasgeier sitzen, die mich ruhig bis auf 20 Schritt herankommen ließen, worauf ich zwei Schüsse aus meinem Revolver abgab, aber leider fehlte. Nach sechsstündiger Fahrt traf ich, bereits bei voller Dunkelheit, in Selvi ein.

Mit meinem schlechten Russisch wurde es mir schwer, in der von Truppen überfüllten kleinen Stadt ein Unterkommen zu finden, und ich verdankte auch solches nur einem glücklichen Zufall. Die ganze Division Skobelews, die 16., lag in und um Selvi, außerdem noch mehrere Kasaken-Regimenter. Sie kamen von Plewna und sahen nach den Anstrengungen der Belagerung noch abge-

rissener und schlechter als mein Regiment aus. Unter den Offizieren bemerkte man wilde, wüste Gestalten. In der Wirthsstube war ein wahres Landsknechtstreiben; trinkende, laut schreiende Gruppen von Offizieren; an einem anderen Tisch schien hoch gespielt zu werden, denn vor dem Bankhalter lag ein Berg von Gold, Silber und Papiergeld; mehrere freche Frauenzimmer trieben dort ihr Wesen; Alles war in dicken Tabaksqualm gehüllt. Bald merkte man mir den Ausländer an, und nach kurzer Zeit war ich von einer Gruppe von Offizieren umgeben, deren einige etwas Deutsch verstanden und denen ich aus Preußen und aus dem Balkan erzählen mußte. Sie besonders fesselnde Stellen übersetzten sie ihren Kameraden.

Zu meinem Bedauern erfuhr ich, daß das Hauptquartier noch nicht angekommen sei, aber täglich erwartet werde. Doch beschloß ich, meine Zeit nicht unnütz in dem ungemüthlichen Selvi zu verbringen, sondern begab mich folgenden Morgens dem Hauptquartier entgegen nach Lowtscha. Unterwegs hatte ich die Freude, dem aus dem Hauptquartier kommenden Oberstlieutenant Skugarewski zu begegnen, der mir mittheilte, er habe mit verschiedenen maßgebenden Persönlichkeiten günstig über mich gesprochen, ja sogar eine Versetzung zur Garde angedeutet, doch sei er in dieser Beziehung auf ihm unüberwindbar scheinende Schwierigkeiten gestoßen.

Ich wurde auf das Gehörte hin schon schwankend, ob ich überhaupt meine Reise fortsetzen sollte; doch wollte ich den einmal gefaßten Entschluß, dessen Ausführung mir bereits so viele Mühe gekostet, nicht aufgeben. Auch meinte Skugarewski, es schade jedenfalls nichts, wenn ich mich einmal im Hauptquartier zeige. Ueber Letzteres sprach er nicht sehr günstig, meinte, es fehle dort an jeglicher oberer Leitung; Alles mache sich gewissermaßen von selbst; auch die Schilderung über das dortige Leben war nicht sehr erbaulich. „Ein preußisches Hauptquartier ist es nicht", sagte er.

In Lowtscha wurde es mir noch schwerer, ein Unterkommen zu finden, und so begab ich mich schließlich zum bulgarischen Polizeimeister, von dem mir gesagt wurde, er spräche ganz fertig russisch. Man wies mich in eine kleine, schmutzige Stube, in welcher ein Mann mit gekreuzten Beinen auf der Erde saß und ein Paar Hosen flickte. Natürlich glaubte ich, falsch gegangen zu sein, und fragte: „Wo ist der Polizeimeister?“ „Der bin ich“ entgegnete er mit großer Würde und nahm einen Faden in den Mund, um ihn einzufädeln. Doch verschaffte mir dieser schneidernde Polizeipräsident wirklich ein Unterkommen. Lowtscha war damals eine vorwiegend türkische Stadt mit zahlreichen Moscheen und jenen offenen Bazars, wie man sie in allen größeren türkischen Städten trifft. Ein Theil der Stadt war zerstört, und noch überall traf man Spuren der vor etlichen Monaten dort geschlagenen blutigen Schlacht, welcher Skobelew den Beginn seines bulgarischen Kriegsruhms verdankte.

Folgenden Tages gegen Mittag kam ich im Hauptquartier Bogot an und stieg in demselben Marketenderzelt ab, welches ich in Gorni-Studen bewohnt. Dort fand ich wenig verändert: nur die noch von früher auf dem Zelt befindliche Firma „Haas und Gauthier“ war überklebt; denn der alte Herr Gauthier war, wohl der Anstrengungen des Feldzuges müde, — durchgegangen, nicht ohne vorsichtigerweise die reichlich gefüllte, gemeinsame Kasse mitgenommen zu haben.

Mein erster Gang war zum Adjutanten des Großfürsten Oberst Hasenkampf, an den mich Skugarewski gewiesen und dem ich den Wunsch vortrug, nach dem Kriege in ein näher an der deutschen Grenze oder in der Nähe Petersburgs gelegenes Regiment versetzt zu werden. Auch sprach ich ihm mein Bedauern aus, daß es mir noch nicht vergönnt gewesen, ein größeres Gefecht mitzumachen und mich auszuzeichnen. „O, man weiß es hier sehr genau, daß Sie dies doch bereits ermöglicht haben“, meinte er; „wir haben schon von Ihnen gehört. Doch wird Ihr Wunsch

jetzt kaum zu erfüllen sein, denn ich glaube nicht, daß der Großfürst zur Zeit etwas in dieser Beziehung thun wird. Das glaube ich Ihnen aber bestimmt zusagen zu können, daß sich, wenn Sie sich, wie zu erwarten, weiter auszeichnen, nach Beendigung des Krieges die Möglichkeit bieten wird, Sie in ein derartiges Regiment zu versetzen. „Auf meine Frage, ob ich nicht den Großfürsten persönlich sprechen könne, meinte er, es habe dies gar keinen Nutzen, doch wolle er versuchen, es zu ermöglichen. Auch ging er nach dessen Zelt, kam aber bald mit folgendem, mich nicht sehr ermuthigenden Bescheide zurück: der Großfürst habe ihm geantwortet, er kenne mich bereits persönlich aus Preußen und von meiner Meldung in Gorni-Studen her; eine abermalige Vorstellung sei nicht nöthig.. Ich solle nur nicht durch unnöthige Anwesenheit im Hauptquartier ein vielleicht bald zu erwartendes Vorgehen meines Regiments versäumen. Natürlich betrachtete ich nun meine Reise als verfehlt und wäre am liebsten sogleich abgereist, wenn ich nicht noch den Brief des Fürsten Dolgoruki an den Oberst K. in der Kriegskanzlei abzugeben gehabt hätte. Letzterer hatte mich für den folgenden Morgen zu sich bestellt und da Fürst Dolgoruki mich dringend gebeten, den Oberst persönlich zu sprechen; so mußte ich nothgedrungen so lange warten, da es mir daran lag, diesem für seine Freundlichkeit, mit der er mir Pferde und Wagen geborgt, gefällig zu sein.

In dem Marketenderzelte machte ich die Bekanntschaft eines jungen ehemaligen sächsischen Artillerie-Offiziers, v. Blumer, der, Sohn eines russischen Konsuls, in russische Dienste getreten war und sich jetzt im Hauptquartier Rath holte. In Petersburg kam ich später viel mit ihm zusammen. Jetzt ist er schon seit vielen Jahren mit anderen russischen Offizieren in Persien, zur Anlernung des dortigen Heeres.

Folgenden Tages ging ich zu Oberst K., einem liebenswürdigen, klugen Manne, und traf dort auch den Befehlshaber des Isumschen Husaren-Regiments, eine echte Husarenerscheinung, mit einem Kopf,

wie man solchen oft auf den Bildern der alten Zietenschen Husaren in Wustrau findet. Der Röthe des Gesichts sah man eine genaue Burgunderkenntniß an. Zwar sprach er nicht deutsch, verstand aber Alles, was wir sagten, mischte sich auch oft auf russisch ins Gespräch und machte mir in seiner derben Husarenart einen höchst angenehmen Eindruck. Nach Erledigung der Dolgorukischen Angelegenheit ließ sich Oberst K. mit mir in ein Gespräch über die augenblicklichen Kriegsverhältnisse ein, über Verpflegung, Behandlung der Bulgaren, endlich auch über die voraussichtliche Fortsetzung des Krieges. Es war ihm sichtbar fesselnd, meine Meinung in diesen Beziehungen zu hören; oft stimmte er zu und sprach seine Verwunderung darüber aus, daß ich in dem abgelegenen Hainkiöi-Thal ein so klares Bild über die Kriegslage gewonnen. Auch der Husarenoberst war oft meiner Meinung und stimmte dieser in seiner kräftigen Art mit einigen Kernworten bei, namentlich als ich bemerkte, man lasse einerseits zu viele unlautere russische Persönlichkeiten amtlich mit den Bulgaren in Verkehr treten, andererseits fasse man sie hier und da zu sehr mit Sammetpfötchen an. Letzterer Meinung stimmte der Husarenoberst durch eine bezeichnende Bewegung mit seiner kurzen Reitpeitsche zu. Oberst K. theilte mir auch mit, Fürst Mirski habe für seine Leistungen beim Donau-Uebergang den goldenen, mit Brillanten eingefaßten Ehrensäbel erhalten, und bat mich, diesen dem Fürsten mitzunehmen, worauf ich natürlich mit Vergnügen einging, obwohl ich voraussah, daß mir diese kostbare Last auf der Rückreise recht beschwerlich sein würde. Ganz unerwartet fragte mich Oberst K., der übrigens genau über meine dienstliche Thätigkeit in Hainkiöi unterrichtet war, ob ich nicht gern in der Garde dienen möchte, worauf ich ihm unumwunden den Zweck meines Besuchs im Hauptquartier mittheilte. Er verhehlte mir nicht die Schwierigkeiten eines solchen Schrittes, der in meinem Range nur durch Auszeichnung vor dem Feinde erreicht werden könnte, machte mir jedoch Hoffnung, daß eine derartige Verbesserung meiner Laufbahn in Rußland immerhin

im Bereiche der Möglichkeit läge; jedenfalls versprach er mir, daß, käme diese Angelegenheit einmal wirklich zur Sprache und sie ginge, wie vorauszusetzen, durch seine Hände, er sie mit größtem Wohlwollen erledigen würde. Wenngleich sich später meine Versetzung zur Garde in ganz anderer und weit kürzerer Weise vollzog, so war ich doch froh, nicht ohne Hoffnung aus dem Hauptquartier abreisen zu müssen.

Die Rückreise nach Tirnowa verlief, zwar mit Ueberwindung von allerlei Schwierigkeiten, aber glücklich, und ich kam dort am 31. Dezember an.

Welche Ueberraschung fand ich dort vor!

Oberstlieutenant Skugarewski theilte mir mit, daß in wenigen Tagen der Balkan-Uebergang erfolgen würde!

Fürst Mirski habe bereits Tirnowa verlassen und sein Hauptquartier in Trawna, einem am Nordabhang des Balkans gelegenen Städtchen, aufgeschlagen. Dort sollten sich die unter seinem Befehl zum Uebergange bestimmten Truppen sammeln. Auch mein Regiment sei bereits dorthin abgerückt. Ich sollte also Hainkiöi nicht mehr wiedersehen!

Den letzten Abend dieses für mich so ereignißreichen Jahres verbrachte ich still und allein in meinem Zimmer.

Was sollte das nächste Jahr mir bringen?!

---

8. Der Uebergang über den Balkan.

Januar 1878.

Obwohl ja nach bulgarischer Zeitrechnung das neue Jahr noch nicht herangebrochen, so feierten doch die in Tirnowa anwesenden Deutschen, meistens Leute, die mit der früher erwähnten berüchtigten Verpflegungsgesellschaft in Verbindung standen, das

neue Jahr nach europäischer Zeitrechnung. Mein Wirth, Herr L., kam daher erst früh am Morgen nach Hause, höchst befriedigt von der im Kreise seiner Freunde verbrachten Neujahrsnacht. Nicht nur daß die, meist dem Stamme Israel angehörenden Herren sich in leichter Damengesellschaft — an der es in den größeren Städten des Kriegsschauplatzes niemals mangelte — vortrefflich erheitert und in allen möglichen Genüssen von Speise und Trank geschlemmt, so hatte Herr L. auch verstanden, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, indem er seinem Theilhaber an einer in Tirnowa angelegten Zwiebackfabrik dessen Antheil für 80000 Francs abgekauft, so daß er nunmehr alleiniger Besitzer dieses gewinnbringenden Unternehmens geworden, welches ihm im Verlauf des Feldzuges Hunderttausende einbrachte. Ich traf ihn in seinem Wohnzimmer in der angenehmen Beschäftigung, Goldrollen und Bankbillete zu zählen, denn das Geschäft war gegen Baarzahlung abgemacht worden, und Herr L. fürchtete sichtbar den Rücktritt seines Genossen. Darum legte er die Gelder in recht verlockendem Bilde auf einen großen Tisch, um den Gefährten zu bestimmen, das in der Weinlaune gegebene Versprechen auch in der Nüchternheit des Morgens festzuhalten. Die Geschichte des Herrn L., die ich aus seinem eigenen Munde weiß, ist ein Beispiel von Gewandtheit, mit allen Mitteln reich zu werden.

Der ältere Bruder des Herrn L., ein in einem Berliner Bankhause angestellter jüngerer Mann, war bei Ausbruch des serbisch-türkischen Krieges 1876 nach Serbien geeilt und hatte dort bei der Verpflegung der Armee vortreffliche Geschäfte gemacht. Ich erinnere mich, daß Herr L. junior von ihm stets mit der höchsten Achtung sprach, etwa wie der junge Offizier von seinem Obersten, der sich vor dem Feinde hervorgethan. Bei Ausbruch des russisch-türkischen Krieges befand sich der jüngere L. in Berlin, in der bescheidenen Stellung eines Kommis in einem Weißwaarengeschäft. Da erhielt er, friedlich Leinewand an der Elle abmessend, von „hinten weit in der Türkei“ aus dem

Städtchen Sistowa, die für seine Zukunft so bedeutungsvolle Depesche seines Bruders: „Komme hierher, es ist ein Geschäft zu machen.“ Die umgehende Antwort war: „Bin jeden Augenblick bereit, zu kommen, habe aber kein Reisegeld“, und ebenso umgehend erhielt er eine telegraphische Anweisung seines Bruders an ein Berliner Bankhaus. Wenige Tage später sah man ihn schon in voller Thätigkeit in Sistowa. Kaum aber, daß er sich dort einige Tausend Francs erworben, so eilte er nach der ehemaligen Hauptstadt des alten Bulgariens, Tirnowa, die eben von den Russen besetzt war und begründete Aussicht bot, ein Mittelpunkt für die Verpflegung der Armee zu werden. Dort legte Herr L. sofort in einer leerstehenden Mühle eine sogenannte „Zwieback“-fabrik an. Ich sage sogenannte, weil ich nie habe begreifen können, warum man die Erzeugnisse jener Fabriken in der russischen Armee „Zwieback“ nannte. Wenn man ein preußisches Kommißbrot ganz altbacken werden läßt und dann in kleine Stücke zerschlägt, so hat man genau dieselben Zwiebacke, wie wir sie so lange im Balkan aus der L.schen Fabrik genossen, mit dem einzigen Unterschiede, daß, wenn wir sie erhielten, sie meistens schon etwas verschimmelt waren. Nur durch sehr langes Aufweichen in der heißen Kohlsuppe oder im Thee wurden sie einigermaßen genießbar.

Mit dieser Fabrik, deren Leitung sich L. vorbehalten, wenngleich er anfänglich noch ein halbes Dutzend ähnlicher Glücksjäger wie er als Theilnehmer hatte, machte er ganz ausgezeichnete Geschäfte und verdiente riesige Summen. Aber beinahe hätte ihm jene Fabrik den Hals gebrochen. In der Petersburger „Nowoje Wremja“ las man plötzlich einen langen Aufsatz, der sich ausschließlich mit Herrn L. und zwar unter voller Nennung dessen Namens beschäftigte. Da hieß es, daß Herr L. sich auf ungesetzliche Weise einige Kasaken zu seiner Begleitung angeworben habe; mit diesen beritte er die Dörfer des Bezirks Tirnowa und triebe daselbst von den bulgarischen Bauern große Getreidevorräthe ein,

für die er selbst die Preise, natürlich die allerniedrigsten, festsetze. Da Herr L. bei diesen Ausflügen einen Gummimantel und weißüberzogene Mütze, ganz ähnlich den russischen Offizieren, trüge und etwaige Weigerungen der bulgarischen Bauern mit erhobener Nagaika (Kasakenpeitsche) und einer Handbewegung nach den wild dreinblickenden Kasaken begleite, so hätten seine Getreideeintreibungen stets den besten Erfolg, und es ließe sich sonach denken, daß ihm das Mehl für seine Zwiebackfabrik nicht allzu theuer zu stehen käme. Derart schilderte die „Nowoje Wremja" das Auftreten Herrn L.s in Tirnowa, und die Schilderung hatte für ihn das Bedenkliche, daß sie vollständig der Wahrheit entsprach. Es sollte ein Kriegsgericht eingesetzt werden, dessen Voruntersuchung bereits begonnen, als auf einmal aus allen Ecken Zeugen auftauchten, auch ein Kasakenoffizier war unter ihnen, die eidlich zu beschwören bereit waren, daß Herr L. das Getreide in ganz gesetzmäßiger Weise, ohne jeden Zwang erworben und die höchsten Preise gezahlt. Da damals gerade wichtige Kriegsereignisse eintraten, so hatte man Anderes zu thun, als sich um die Beschwerden der „Nowoje Wremja" oder der bulgarischen Bauern zu bekümmern, und die Angelegenheit verlief im Sande. Sogar seine beiden Kasaken behielt Herr L. bei, wie ich mich mit eigenen Augen überzeugen konnte. In ihrem Regiment galten sie wahrscheinlich als „Vermißte".

Später gewann Herr L. nicht unbedeutend dadurch, daß er, kurz vor der blutigen Schlacht bei Elena, die wenige in Tirnowa vorhandene Leinewand aufkaufte und, als es an Verbandzeug mangelte, dieselbe nach langem Feilschen, mit riesigem Gewinnst an die Lazarethverwaltung verkaufte; allerdings nicht zeitig genug, um zu verhindern, daß eine Menge Verwundeter wegen mangelnden Verbandzeuges zu Grunde ging. Später habe ich Herrn L. in Konstantinopel wiedergesehen, wo er nur noch ganz im Großen in der Verpflegungsgesellschaft arbeitete. Er hatte dort eine prächtig eingerichtete Wohnung, in welcher eine leichtfertige Fran-

zösin die Hausfrau vertrat, und galt als Millionär. Was später aus ihm geworden, weiß ich nicht; sicherlich hat er sich irgendwo als Bankhalter niedergelassen, und der ehemalige Weißwaarenkommis ist jetzt entweder steinreich oder vielleicht — bankbrüchig.

Wie ich in Tirnowa erfahren, war der Uebergang über den Balkan beschlossene Sache. Durch die Erstürmung Plewnas waren große Truppenmassen verfügbar und, was die Hauptsache, die russische Heeresleitung, welche durch die vielen schmachvollen Niederlagen bei Plewna, die Mißerfolge am Lom und endlich durch den großen Erfolg der Türken bei Elena aller Entschlossenheit baar war, hatte sich wieder aufgerafft, und beschloß, thatkräftig vorzugehen. Mit der dem russischen Charakter eigenen Wandelbarkeit, die heute verzagt und morgen triumphirt, blickte man nach Plewna hochmüthig auf den Gegner herab, den man vor wenigen Tagen aufs Aeußerste gefürchtet. Dementsprechend war auch der Plan des Balkan-Uebergangs ausgearbeitet, und diesmal hatten die Russen recht, als sie mit den zu erwartenden Fehlern und der Niedergeschlagenheit des Gegners rechneten. Der Balkan-Uebergang war, das läßt sich nicht leugnen, kühn ausgedacht und wurde, trotz seiner, wie wir später sehen werden, mangelhaften Durchführung unerhört vom Glück begleitet. Soweit der Uebergang den Schipka-Paß betraf, war der Plan in Kürze folgender. General Radetzki sollte am 9. Januar in aller Frühe die auf dem Schipka-Paß selbst befindlichen Truppen angreifen und möglichst viele Kräfte von dem unterhalb des Passes in der Ebene zwischen dem Dorfe Schipka und Kasanlik, dem sogenannten Rosenthale, befindlichen türkischen Heere an sich ziehen. Fürst Mirski sollte mit einer etwa 1½ Armeekorps starken Heeresabtheilung den Paß östlich, General Skobelew mit einer etwa gleich starken Abtheilung westlich, umgehen und am nämlichen Tage, um 10 Uhr Morgens, den Feind angreifen.

Man kann sagen, wie es fast ein Wunder zu nennen, daß der Plan nicht scheiterte. Zunächst war es doch höchst unwahr-

scheinlich, daß die beiden, über fußhoch mit Schnee bedeckten Gebirgspfade vorgehenden Umgehungsabtheilungen am gleichen Tage und zu gleicher Stunde eintreffen würden, um so mehr, als von irgend welcher Verbindung der beiden Abtheilungen untereinander auch nicht die Rede war; selbst mit der Hauptabtheilung des Oberbefehlshabers Radetzki war kaum eine Verbindung vorhanden. Die beiden Umgehungsabtheilungen griffen auch thatsächlich nicht am gleichen Tage an, doch, wie wir später sehen werden, aus anderen Ursachen. Ferner war durchaus nicht darauf zu rechnen, daß den Türken der Doppelübergang verborgen blieb und Wessel-Pascha, der türkische Befehlshaber bei Schipka, hatte die volle Möglichkeit, jeder einzelnen Abtheilung das Hervorbrechen aus den Engpässen des Balkan zu verwehren, und sie bis auf den letzten Mann zu vernichten. Es ist ein Glück, daß man, mag man auch noch so kriegsgewohnt sein, dennoch bei großen, entscheidenden Handlungen nicht die volle Gefährlichkeit derselben übersieht; ich weiß nicht, ob sonst Jeder mit der gleichen Entschlossenheit vorgehen würde. Was mich betrifft, so muß ich offen bekennen, daß, als ich den beschlossenen Uebergang in Tirnowa erfuhr, ich mir denselben weit leichter vorstellte und ihn mit Freuden begrüßte. Nur eins wurde mir schwer, daß ich von meiner mir so lieb gewordenen Erdhütte im Hainkiöi-Paß nicht Abschied nehmen konnte. Erst als ich, im Stabe des Fürsten Mirski, durch dessen Güte in alle Einzelheiten des Planes eingeweiht war, wurde mir derselbe völlig klar, und ich war mir dessen großer Gefährlichkeit wohl bewußt; ja, ich kann offen sagen, mehr bewußt als Fürst Mirski und dessen im Siegestaumel schwelgenden Generalstabsoffiziere. Aber die nun kommenden Tage sollten für mein ganzes russisches Leben ausschlaggebend sein; Alles, was mir später zu Theil wurde, meine ehrenvolle Stellung in Petersburg und deren Folgen, sie sind auf jene Wintertage im Balkan zurückzuführen. Noch heute, fünfzehn Jahre nach jenen Ereignissen, erwärmt sich mein Herz, wenn ich der blutbedeckten

Eis- und Schneefelder vom Schipka gedenke. Hätte Gott mir nicht die Möglichkeit gegeben, in jenen Tagen mit in die Geschichte einzugreifen und, das darf ich ohne Ueberhebung sagen, — durchschlagend und erfolgreich, wie hätte sich dann mein Leben gestaltet! Doch es ist hier nicht der Ort, näher auf diese Seite meines Lebens einzugehen.

Um rechtzeitig in Trawna, einer kleinen, am Nordabhange des Balkans gelegenen Stadt, dem Sammelpunkt der Mirskischen Heeresabtheilung einzutreffen, verließ ich am 3. Januar 1878 früh Tirnowa und setzte meinen einsamen Ritt durch das Bulgarenland fort. Durch die letztvergangenen Tage war ich an diese einsamen Reisen zu Pferde oder zu Wagen derart gewöhnt, daß sie mir eigentlich angenehm waren, denn nirgends konnte ich besser meinen Gedanken nachhängen, als wenn ich auf dem Rücken meines braven Pferdes durchs Land zog. Ich war dabei, wie auch später während des Balkan-Ueberganges, stets mit allem Nothwendigen reichlich versehen, so daß ich niemals Mangel gelitten, dagegen Anderen oft genug aushelfen konnte. Hinter mir auf meinem Pferde hing in einer besonderen, von mir erfundenen Vorrichtung, mein bulgarischer Reisesack nebst Gummimantel. Auf dem kleineren Pferde, welches mir bei den Truppenmärschen an der Hand meines Burschen folgte, lag auf einem bulgarischen Tragesattel ein kleiner Koffer, den ich heute noch mit besonderer Anhänglichkeit auf meinen Reisen benutze, wie auch der Pelz, Decken und das sonstige Gepäck. In dem Reisesack befand sich alles nur Denkbare, wie Wäsche und Lebensmittel, Thee, Zucker, Dauerwurst, Salz, Streichhölzer, Tabak, alles zum Schreiben Nothwendige, auch mein Tagebuch, Laterne, Lichter u. s. w.

Obwohl der Weg der großen Glätte wegen schlecht war, kam ich doch ziemlich schnell vorwärts und war nach 4½ Stunden in dem truppenüberfüllten Trawna. Die ohnehin engen Straßen waren durch Fuhrwerke aller Art versperrt; Soldaten, unter denen viele Betrunkene, zogen durch die Straßen oder handelten mit den

Einwohnern. Es war mir nicht leicht, mich durch all den Wirrwarr zurecht zu finden; doch fand ich endlich das Quartier des Majors v. Budberg, bei dem ich einen kleinen Raum zur Unterkunft erhielt, in der Wohnung einer hübschen, jungen Bulgarenfrau, Mutter dreier Kinder. Wir konnten uns so weit verständigen, daß ich ihr von meinen Kindern erzählte und sie mir die ihrigen vorführte; dadurch, daß ich mit letzteren spielte, gewann ich wohl ihr Herz, und sie erwies mir den unter den damaligen Umständen sehr großen Gefallen, mir meine Wäsche zu waschen, was ihr bei der großen Kälte gar nicht leicht wurde. Jedenfalls überzeugte ich mich auch hier, wie schon oft, daß auch die geringste Freundlichkeit öfters verhältnißmäßig reich belohnt wird.

Bald suchte ich Oberst Grohmann auf, bei dem ich mich zurückmeldete, und hätte auch gern Fürst Mirski gesprochen, der aber so beschäftigt war, daß er Niemand annehmen konnte. Als ich dann aber Abends wiederum zu Oberst Grohmann ging, der mich gebeten, bei ihm Thee zu trinken, erfuhr ich zu meiner großen Freude, daß Fürst Mirski bei ihm gewesen, um seine Zustimmung einzuholen, daß ich in seinen Stab trete. Oberst Grohmann entgegnete, wie er mir sagte, dem Fürsten, im Interesse des Regiments wäre es ihm allerdings erwünschter gewesen, mich gerade in den zu erwartenden schweren Tagen als Kompagniechef im Regiment zu haben; aber da der Fürst es wünsche und er es auch für mich weit besser halte, so gebe er seine Einwilligung. Noch am selben Tage erschien der für meine ganze Zukunft so folgenreiche Befehl an die Mirskische Heeresabtheilung: „Für den Uebergang über den Balkan und die zu erwartenden Ereignisse wird der Kapitän Graf Pfeil vom Jeletzkischen Infanterie-Regiment Nr. 33 in meinen Stab kommandirt."

Jetzt war mir Gelegenheit gegeben, etwas für meine Zukunft zu thun; es galt, sie auszunutzen.

Am 5. Januar, früh 6 Uhr, rückten wir von Trawna ab — wobei ich mich vorläufig meinem Regiment anschloß — natürlich noch bei völliger Finsterniß, auf schlechten Wegen, und bald waren wir mitten im Gebirge, auf einem schmalen Wege, auf welchem die Türken allerdings kaum einen Uebergang erwarten konnten. Um die vor uns liegenden Unmassen Schnee fortzuschaffen, arbeiteten schon seit Beginn der Nacht 1500 Bulgaren, so daß diese also zunächst einen Vorsprung hatten; bald aber holten wir sie ein, und nun rückten wir nur langsam, Schritt für Schritt vor. Man mußte auch die äußerste Vorsicht gebrauchen, da oftmals steile Abgründe trügerisch mit Schnee bedeckt waren; einige Mannschaften fielen auch hier bereits als Opfer ihrer Unvorsichtigkeit, und an eine Errettung war natürlich unter diesen Umständen nicht zu denken. Man kann wohl annehmen, daß sie, vom Sturz betäubt, nicht mehr zu sich kamen und bald erfroren sind. Gegen 12 Uhr Mittags machten wir die erste und einzige Rast auf diesem beschwerlichen Marsch und verweilten zwei Stunden auf einem freien Platz, wo die Mannschaften einen Theil ihrer Vorräthe kochten. Hier hörten wir zu unserer Rechten, vom Schipka her, äußerst heftiges Geschützfeuer; der alte Radetzki bearbeitete die türkische Stellung, wobei sich ihm jedoch, wie wir später erfuhren, die türkische Artillerie weit überlegen zeigte. Bald kam Fürst Mirski mit seinem Stabe an, zu dessen Mitgliedern ich von nun an gehörte und begrüßte mich aufs Herzlichste. Es wurde mir doch trotz aller Freude schwer, aus den Reihen des Regiments zu scheiden, an welches mich, wenn auch kurze, doch gewichtige Erinnerungen knüpften und in dem ich mir die Zuneigung vieler Offiziere erworben. Den Offizieren des Stabes stellte ich mich selbst vor; es waren dies der Generalstabschef Oberst v. Raben, der dem Fürsten vom Hauptquartier beigegebene Oberst Sjobelew vom Generalstabe — später durch sein feindseliges Auftreten gegen Fürst Alexander von Bulgarien als dessen Minister des Innern bekannt —, ferner ein Adjutant, Premierlieutenant

Engelhart, der einige Jahre später wegen Unredlichkeiten in der Verwaltung ihm anvertrauter Dienstgelder ein trauriges Ende nahm, und verschiedene Ordonnanzoffiziere aller Waffengattungen. Auf jenem Sammelplatz faßte Fürst Mirski den Entschluß, seine sämmtliche Feldartillerie zurückzulassen, da dieselbe nur schwer den Truppen folgen konnte und deren Marsch aufgehalten hätte. Ich machte dem Generalstabschef Oberst v. Raben gegenüber die Bemerkung, ob es sich nicht empfehle, wenigstens den Versuch zu machen, die Artillerie am Schluß der gesammten Abtheilung mit einer mäßigen Bedeckung, die ohnehin bei ihr zurückblieb, folgen zu lassen; aber er ging nicht darauf ein. Wie es sich später herausstellte, wäre die Artillerie in diesem Falle wenigstens noch zum zweiten Schlachttage zurechtgekommen, während wir auf diese Weise die Schlacht mit acht elenden Gebirgsgeschützen schlagen mußten, denen am ersten Tage 45 türkische Geschütze gegenüberstanden. Uebrigens diente mir dieser Vorfall zur Lehre, mich späterhin in allen Fragen geradewegs an den Fürsten zu wenden, und ich habe dies auch, wie ich später darthun werde, in ausreichender Weise gethan. Den beiden Generalstabsoffizieren muß ich es aber zum Dank nachsagen, daß sie mir das ganz besondere Vertrauen, welches mir der Fürst in der Folgezeit erwies, niemals verargten; wenigstens ließen sie nichts merken und blieben die ganze Zeit unseres Zusammenseins gleichmäßig freundlich.

Der Marsch ging, wie ich schon schrieb, ganz langsam vor sich. Fürst Mirski ging, an der Spitze der Abtheilung schreitend, fast immerfort zu Fuß, und alle Augenblicke hörte man sein: „Vorwärts! vorwärts!" welches sich immer durch die mehrere Werst lange Abtheilung fortpflanzte. Ich blieb so lange als möglich zu Pferde, entschloß mich aber endlich, nachdem ich zweimal mit demselben gestürzt war und der Weg immer beschwerlicher wurde, gleichfalls zu Fuß zu gehen.

Für mich persönlich kam nun noch als besonders erschwerend hinzu, daß ich eine schwere Halsentzündung hatte, die sich zu-

sehends verschlimmerte, je mehr der Abend heranrückte. Der Gedanke, mich krank zu melden, war angesichts der zu erwartenden Ereignisse unausdenkbar; wenngleich ich mit einer aus meiner Feldapotheke selbst zubereiteten Lösung gurgelte, so merkte ich doch, daß ich mit jeder Viertelstunde kränker wurde. Ich betete zu Gott, daß er mich nur diesesmal vor der Diphtheritis, die mir bereits vom Jahre 1869 her bekannt, bewahren möge; denn abgesehen von dem schlechten Eindruck, den es gemacht, wenn ich mich gerade jetzt krank gemeldet hätte, wäre ich auch in die traurigste Lage gekommen, denn Lazarethe konnten uns natürlich nicht folgen. Bei dieser Gelegenheit lernte ich kennen, wie der Mensch, wenn es sein muß, sich selbst überwinden kann. In gewöhnlichen Zeiten hätte ich mich zu Bett gelegt, ein Arzt wäre geholt und ich mit Recht als schwerkrank erklärt worden. Von alledem konnte natürlich keine Rede sein.

Die Dunkelheit brach gegen 6½ Uhr, nachdem wir schon über zwölf Stunden zurückgelegt, sehr schnell herein, und wir befanden uns noch immer auf dem Wege. Die Truppen sollten, wenn wir am Südabhang des Gebirges angekommen, biwakiren, wobei für den Stab des Fürsten nach der Karte ein kleines Dorf, namens Selcis, bezeichnet war. Endlich, gegen 9 Uhr Abends, kamen wir auf einem für das Biwak ausersehenen freien Platz an, auf welchem sich die Vorhut bei Stockdunkelheit im tiefen Schnee sammelte; die anderen Truppen folgten allmälig. Es ist unmöglich, von der nun herrschenden Verwirrung sich auch nur annähernd eine Vorstellung zu machen. Bei schneidender Kälte, verstärkt durch einen scharfen, wie kleine Eisspitzen mit sich führenden Winde, mußten die Mannschaften, bis über die Knie im Schnee watend, sich zurecht finden. Von Feueranzünden oder der Zubereitung irgend welcher Lagerstätten war natürlich keine Rede, an Abkochen kein Gedanke; aber so oft ich auch durch die Reihen der braven Soldaten schritt, niemals hörte ich auch nur ein Wort der Unzufriedenheit; nur die Offiziere schimpften laut und bekümmerten

sich gar nicht um ihre Mannschaften. Fürst Mirski stand wie rathlos da, der Nachrichten über seine eigene Unterkunft wartend; sämmtliche Offiziere und fast alle Mannschaften seines Stabes waren fortgeschickt oder sonst wo in der Dunkelheit verschwunden; ich war allein mit einigen Kasaken bei ihm. Da kam die Nachricht, das „Dorf" Selcis bestände überhaupt nur aus drei halbverbrannten Hütten und der Weg dorthin wäre in der Nacht so gut wie unmöglich. Wenn ich sah, wie Fürst Mirski, ein doch nicht mehr junger, und unlängst erst von Krankheit hergestellter Mann, die Beschwerden ertrug, so schämte ich mich ordentlich meiner inneren Unzufriedenheit. Dort aber, in der Eiseskälte, dem tiefen Schnee, die Nachricht erfahrend, daß er kein Unterkommen finden könne, erlahmte seine bisherige Selbstbeherrschung völlig. Er war außer sich, keinen seiner Adjutanten bei sich zu sehen, die sich wohlweislich rechtzeitig den vor uns arbeitenden Bulgaren angeschlossen hatten und nun schon einigermaßen behaglich unter Dach und Fach saßen; er klagte laut, daß die Truppen so zu leiden hätten, und meinte, er wolle sich nun einfach in den Schnee werfen und Alles über sich ergehen lassen. Diesem Sichgehenlassen gegenüber erwachte in mir wieder volle Thatkraft, und ich sagte mir, es müsse jetzt dem Fürsten erwünscht sein, Jemand um sich zu haben, der selbständig handle. Aus meinem Reisesack hatte ich sofort alles Nothwendige, wie Laterne, Streichhölzer, Papier, Tinte, Feder, selbst Löschpapier bei der Hand und forderte den Fürsten nun auf, die nothwendigen Meldungen an Radetzki und die Befehle an die Truppen zu schreiben, deren Inhalt ich mit ihm besprach. Da er sich aber nur langsam, und ich möchte fast sagen widerwillig, hierzu entschloß, so wiederholte ich die Nothwendigkeit, jetzt alle Kräfte anzuspannen, und zwar in einem fast befehlenden Tone, so daß er, dieses Tones gar nicht gewohnt, mich einmal ganz verwundert ansah. Ein Kasak mußte sofort den größten Theil des eben zurückgelegten Weges von Neuem antreten, um so schnell und gut es ginge, den Schipka und dort den alten

Radetzki zu finden. Er fand sich wirklich in der Nacht zurecht, so daß die Meldung schließlich mit Hülfe anderer Kasaken, nach zwanzig Stunden an Radetzki gelangte. Nachdem dies erledigt, stellte ich dem Fürsten vor, es sei einfach unmöglich, daß er bei seinen Jahren und seinem fortwährenden Unwohlsein im Freien bliebe. Er widersprach mir, wurde auch ungeduldig, doch war mir dieses Alles gleichgültig. Ich wurde jenes Kasaken habhaft, der den Weg nach Selcis kannte; dieser mußte voranschreiten, ich folgte ihm, indem ich meine Laterne hinten an den Gurt meines Paletots befestigte, so daß sie hinter mir den Weg erleuchtete; zwei Kasaken nahmen den noch fortwährend murrenden Fürsten unter die Arme, und nun ging die Reise los. Der Weg war allerdings entsetzlich, in steiler Senkung längs eines steil abfallenden Gebirgsabhanges führend und mit Glatteis bedeckt; wir fielen fortwährend abwechselnd hin; die Aussicht aber, in ein vielleicht warmes Zimmer zu kommen, machte den Fürsten immer glücklicher, und er dankte mir fortwährend aufs Innigste. Alle Augenblicke versprach er mir, er würde sicherlich in Selcis seinen Kammerdiener vorfinden und dieser habe kalten Braten und vortrefflichen Madeira bei sich; die anderen Offiziere, die ihn im Stich gelassen, verdienten nichts, wir aber wollten uns zusammen gütlich thun. Es mag dem Leser sonderbar erscheinen, daß der Fürst mir seine Dankbarkeit in dieser Weise ausdrückte; aber man muß sich unsere Lage vorstellen; jedenfalls versprach er mir das Beste, über welches er in diesem Augenblicke zu verfügen glaubte. Aber auf jenem entsetzlichen Wege, in eisiger Schneenacht, im wildesten Balkan-Gebirge, wurde der Grund zu einem wunderschönen Verhältniß zwischen Vorgesetzten und Untergebenen gelegt. Wenn der Fürst, jetzt Hetman der Kasaken, mich später in Petersburg besuchte, so verlangte er stets jene Laterne zu sehen, die ihm, wie er sich freundlich übertreibend ausdrückte, das Leben gerettet. Die kleine, unscheinbare Laterne, die ich heute noch als werthvolle Erinnerung aufbewahre, hat mir den ganzen Feldzug über die wichtigsten Dienste geleistet.

Immer steiler und steiler wurde der Weg, und trotz der scharfen Kälte strömte mir geradezu der Schweiß herunter; eine Stunde bewegten wir uns so Schritt für Schritt und gelangten endlich an eine jener Bauernhütten, wo wir die Offiziere des Stabes mit ziemlich verlegenen Gesichtern am warmen Ofen vorfanden. Das unbeschreiblich angenehme Gefühl, nach dem schrecklichen Wege ein warmes Zimmer zu finden, besserte etwas die Stimmung des Fürsten den Offizieren gegenüber, doch verhehlte er ihnen seinen Unwillen nicht. Der berühmte Kammerdiener mit dem verheißenen kalten Braten und dem vortrefflichen Madeira war jedoch noch nicht eingetroffen, und lächelnd zog ich zum Staunen des Fürsten aus meinem Reisesack, den ich mir durch einen Kasaken hatte nachtragen lassen, Brot, Dauerwurst und Cognak. Der Fürst behauptete später immer, der Reisesack sei unerschöpflich gewesen, und wenn er mir befohlen hätte, Champagner und Austern daraus hervorzuziehen, so hätte ich es auch gethan. Meinen einfachen Vorräthen wurde allerseits mit großem Eifer zugesprochen, doch traf nach etwa einer Stunde das Gepäck des Fürsten ein, und wir labten uns nun an warmem Thee und den verheißenen Herrlichkeiten, von denen, trotz aller früheren Vorsätze des Fürsten, die eigennützigen Offiziere des Stabes sich den Löwenantheil aneigneten. Für den Fürsten fand sich ein kleiner Raum neben unserem gemeinschaftlichen Zimmer, in dem er sich mit Decken und Feldbett möglichst behaglich einrichtete. Oberst Grohmann fand sich auch bei uns ein, und ich konnte ihm, da inzwischen mein Pferd eingetroffen, mit einer Decke aushelfen, doch kamen wir erst um 4½ Uhr früh zur Ruhe, da fortwährend Meldungen einliefen und abgeschickt wurden. Auch der Befehlshaber unserer Vorhut, Oberst Krock, kam zu uns, fiel aber, da er den ganzen Tag nichts gegessen und überangestrengt war, bevor er dazu kam, etwas zu genießen, zweimal in Ohnmacht, was einen häßlichen Anblick darbot. Für den folgenden Tag war nothwendigerweise Ruhe in Aussicht genommen. Ich verbrachte die Nacht leidlich

gut und fühlte auch einige Erleichterung in meinem Halse; sicherlich hatte mir das heftige Schwitzen während des beschwerlichen Weges gut gethan. Am folgenden Morgen schickte der Fürst zu mir, ich solle bei ihm Thee trinken. Zu meiner Verwunderung fand ich einen völlig gedeckten Theetisch vor, sogar die aus Trawna mitgeführte Sahne fehlte nicht, selbst englische Zwiebacke waren vorhanden. Das gesammte Feldgeschirr des Fürsten, bis auf das kleinste Stück, war aus Silber; seine ganze Feldeinrichtung hatte ihm, wie er mir später erzählte, 10 000 Rubel gekostet. Während wir gemeinsam Thee tranken, setzte er mir die ganze Lage sowie seine Absichten ausführlich auseinander, fragte bei vielen Sachen ganz offen um meine Meinung, und war überhaupt geradezu hinreißend liebenswürdig.

Am 6. Januar blieben wir den ganzen Tag in Selcis, um den Truppen Zeit zu lassen, sich nach dem beschwerlichen Marsch zu sammeln und um das Eintreffen der 30. Division abzuwarten, die uns als Reserve dienen sollte. Die Mannschaften richteten sich auf dem weiten Schneefelde mit der den Russen eigenen Findigkeit ein, waren fröhlich und guter Dinge, um so mehr, als, wenn auch die große Kälte fortdauerte, das Wetter schön war. Folgenden Tages verließen wir noch bei Dunkelheit Selcis mit dem Marschziel Gusowa, welches wir vom Feinde besetzt wußten; bei dieser bereits in der Ebene liegenden Ortschaft, wollte Mirski seine ganze Heeresabtheilung sammeln, um dann am 8. Januar, 10 Uhr früh, befohlenermaßen den Angriff zu beginnen. Inzwischen war die Nachricht eingetroffen, daß Suleiman Pascha auf der Eisenbahn bei Jeni-Sagra 10 000 Mann ausschiffe, um auf der Straße über Maglis, östlich von Kasanlik, die Schipka-Armee zu verstärken. Da uns dieses türkische Korps gerade in den Rücken gekommen wäre, so wurde ein Regiment der 30. Division nach Maglis entsandt, um uns den Rücken zu decken. Ich will hier gleich bemerken, daß die Stärke der türkischen Truppen bei Maglis durch, wie gewöhnlich, übertriebene Meldungen

der Kasaken, viel zu hoch gegriffen war und daß jenes Regiment an unserem ersten Schlachttage nur ein leichtes Gefecht bei Maglis zu bestehen hatte, in welchem es ihm mit einem Verlust von 1 Offizier und 22 Mann gelang, den Feind aufzuhalten.

Unser Marsch nach Gusowa war lange nicht so beschwerlich, wie der Balkan-Uebergang, da wir doch wenigstens eine Art von Straße vor uns hatten. Hier wurde mir Gelegenheit, zum ersten Male die Marschordnung größerer russischer Truppenmassen auf einer gangbaren Straße zu beobachten, und ich war geradezu erstaunt über die Unordnung. So wurde niemals eine Seite des Weges für Reiter freigelassen, was die Bestellungen ungemein erschwerte und verlangsamte, denn man mußte sich jedesmal mühsam Platz schaffen. Die Leute traten aus Reih und Glied, wenn es ihnen beliebte, und schwärmten fortwährend zu beiden Seiten des Weges. Da keinerlei Anordnungen getroffen waren, welche Fuhrwerke unmittelbar den einzelnen Truppentheilen, und welche erst am Schluß der ganzen Abtheilung folgen sollten, so nahm jeder Truppentheil an Fuhrwerk mit, was ihm beliebte, und fortwährend versperrte dieses, wie Handpferde, den Weg. Ich ließ, die Uhr in der Hand, einen großen Theil der Truppen an mir vorübermarschiren und berechnete, daß auf diese Weise ein Eintreffen in Gusowa noch bei Tageshelle ein Ding der Unmöglichkeit sei. Der Generalstabschef v. Raben fragte mich bei dieser Gelegenheit sehr erstaunt, was ich da mit der Uhr in der Hand mache; doch war er, als ich ihm mein Thun erklärte, frei genug, einzugestehen, daß ihm dieser mein Gedanke sehr gut gefiele. So unterstützte er auch bei Fürst Mirski meine Bitte, auf einem freien Platz ausnahmslos alle Fuhrwerke, mit Ausnahme der Munitionswagen, halten zu lassen, damit sich dieselben dann in geordneter Reihenfolge unter Führung eines berittenen Offiziers, wozu einer der Ordonnanzoffiziere ausersehen wurde, der ganzen Abtheilung anschließen sollten. Die Offiziere, namentlich die höheren, welche das denkbar unnützeste Gepäck mit sich führten, schimpften fürchterlich;

Fürst Mirski dankte mir jedoch sehr, als er sich überzeugte, daß die Marschgeschwindigkeit durch diese einfache Maßregel fast um das Doppelte zugenommen hatte.

Gusowa wurde nach leichtem Kampfe mit geringem Verluste durch unsere Vorhut besetzt, wobei wir auch erfuhren, daß den Türken bisher unser Ueberschreiten des Balkans völlig verborgen geblieben war. Da sich in Gusowa auch einige türkische Einwohner am Kampfe betheiligten, so ging es dort recht wüst zu. Nach Beendigung des Gefechts wurde noch der Dorfälteste auf Befehl eines Kasakenoffiziers erschossen. Es war ein Greis mit lang herabwallendem weißen Bart; wir sahen seine Leiche, von vielen Kugeln durchbohrt, vor seinem eigenen Hause liegen. Eine türkische Abordnung kam zu Fürst Mirski, um sich dessen Schutz zu erbitten. Der Fürst saß auf einem Stein und hörte sich die Rede des vornehmsten Türken an, dessen Haupt ein grüner Turban schmückte, als Zeichen, daß er zum Grabe des Propheten gewallfahrtet. Die Anderen, meist ehrwürdige Gestalten, standen die ganze Zeit mit über der Brust gefalteten Armen wie regungslos da. Der Dolmetscher des Fürsten, ein Bulgare, nebenbei gesagt, ein Spitzbube erster Sorte, übersetzte die Worte des Türken und verkündete ihnen dann auf Befehl des Fürsten dessen Schutz. Die Nacht verlief sehr unruhig. Die feindlichen Tscherkessen umschwärmten in großer Zahl in Schußweite unsere Stellung, so daß das Schießen die ganze Nacht nicht aufhörte; fortwährend kamen Meldungen. Alles deutete auf einen bevorstehenden wichtigen Tag, und man hatte jenes Vorgefühl, wie ich mich entsinne es vor St. Privat und Sedan gehabt zu haben. Es ist ein unnennbares Etwas, welches das Gemüth jedes Einzelnen durchzieht; man prägt sich gewissermaßen jede Minute fester ein, weil man sich sagt, daß diese Stunden möglicherweise die letzten sind. Selbst an den schlafenden Soldaten konnte man die Unruhe bemerken: alle Augenblicke hörte man einen Aufschrei oder lautes Sprechen im Schlaf. Manchmal sah man eine jener jedem

Soldaten nur allzugut bekannten Bahren vorübertragen, auf denen man unter einem Soldatenmantel menschliche Formen erkannte; hier und da vernahm man leises Stöhnen, manchmal aber keinen Laut. Es waren dies Todte oder Verwundete von den Vorposten, welche nach einer zum Lazareth eingerichteten Scheune gebracht wurden.

Man fühlte mit einem Wort die Nähe des Todesengels, der seine dunklen Fittiche über die Ebene ausbreitete, deren schneebedeckter Boden in wenigen Stunden vom Blute geröthet sein sollte.

Es war mir immer eine angenehme Zerstreuung, wenn wir eingelaufener Meldungen wegen zum Fürsten berufen wurden, was öfters vorkam. Er ließ sich stets die Ansicht der beiden Obersten und die meinige auseinandersetzen und behandelte mich ganz auf gleicher Stufe wie diese; mir gegenüber bediente er sich stets des Französischen; denn wenn ich auch die russischen Auseinandersetzungen verstand, so war ich damals doch noch nicht im Stande, mich der Sprache zu bedienen. Die beiden Obersten waren bei dieser Gelegenheit, wie jedesmal später, ausnehmend liebenswürdig zu mir; öfters kam es vor, daß sie meiner, von der ihrigen abweichenden Ansicht unbedingt zustimmten; niemals fühlten sie sich verletzt, daß ich so frei sprach. Aber nicht immer drang ich mit meiner Ansicht durch. So schlug ich vor, daß noch während der Nacht verschiedene Feldbefestigungen ausgeführt werden sollten, um uns vor allen Dingen eine unbedingt sichere Rückzugslinie zu schaffen. Weder der Fürst noch die beiden Obersten wollten davon etwas wissen. Zum Glück haben wir ja auch diese Befestigungen nicht gebraucht. Als es aber am Abend des ersten Schlachttages so schlecht stand, da gedachte der Fürst meines Vorschlages und bedauerte, ihn nicht befolgt zu haben. Ich komme später hierauf zurück.

Endlich verging auch diese Nacht, und mit kaltem Glanze verkündete die Wintersonne den Beginn des für die russische Kriegsgeschichte so wichtigen Tages, der

9. Schlacht bei Schipka.

Obwohl wir noch ohne alle Nachrichten von Skobelews Anmarsch waren, befahl Fürst Mirski dennoch, wie ihm befohlen, den Angriff gegen die türkische Stellung und verkündete diesen schweren Entschluß den zu ihm berufenen Generalen und Obersten. Ernst standen alle die Männer da, die so oft seit den letzten Monaten dem Tode ins Auge gesehen, und jeder war sich der gewaltigen Aufgabe bewußt, den wohlverschanzten Feind mit unzulänglicher Macht und nur acht kleinen Gebirgsgeschützen anzugreifen. Auch der Name der Stellung that viel zur Sache. Seit dem Beginn des Feldzuges war der Schipka-Paß das vielumstrittene Bollwerk der Türken wie der Russen. Keiner der Gegner vermochte alleiniger Herr dieses wichtigen Balkan-Ueberganges zu werden, und Ströme von Blut waren bereits auf dem höchsten Gipfel des Passes, dem St. Nikolaus-Berg, geflossen. Für die Russen war der Besitz des Passes eine Nothwendigkeit, denn ohne den Schipka war an einen weiteren Vormarsch nach Adrianopel nicht zu denken; doch konnte der Paß russischerseits nur noch mit den größten Opfern gehalten werden. Nicht der Feind war es mehr, der die russischen Reihen lichtete, sondern in weit entsetzlicherem Maße die schneidende Kälte, welche jene Höhen geradezu unbewohnbar machte. Daß die Schildwachen auf ihrem Posten von der Ablösung erfroren gefunden wurden, wie es Wereschtschagins Bild so ergreifend darstellt, war ein ganz gewöhnlicher Vorfall; der ablösende Posten trat an die Stelle der Leiche, mit der Aussicht, in wenigen Stunden ebenso steif und starr dazuliegen wie sein Vorgänger.

Täglich wurden in langen Reihen die Erfrorenen nach einem weiter unten liegenden Feldlazareth getragen, wobei die Armen oft von den türkischen Kugeln getroffen wurden. Das aus dem Innern Rußlands während des Winters nach dem Schipka

geschaffte Podolskische Regiment, welches, mit den dortigen Verhältnissen unbekannt, es nicht verstand, sich gegen die Kälte einzurichten, verlor in etwa sechs Wochen an 900 Mann durch Frost. Aber auch ein moralischer Ehrenpunkt für die Russen war es, sich in den Besitz des Passes zu setzen, denn dort ruhten Tausende russischer Krieger, dort waren jene, die ganze gebildete Welt mit Abscheu erfüllenden Grausamkeiten gegen die russischen Gefangenen und Verwundeten vorgekommen, dort war jene berüchtigte Schädelpyramide aus den den Russen abgeschnittenen Köpfen errichtet worden. Die todesmuthigen Türken dagegen wußten, daß sie am Schipka die Thore Konstantinopels, die höchsten Schätze ihres Glaubens vertheidigten und waren zum zähesten Widerstand entschlossen.

Der Kampf mußte somit ein hartnäckiger werden.

Um 8¾ Uhr rückten die Kasaken der Vorhut, nach allen Seiten spähend, gegen den Feind vor; von diesem Augenblick an begann ich mir Aufzeichnungen über den Gang der Schlacht zu machen, die, beiläufig bemerkt, später zur Abfassung des amtlichen Berichtes dienten. Den Kasaken folgte der tapfere Oberst Krock mit der Vorhut, und bald hörten wir das Gefecht sich entspinnen. Um 10 Uhr trat die Hauptmacht ihren Vormarsch an mit Fürst Mirski an der Spitze und folgte schweigend der mit Gefecht vordringenden Vorhut. Die Dörfer Janini und Haskioi wurden durch letztere mit leichtem Gefecht genommen; die vorgeschobenen türkischen Truppen flohen, das ganze Feld war mit fortgeworfenem Gepäck, Kocheinrichtungen, Kleidungsstücken, besät; hier erblickte ich auch die ersten türkischen Leichen, alle mit nackten Füßen, da ihnen die russischen Soldaten die Stiefel ausgezogen, um Ersatz für das eigene verdorbene Schuhwerk zu finden. Ich hatte an Oberst Krock einen Befehl überbracht und blieb noch einige Zeit bei ihm, das Vorgehen der Vorhut beobachtend. Wir befanden uns nun auf einer Ebene und sahen in weiter Ferne, etwa 3000 Schritt, das Dorf Schipka und vor demselben, sich in weitem Umkreise

aus dem Schnee erhebend, die Befestigungen der Türken, deren große Stärke wir noch nicht erkennen konnten. Ich war sehr unzufrieden, nur ein so mangelhaftes Fernglas zu besitzen.

Das Feuer verstummte vollständig, und es trat eine fast feierliche Stille ein, deren Ursache wir gar nicht begreifen konnten. Türkischerseits fiel auch nicht ein Schuß, so daß wir schon glaubten, sie hätten Skobelew von der anderen Seite kommen sehen und sich diesem ergeben.

So rückte die Vorhut langsam Schritt für Schritt vor; in angemessener Entfernung folgte die Hauptmacht in Gefechtsbildung, mit wehenden Fahnen. Es waren aufregende Augenblicke. Niemand wußte, was los war; dieses geheimnißvolle Schweigen des Feindes war fast noch unheimlicher als Schießen. So waren wir etwa 1000 Schritt von den ersten Befestigungen entfernt, deren Umrisse wir nun schon besser erkennen konnten, ohne daß sich das Bild geändert hätte. — Es mußte doch nun endlich eine Entscheidung erfolgen! — Fürst Mirski sprengte mit seinem Stabe vor.

Etwas vor uns erblickte ich einen kleinen Graben und ritt voran, um zu sehen, ob derselbe zu durchreiten sei.

Da höre ich auf einmal das mir so wohl bekannte heulende Sausen, und zehn Schritt vor meinem Pferde schlägt eine Granate ein, platzt, die Stücke sausen mir über den Kopf, Schnee und Erde überschüttet mich, mehrere Sprengstücke schlagen in den mir folgenden Stab und verwunden einige Pferde. Zweifellos war der durch seine dunklen Ränder weit sichtbare Graben ein bereits vorher von den Türken abgemessenes Ziel gewesen.

Wie der Kapellmeister auf das Zeichen mit seinem Stock die Musik beginnen läßt, so war diese, auf den deutlich erkennbaren Stab gerichtete Granate das Zeichen zu einem wahren Höllenfeuer jeder Art. Von allen Seiten sprühte es Geschosse, und vor uns erblickten wir die ersten Verwundeten sich im Schnee wälzen. Fürst Mirski sagte mit großer Ruhe: „Wir wollen einen anderen

Standpunkt nehmen", und zu mir auf französisch: „Das war ausgezeichnet geschossen." Langsam ritten wir auf einen kleinen mehr links gelegenen Hügel, verfolgt von den türkischen Granaten, und von dort aus befahl der Fürst einigen Schützen-Bataillonen, die anscheinend nur aus drei Geschützen bestehende, uns aber für den ganzen Angriff sehr unbequeme Batterie, die mit ihrem Feuer gerade unsere rechte Flanke faßte, zu erobern. Zu gleicher Zeit fuhren unsere kleinen Gebirgsgeschütze auf und eröffneten das Feuer; doch machten sie den schweren türkischen Feldgeschützen gegenüber etwa den Eindruck wie kleine Hunde, welche große anbellen. Aber die kleinen zeigten im Verlauf der Schlacht, daß sie auch zu beißen verstanden. Die Schützen gingen mit großer Tapferkeit vor und wurden auch von den Unterführern gut geleitet. Die Verluste mehrten sich aber in erschreckender Weise; das Angriffsfeld war bald mit Todten und Verwundeten besät. Fürst Mirski blieb, ein Beispiel für Alle, stets gleich ruhig und vornehm. Er schickte mich zu meinem, an der Spitze der Hauptmacht befindlichen Regiment zurück, um ihm zu bestellen, den Jeletzkischen solle die Ehre zu Theil werden, als die ersten auf das Dorf Schipka vorzugehen, welches der ganzen türkischen Stellung den berühmten Namen gab. Der vor seinem Regiment haltende Oberst Grohmann bestätigte mit ernstem Kopfnicken den Empfang des ihm meinerseits auf deutsch überbrachten Befehls und wandte sich dann in kurzen, kernigen Worten an das Regiment, den Befehl des Fürsten übermittelnd. Offiziere und Mannschaften bekreuzigten sich und blickten dann mit entschlossener Miene zu ihrem Führer auf. —

Inzwischen nahm das Feuer an Heftigkeit zu, und unser weithin sichtbarer Stab schien ein willkommener Zielpunkt zu sein. Unserem Dolmetscher wurde sein Pferd verwundet, einem Ordonnanzoffizier desgleichen; zwei Ordonnanzkasaken waren bereits gefallen. Einem anderen Ordonnanzoffizier schlug eine volle Granate in sein Pferd, platzte und riß dem jungen Offizier den Unterleib auf, so daß er

nach einigen Stunden unter entsetzlichen Qualen verschied. Nach einer halben Stunde traf die erfreuliche Nachricht ein, daß die vorerwähnte Batterie genommen sei und 60 Mann der Bedeckung, durchweg Baschibozuks, gefangen genommen wären. Die eroberten Geschütze wurden sofort unsererseits gegen die Türken verwandt und gaben unserer Artillerie eine sehr willkommene Verstärkung.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich bemerken, daß ich am folgenden Tage den Generalstabschef Wessel Pascha's sprach, der der Wegnahme jener Batterie, die er auf die Feigheit der Baschibozuks schob, eine große Bedeutung beilegte, da sie den russischen Angriff fortwährend in der Flanke faßte. Derselbe sagte mir auch, daß unser Stab sofort als der des Oberbefehlshabers erkannt und demgemäß beschossen worden sei.

Um 11½ befahl der Fürst den Angriff auf Schipka. Das Jeletzkische und Sjewskische Regiment rückten entschlossen vor und begegneten einem geradezu wüthenden Feuer, dessen Heftigkeit fortwährend zunahm, so daß der Angriff zu stocken begann. Die Verluste waren empfindlich. Ein mir bekannter Offizier nach dem anderen wurde verwundet. Der Brigadekommandeur, General Dombrowski, ein Mann Ende der Fünfziger, erhielt einen Schuß ins Schlüsselbein, verband sich nothdürftig selbst und blieb im Gefecht; Oberst Grohmann, sein Regimentsadjutant Dawydow und Andere wurden schwer verwundet an uns vorübergetragen. Auch auf dem linken Flügel wollte die Sache nicht recht vorwärts gehen, denn die Türken entwickelten immer neue Kräfte, und von Skobelew war nichts zu sehen und zu hören; nur oben auf dem Nikolaus-Berg sah und hörte man den Kanonendonner des die dortige türkische Stellung angreifenden Radetzki.

Besorgten Auges sah ich, wie so viele Verwundete von ganz gesunden Soldaten geleitet wurden. Ein schlechtes Zeichen! Denn diese scheinbare Menschenfreundlichkeit deutet immer darauf hin, daß der Muth ins Wanken geräth. Oberst v. Raben gab den sehr guten Rath, einen der vielen Ordonnanzoffiziere zu beauftragen,

diese Samariter zu sammeln und sie wieder ins Gefecht zu führen, was auch geschah.

Da brachte ein Offizier die Meldung, die Jeletzkischen begännen zu weichen; — unmittelbar darauf aber sprengte ein anderer heran und meldete, es sei dem alten verwundeten General Dombrowski gelungen, sie wieder vorzuführen, aber Unterstützung sei dringend nothwendig. Da sprengte Fürst Mirski, allein von mir begleitet, zum Orelschen Regiment, welches sich in diesem Kriege bereits den Namen eines der tapfersten des russischen Heeres erworben und trotz seiner riesigen, nur mangelhaft durch Nachschub ersetzten Verluste immer kampfbereit war. Mit lauter Stimme rief er, sich im Sattel aufrichtend, ihnen zu: „Kinder, es müssen noch mehr Truppen nach vorn, ich brauche meine Orlowskischen! Vorwärts!“ Ein lautes Hurrah war die Antwort, und bald befand sich das brave Regiment in der vordersten Linie.

Unsere Lage wurde immer gefährlicher. Die Türken wehrten sich wie die Verzweifelten und führten immerfort neue Kräfte ins Gefecht, während uns schließlich nur noch zwei Bataillone als Reserve blieben. Von Skobelew war nichts zu hören, und selbst von Radetzki konnten wir des Höllenlärmes und Pulverdampfes wegen nichts mehr beobachten. Alles blickte gespannt nach links, von wo Skobelew erwartet wurde, alle ausgeschickten Kasaken kamen mit der Meldung zurück, es sei nichts von Skobelew zu bemerken. Bange Stunden vergingen. Der Kampf schritt nicht mehr vorwärts, und wir konnten überhaupt froh sein, wenn er nicht zurückging. So wurde es immer später und immer gewisser, daß Skobelew nicht käme, Gott weiß, aus welchem Grunde! Unsere Lage wurde sehr gefährlich, denn wurden wir geschlagen, so konnten wir, gerade auf Suleiman Pascha gedrängt, in die Engpässe des Balkan geworfen und dort vernichtet werden. Außer den, den Truppen unmittelbar folgenden, schon sehr geleerten Wagen war kein Geschoßvorrath mehr vorhanden, und Lebensmittel hatten die Mannschaften nur noch für einen Tag bei sich.

Auch wußten wir nicht, wie es in dem hinter uns liegenden Städtchen Kasanlik stand, das wir nach einer Morgenmeldung vom Feinde besetzt wußten. Einige Erfolge waren ja erzielt. Ein Theil des Dorfes Schipka in unseren Händen, die Telegraphenleitung nach dem Nikolaus-Berg zerstört, was sich später als von großer Wichtigkeit herausstellte. Der vorerwähnte Generalstabschef Wessel Pascha's hatte nämlich, glaubend, daß die Telegraphenleitung noch arbeite, an seinen Befehlshaber nach dem Nikolaus-Berg telegraphirt, er bäte um dort entbehrliche Truppen, um gegen die sehr erschöpften Russen zum Angriff vorzugehen. Dieses Telegramm kam natürlich nicht an, und später vereitelte die Dunkelheit die türkischen Angriffspläne, die sie nun bis zum folgenden Morgen verschieben mußten. Auch zwei starke Forts waren genommen und von den Unsrigen besetzt; aber da sich die Zahl der Feinde, welche wegen Skobelews Ausbleiben ihre rechte Flanke entblößen konnten, immerfort mehrte, so sah man schließlich ein, daß selbst die besten Truppen von der Welt nicht mehr vordringen, ja kaum sich halten könnten. Die Unterbefehlshaber schickten ein über das andere Mal und baten um Unterstützung. Fürst Mirski mußte sie ihnen abschlagen. Die Truppen verbluteten in ihren Stellungen.

Da begann Fürst Mirski zu zweifeln, gedachte seiner unlängst bei Elena erlittenen Niederlage und sprach mir gegenüber aus, dieser Tag würde neue Schande auf sein Haupt häufen. Er berief nun eine Art von Kriegsrath, an welchem wir drei, auch der Befehlshaber der Artillerie, theilnahmen, und entwickelte seine Ansichten. Er habe, wie er sich äußerte, seine Pflicht gethan und zur befohlenen Zeit angegriffen, sei aber schmählich im Stich gelassen worden; es bliebe ihm daher nichts mehr übrig, als seine Armee zu retten, und zu diesem Zwecke wolle er sie wieder bis zum Balkan zurückführen. Der Artillerie-General, eine unbeholfen dicke Persönlichkeit, der sich während des ganzen Tages weit vom Schuß gehalten, stimmte dieser Ansicht unumwunden bei. Oberst

v. Raben war dafür, die jetzige Stellung zu halten und sich, wenn unbedingt nothwendig, während der Nacht auf den Balkan-Paß zurückzuziehen. Oberst Ssobelew wünschte gleichfalls, die jetzige Stellung vorläufig zu halten, sich, wenn nothwendig, während der Nacht nur bis in unsere erste Stellung am Ausgang des Balkan-Passes zurückzuziehen und diese zu befestigen, wobei er sein Bedauern aussprach, daß Tags zuvor nicht die von mir gewünschten Befestigungen angelegt worden seien. Da vor Beginn des Kriegsraths die Meldung eingetroffen war, daß Kasanlik von den Türken verlassen und dort große Vorräthe aufgefunden seien, so stimme er dafür, so viel als möglich von jenen Vorräthen nach der einzunehmenden Stellung zu schaffen; dort müsse man jedenfalls noch einen letzten Kampf versuchen und sich erst, zum Aeußersten gezwungen, über den Balkan zurückziehen; natürlich müsse die rückwärtige Verbindung unbedingt freigehalten werden. Ich nun, um meine Meinung befragt, äußerte mich folgendermaßen: „Da Kasanlik mit reichen Vorräthen unser, so stimme ich dafür, sofort die Pioniere dorthin zu schicken und die durch ihre Lage zu einer Feldbefestigung trefflich geeignete Stadt mit Hülfe der Einwohner nothdürftig zu befestigen, um wenigstens dem ersten feindlichen Anprall Widerstand zu leisten. Wir aber bleiben in unseren Stellungen, so lange wir dieselben zu halten vermögen; werden wir geworfen, so ziehen wir uns nach dem inzwischen in der Nacht befestigten Kasanlik zurück und machen aus demselben ein russisches Plewna.“

Alle stimmten meiner Ansicht bei und die Pioniere wurden sofort abgeschickt. Der dicke Artillerie-General meinte, unter diesen Umständen sei es nöthig, die auf dem Balkan zurückgebliebene Artillerie herbeizuholen, und zwar sei dies so wichtig, daß er selbst den Auftrag übernehmen wolle. Er verschwand, und ich sah ihn erst nach vielen Tagen wieder.

Den Truppen wurde nunmehr untersagt, irgend welche Versuche zu machen, zum Angriff vorzugehen, und ihnen befohlen, sich

nach Möglichkeit in den eroberten Stellungen zu verschanzen. Nur falls ein Angriff von Skobelew erfolge, sollten sie sich demselben sofort anschließen. Um $4^3/_4$ Uhr Abends, also schon bei beginnender Dunkelheit, wurde das Gefecht abgebrochen, und bald verstummte auch das Feuer der Türken.

So endete der erste Schlachttag. An 4000 der Unseren lagen auf dem Schlachtfelde; die Leichen schrecklich anzusehen. Nach einer Schußwunde erstarrt der todte Körper überhaupt sehr schnell, um so mehr bei der heftigen Kälte. Vielen sah man einen furchtbaren Todeskampf an; die Hände krampfhaft geballt, die Arme hoch in die Luft gestreckt; in dem weißen Schnee die rothen Blutlachen. Für die armen Verwundeten wurde nach Möglichkeit gesorgt, doch was konnte man bei den wenigen Aerzten und Heilgehülfen dieser Menge Verwundeter gegenüber machen? So mancher mag wohl in dieser kalten Nacht erfroren oder verblutet sein.

Fürst Mirski begab sich nach Janina zurück und brachte dort die Nacht zu. Eine traurige Nacht! Der ganze Ort war angefüllt mit Verwundeten, und die Aerzte leisteten Außerordentliches. Das Geschütz- und Gewehrfeuer begann hier und da in der Nacht wieder, doch nur immer für wenige Minuten.

Zu meiner Freude fand mich mein Bursche mit meinem Gepäck, so daß ich mich wenigstens an Thee und der bereits erwähnten Dauerwurst erlaben konnte. Wenn man den ganzen Tag im Gefecht gewesen, so ist man unwillkürlich Allen, die zurückgeblieben, gegenüber in wenig freundlicher Stimmung. Doch stimmte es mich heiter, als mein Bursche, der viele Kilometer vom Schlachtfelde entfernt gewesen und nur das Feuer gehört hatte, mir mit selbstbefriedigter Miene sagte: „Ja, ja! das war heute ein heißer Tag!“ —

Ich fand mit vielen anderen Offizieren ein gemeinsames Unterkommen in einem kleinen Zimmer und lag mit den Füßen gegen die des Adjutanten jenes dicken Artillerie-Generals, der fast noch dicker war als sein Befehlshaber. Letzterer hatte es so

eilig gehabt, sich nach seiner zurückgebliebenen Artillerie umzusehen, daß er seinen Adjutanten gar nicht davon benachrichtigt, den der Fürst nun als Ordonnanzoffizier zu sich genommen. Er theilte die Ansicht seines Herrn, daß „Vorsicht der Tapferkeit bestes Theil sei", und stöhnte mir vor dem Einschlafen fortwährend vor, welches Unglück es für ihn sei, daß er seinen General nicht begleitet; nun würde er morgen sicherlich fallen. Doch raubte ihm dieser schwarze Gedanke nicht die Fähigkeit zum Schlummer, denn bald hörte ich ihn furchtbar schnarchen.

10. Der zweite Schlachttag.

Vom frühen Morgen des 9. Januar an waren wir im Stabsquartier schon auf, und unser Gespräch drehte sich meistens um die Frage, warum Skobelew nicht käme. Der Fürst meinte, er sei trotz seines bekannt schlechten Charakters doch einer so niedrigen Handlung, wie ihn absichtlich im Stich zu lassen, nicht fähig; wahrscheinlicher sei es, daß er auf unüberwindliche, ihm durch die Türken bereiteten Hindernisse gestoßen. Von unseren vordersten Linien kamen Meldungen, daß Alles beim Alten sei; doch meldete einmal ein Führer, es seien hinter dem Dorfe Schipka, das, wie erinnerlich, nur zum Theil in unseren Händen war, Bewegungen unter den türkischen Truppen erkennbar.

Fürst Mirski befahl den beiden Obersten, deren Pferde gesattelt waren, voranzureiten, und mir, mit ihm in einer Viertelstunde zu folgen. — Es war dies gegen 8½ Uhr Morgens, und es schien uns bereits, als ob das Feuer vorn etwas an Heftigkeit zunehme. Um so eiliger hatte ich es, mein Pferd satteln zu lassen, und rief meinen Burschen.

Derselbe war verschwunden.

Ich war außer mir; denn nicht nur, daß die höchste Eile erforderlich war, so konnte ich auch nicht einmal einem der dem Stabe zugetheilten Kasaken sagen, wo mein Pferd stand, welches ich gestern Abend meinem Burschen Janke übergeben mit dem Auftrage, ihm ein Unterkommen zu suchen. So irrte ich denn im Gehöft und dessen Nähe herum, fortwährend: „Janke! Janke!“ rufend, und „Janke! Janke!“ riefen alle Stabskasaken. Gern will ich zugeben, daß dieses Bild für den unbetheiligten Zuschauer etwas Komisches haben mußte; mir war aber in diesem Augenblick durchaus nicht heiter zu Muthe, und ich athmete erleichtert auf, als ein Kasak den Vielgesuchten anbrachte, der fest in einem Winkel des Stalles geschlafen hatte, wohl, um sich von dem „heißen Tage“ auszuruhen, den er gestern durchlebt. Es war nicht „ein Königreich“, welches ich ihm für das mir zugeführte Pferd gab, sondern, wie ich nachträglich zu meiner Beschämung gestehen muß, ein paar tüchtige Andenken auf den Rücken mit meiner Kasakenpeitsche. Daß ich mich hierzu hinreißen ließ, muß ich mit der wirklich großen Aufregung der Lage entschuldigen. Janke hat mir übrigens diese Uebereilung auch nicht einen Augenblick übelgenommen, sondern mir bis zum Schluß des Feldzuges aufs Treueste gedient; auch versäumte er lange Jahre hindurch keine Gelegenheit, mir aus Warschau, wo er als Korbmacher lebt, Grüße zu bestellen.

Während ich mit Fürst Mirski nach vorn ritt, eröffneten plötzlich die Türken ein wüthendes Geschütz- und Gewehrfeuer, so daß ihre vordersten Linien sofort in dichten Rauch gehüllt waren, und zu gleicher Zeit sprengte uns auf keuchendem Pferde ein Ordonnanzoffizier entgegen, schon von Weitem rufend:

„Die Türken greifen uns auf der ganzen Linie an.“ Wirklich hörte man auch ihr wahnsinniges Allahrufen durch den Kanonendonner herüberschallen.

So war das Gefürchtete also geschehen, und unsere Lage wurde eine sehr bedenkliche. Gaben unsere Truppen die vordersten

Stellungen auf, so lag die Befürchtung sehr nahe, daß, da wir so gut wie gar keine Reserven mehr hatten, und an eine Unterstützung Skobelews Niemand mehr glaubte, der Rückzug bald in wilde Flucht ausarten und die Türken zugleich mit den Unsrigen die um Kasanlik errichteten Befestigungen erreichen würden.

Dem Antlitz des Fürsten sah ich an, welche inneren Kämpfe in ihm vorgingen. — Einige Augenblicke ritten wir schweigend nebeneinander, das Auge auf das Kampffeld gerichtet; da plötzlich sah mich Fürst Mirski mit einem bösen Blick an, wie ich solchen vorher und nachher niemals bei ihm gesehen, und sagte:

„Ich war ein Thor (j'étais stupide), daß ich Ihrem Rath folgte und nicht auf meinem Plan bestand, die Truppen zurückzuziehen; Sie sehen, jetzt verliere ich meine Armee! Ich konnte mich, da ich den Befehl, Schipka anzugreifen, erfüllt und Skobelew nicht gekommen war, — (stark betonend) — mit allen Ehren zurückziehen."

Ich entgegnete ihm ganz ruhig: „Mit allen Ehren, das glaube ich nicht."

Er sah mich groß an und schwieg.

Das waren die einzigen Worte, die auf jenem Ritt zu den kämpfenden Truppen zwischen uns gewechselt wurden.

Wir ritten nach einem mitten im Geschütz- und Gewehrfeuer liegenden Hügel und überblickten von dort den Kampf; eine Sotnie Kasaken folgte dem Fürsten als unmittelbare Bedeckung. Die Lage sah sehr schlimm aus. Unsere erschöpften Truppen schlugen Angriff auf Angriff ab, mit einem Heldenmuth, den ich nicht genug rühmen kann. Namentlich leisteten die Schützen unter dem braven Oberst Krock ganz Außerordentliches. Aber Alles hat einmal ein Ende, und wir sahen, daß die Türken, wenn auch vorläufig noch langsam, Fortschritte machten. Ich war überzeugt, daß jeden Augenblick der volle Rückzug beginnen würde.

Da auf einmal hörte man auf unserem äußersten linken Flügel ein donnerndes Hurrahrufen, so daß sich Fürst Mirski

sofort mit uns auf den Weg dorthin machte. Da jagte ihm aber schon der Adjutant des Oberst Krock entgegen, fortwährend Hurrah rufend und ein Papier in seiner Rechten schwingend.

Er überreichte es dem Fürsten. Es war ein Stück weißes Papier voller Fettflecken; wahrscheinlich war Fleisch oder etwas dergleichen darin eingepackt gewesen; jetzt aber bildete es ein wichtiges Blatt in den Akten der Geschichte jenes Krieges, denn es enthielt die wenigen, aber inhaltsreichen Worte:

„Hurrah! Skobelew rückt mit Musik vor. Krock."

Das war ein Augenblick, den man selbst durchlebt haben muß, um ihn zu begreifen.

So muß Wellington bei Waterloo zu Muthe gewesen sein, als Blücher kam.

Nie vergesse ich den Blick, den Fürst Mirski mir zuwarf.

Sofort war es zu bemerken, daß die Türken den Angriff gegen uns abbrachen und sich gegen den neuen Gegner wendeten. Wir aber benutzten dies und nahmen, wenn auch noch mit Verlusten, das Dorf Schipka und die meisten türkischen Befestigungen. Darauf wurde bei uns Alles still, wir athmeten erleichtert auf und beobachteten den Kampf Skobelews mit einem, unter diesen Umständen leicht verzeihlichen Gefühl großer Selbstgenugthuung und dem hier und da sogar laut werdenden Gedanken: „Nun können die da links auch einmal sehen, wie es thut."

Wüthend tobte jetzt das Gefecht gegen Skobelew; auch von oben auf der Höhe hörten wir Radetzki lebhafter arbeiten und wußten jetzt, daß die Uebergabe der türkischen Armee nur noch die Frage einiger Stunden sei. Gegen 12½ Uhr sahen wir die gesammte türkische Reiterei, an 2000 Tscherkessen, in rasender Flucht zwischen dem die Mirskische und Skobelewsche Heeresabtheilung liegenden Raum durchbrechen und die Straße nach Kasanlik einschlagen. Auf meinen Vorschlag eröffnete die dem Fürsten beigegebene Kasaken-Sotnie Schnellfeuer gegen die auf etwa 1000 Schritt Entfernung Vorüberfliehenden und fügte ihnen nennens-

werthe Verluste zu. Doch kamen wir bei dieser Gelegenheit noch einmal in ziemlich heftiges Feuer, denn die Tscherkessen schossen im Fliehen auf unsere Kasaken, deren sie auch mehrere tödteten und verwundeten. Ich nahm hernach einem der verwundeten Tscherkessen dessen Säbel und Peabody-Karabiner ab, die noch heute in meinem Besitz sind. Jene fliehenden Tscherkessen haben später in den türkischen und bulgarischen Dörfern die schändlichsten Greuelthaten verrichtet.

Noch eine Stunde jedoch dauerte der Kampf gegen Skobelew; muthvoll erwiderten die Türken dessen Angriffe mit den ihrigen, und das russische Hurrah vermischte sich mit dem wüthend-verzweifelten türkischen Allah.

Doch nach zwei Uhr begann das türkische Feuer zu verstummen, und bald erblickte man in den türkischen Linien weiße Fahnen und Tücher als Zeichen der Uebergabe. Der Jubel unserer Truppen war unbeschreiblich; man umarmte, küßte, bekreuzigte sich; selbst die armen Verwundeten nahmen an der allgemeinen Freude Theil. Fürst Mirski sprengte sofort nach vorn, wo er die Unsrigen bereits mit der Ordnung der türkischen Gefangenen beschäftigt fand, die, meist zerlumpt und abgerissen, mehr wie Räuber als wie Soldaten aussahen; nur hier und da erblickte man ganz alte Soldaten, oft ehrwürdige orientalische Gestalten, wie sie uns Doré in seiner Bibel zeigt. Von den in Massen herumliegenden türkischen Verwundeten hörte man auch nicht einen Laut des Schmerzes; stumm-ergeben ertrugen sie ihre Qualen und sahen muthig dem Tode entgegen. In lebhafter Erinnerung ist mir noch der Anblick eines ganz alten türkischen Soldaten mit langem grauen Bart. Er saß auf einem Stein gegen eine Mauer gelehnt; die Uniform war aufgeknöpft und ließ die zerschossene, behaarte Brust sehen, aus welcher das Blut sickerte; auf seinen Knieen lag der Koran, und die Lippen murmelten Gebete. Als ich an ihm vorüberritt, schlug er die Augen nach mir auf, und aus seinem Blick konnte ich erkennen, daß er bei voller Besinnung war.

Die von den Türken theilweise noch besetzten Schanzen waren von großer Stärke und äußerst kunstvoll errichtet. Auf dem Wall der einen standen einige Hundert Mannschaften des Jeletzkischen und Ssewskischen Regiments, die Gewehre schußbereit nach unten gerichtet; in der Schanze selbst befanden sich 400—500 Türken in dichtem Haufen, die Gewehre an der Hüfte schußbereit nach oben gerichtet. Ein einziges losgehendes Gewehr hätte ein entsetzliches Blutbad zur Folge gehabt. Fürst Mirski ließ die Russen Gewehr ab nehmen und befahl den Türken durch den Dolmetscher das Gleiche, worauf sich die Letzteren sofort ergaben.

Der Fürst ritt nun längs der Reihen seiner ihm zujubelnden Truppen und dankte ihnen in kurzen, bewegten Worten. Vor dem Befehlshaber unserer Vorhut, dem mehrfach genannten braven Kommandeur der Schützen-Brigade, Oberst Krock, entblößte er sein Haupt, küßte ihn und ritt dann mit abgenommener Kopfbedeckung längs der Front der Schützen.

Nun kam es ihm aber darauf an, sich sofort mit Skobelew zu besprechen, der als der Jüngere unter seinen Befehl treten mußte, wegen schleuniger Fortführung der Gefangenen im Falle des immer noch erwarteten Angriffs Suleimans, wie auch wegen vieler anderer wichtiger Fragen.

Ich erhielt Befehl, den General aufzusuchen und ihn zu Mirski zu führen. Es war mir dies ein angenehmer Auftrag, denn ich lernte auf diese Weise den doch schon damals berühmten, von seinen Truppen vergötterten Feldherrn persönlich kennen. Bei dem Ritt zu ihm kam ich auch zu den gefangenen türkischen Offizieren, die alle zusammenstanden und in lebhafter Unterhaltung begriffen waren. Einer trat an mich heran und sagte mir etwas auf türkisch, was ich natürlich nicht verstand; doch schien es mir nach der Art seines durch lebhafte Handbewegungen unterstützten Vortrages, etwas Wichtiges zu sein, so daß ich mich einen Augenblick aufhielt, um zu fragen, ob einer der Herrn französisch spräche. Da trat einer an mich heran und setzte mir in sehr frecher Weise

auseinander, sie wollten augenblicklich wissen, was man mit ihnen beabsichtige, und die anderen unterstützten diese Rede durch so drohende Geberden, daß der mich begleitende Kasak bereits nach seiner Nagaika griff. Ich erwiderte, die Herren möchten sich gedulden; man würde schon zur rechten Zeit über sie verfügen; augenblicklich aber habe man an wichtigere Dinge zu denken.

Endlich traf ich Skobelew, umgeben von seinem Gefolge, unter dem sich viele Fremde, namentlich englische Berichterstatter, wie auch der später durch seine Kriegsbilder so berühmte Maler Wereschtschagin befanden. Skobelew hielt auf seinem geschichtlichen Schimmel und schien gerade einige Befehle zu geben. Er war damals erst 33 Jahre alt, eine schöne Manneserscheinung, etwas an den verstorbenen Kaiser Friedrich in dessen jüngeren Jahren erinnernd; sein von einem vollen blonden Backenbart umrahmtes Antlitz strahlte vor Freude und Siegesbewußtsein.

Ich ritt an ihn heran, nannte meinen Namen, wie auch, daß ich von Fürst Mirski geschickt sei, um ihn zu jenem zu bitten, und bat um Entschuldigung, daß ich meine Meldung nicht auf russisch mache, die Gründe auseinandersetzend. Skobelew reichte mir die Hand und meinte lachend auf deutsch: „Sprechen Sie in welcher Sprache Sie wollen, deutsch, französisch oder englisch, das ist mir gleichgültig.“ Dann fuhr er in halb ernstem halb spöttischem Tone fort: „Sie haben mich gestern wohl sehnsüchtig erwartet; aber ich greife niemals an, wenn ich nicht alle meine Truppen beisammen habe. Später setze ich Ihnen das näher auseinander; doch muß ich jetzt, bevor ich zu Fürst Mirski reite, meinen braven Truppen danken; wenn Sie wollen, können Sie mich begleiten.“

So wurde mir Gelegenheit, jenen Ritt mitzumachen, den Wereschtschagin in einem seiner besten Gemälde verewigt hat.

Ich kann mich selten erinnern, eine solche Begeisterung gesehen zu haben wie die Skobelew von seinen Truppen entgegen-

gebrachte. Die Mützen flogen hoch in die Luft, das Hurrah war geradezu betäubend, und Viele drängten sich an des Generals Pferd heran. Es sah auf dem Skobelewschen Schlachtfelde schauerlich genug aus; denn seine Soldaten, wohl wissend, daß ihr Führer das Gefangenmachen während der Schlacht nicht liebe, hatten fürchterlich mit dem Bajonett gewirthschaftet. Es war ihm übrigens sichtbar nicht unangenehm, daß ein früherer preußischer Offizier diesen Ritt mitmachte und Zeuge seines Triumphes war. Auf dem Ritt zu Mirski suchte er mir nun die Gründe seines verspäteten Eintreffens auseinanderzusetzen, von denen die wesentlichsten die waren, er sei überzeugt gewesen, daß Mirski sich hätte einen Tag halten können, und habe noch ein Regiment abgewartet, welches verspätet eingetroffen sei. Als Beweis führte er an, daß er ja während des heutigen Kampfes sogar Mirski um ein Regiment Unterstützung gebeten hätte. Dies war allerdings wahr. Aber Mirski, in der richtigen Ueberzeugung, daß Skobelew diese Bitte nur aussprach, um sie später als Rechtfertigungsgrund zu benutzen, schlug sie rund ab. Daß Skobelew mir, dem einfachen Hauptmann, gegenüber sich so eingehend entschuldigte, zeigte schon sein schlechtes Gewissen. Jetzt ist es ja längst bekannt, was uns damals schon keinen Augenblick zweifelhaft wahr, daß er sich aus niederträchtigem Eigennutz absichtlich verspätete, in der Hoffnung, daß Fürst Mirski geschlagen würde und er, Skobelew, dann, indem er folgenden Tags die Scharte auswetzte, als Held des Tages dastehen würde.

Fürst Mirski hatte stets die schlechteste Meinung von Skobelews Charakter und meinte, er sei ein Offizier, dem in Friedenszeiten Niemand die Hand reiche. Sein Großvater war Tambour und wurde unter Katharina II. für, ich weiß nicht welche Verdienste, Offizier. Sein Vater, gleichfalls wie er Generallieutenant und Generaladjutant, hatte sein ganzes großes Vermögen in Asien und in verschiedenen hohen Stellungen, die er bekleidet, zusammenerworben.

9*

Als er Fürst Mirski erblickte, sprengte er an ihn heran, sprang gewandt vom Pferde und trat dann entblößten Hauptes an den Fürsten heran, küßte und umarmte ihn, seine Glückwünsche zu dem herrlichen Siege aussprechend. Ich sagte später dem Fürsten, dieser Kuß sei mir wie ein Judaskuß vorgekommen, was er lächelnd als einen sehr treffenden Vergleich bezeichnete. — Fürst Mirski war vornehm kühl zu Skobelew, erwähnte mit keiner Silbe des verspäteten Eintreffens, verabredete alles Nähere mit ihm und übergab ihm die Sorge für die Gefangenen.

Inzwischen waren Stunden vergangen; es begann zu dämmern, und der Fürst begab sich nun mit uns nach Kazanlik, wo wir in den Zimmern des Hospitals ein Unterkommen fanden. Es lagen in Kasanlik an 800 türkische Soldaten, verwundete wie auch erfrorene; die türkischen Aerzte, von denen die meisten französisch sprachen, erbaten und erhielten von Fürst Mirski Schutz für die Armen. Von einem der türkischen Aerzte ließ ich mir sofort Arznei für meinen inzwischen wieder schlimmer gewordenen Hals verschreiben, die mir auch gute Dienste that.

Als wir, zu einer einfachen Abendmahlzeit vereint, gemüthlich zusammen saßen, erschien der Apotheker und fragte in sehr mangelhaftem Französisch, ob Jemand von uns deutsch spräche. Fürst Mirski entgegnete ihm, auf mich zeigend, hier sei ein Herr, der ein Bischen deutsch spräche. Der türkische Apotheker entpuppte sich nun als ehrlicher Wiener und Katholik, der nur gezwungen den Fez trug, konnte aber nicht erklären, was er eigentlich bei uns wolle, denn er war so betrunken, daß mit ihm nichts Vernünftiges anzufangen. Fortwährend streichelte er den Fürsten, was diesem sichtbar widerlich war, so daß ich ihn schließlich freundlich bat, sich zu entfernen, unter dem Vorwande, wir hätten noch wichtige Sachen zu besprechen.

Nach einer durch diesen Zwischenfall verursachten Pause ergriff Fürst Mirski das Wort und dankte uns dreien für die Unterstützung, die wir ihm hätten zu Theil werden lassen. Unter

Anderem sagte er uns: „In den schweren Augenblicken des gestrigen wie des heutigen Tages sind Sie es gewesen, die mich durch Ihre jugendliche Entschlossenheit aufrecht erhalten.“

Lange noch saßen wir zusammen, in traulichem Gespräch der schweren Ereignisse gedenkend, die vor wenigen Stunden erst an uns vorübergezogen. Bei dieser Gelegenheit machte mich Oberst v. Raben auch auf ein Kugelloch im rechten Aermel meines dicken Winterpaletots aufmerksam. Die Kugel war herein- und herausgegangen, ohne daß ich es in der Aufregung des Tages überhaupt gemerkt; einige Linien weiter, und der Arm wäre mir zerschmettert gewesen.

Zu meiner großen Freude hatte ich ein erträgliches, namentlich ein warmes Unterkommen gefunden und verbrachte endlich einmal wieder eine ruhige Nacht. Folgenden Tages 6 Uhr früh schickte der Fürst zu mir, ich möge bei ihm Thee trinken und dann mit ihm dem Oberbefehlshaber Radetzki entgegenreiten, dessen Ankunft vom Nikolaus-Berge her man entgegensah. So ritten wir denn bei kaum anbrechender Dämmerung über das weite Schlachtfeld, um zunächst Skobelew aufzusuchen. Auf der weißen Schneefläche erblickte man überall dunkele Stellen, die man bei näherer Betrachtung als die Leichen unserer braven Soldaten erkannte, die dort, wo sie das todbringende Geschoß erreicht, den ewigen Schlaf schlummerten. Welch menschliches Elend war hier auf diesem Raum vereinigt! wie viele Frauen und Kinder im weiten Zarenreich ahnten noch nicht, daß ihr Gatte und Vater, fern in dem eisigen Balkan sein Leben geopfert, oftmals die Seinigen in der bittersten Noth zurücklassend. Eine der größeren, am ersten Schlachttage eroberten Schanzen ließ erkennen, mit welcher Tapferkeit auf beiden Seiten gestritten worden war. Kranzförmig umgaben sie die russischen Soldaten, meistens durch Kopfschüsse getödtet, nach vorn übergefallen, die vorgestreckten Hände krampfhaft im Schnee zusammengeballt, manche umklammerten noch das Gewehr. Hinter dem Wall oben lagen die türkischen Leichen; bis zum

Aeußersten hatten die Braven die Schanze vertheidigt, in deren Innern russische und türkische Leichen zeigten, daß ein fürchterliches Handgemenge und ein grausamer Bajonettkampf stattgefunden.

Der Fürst schien von dem Anblick tief ergriffen und äußerte, er tauge nicht mehr für den Krieg; sei zu kränklich und fühle, daß er gestern und vorgestern unentschlossen gewesen, was sonst nicht in seinem Charakter läge. Ich entgegnete ihm: „Es ist viel leichter für Unsereinen, der nicht wie Sie die Verantwortung trägt, entschlossen zu sein. Sehr natürlich war es wohl, daß Ihnen ab und zu der Gedanke auftauchte, Ihre Armee durch einen Rückzug zu retten; Sie wußten, daß Sie Hülfe von einem so entschlossenen General wie Skobelew erwarteten, und es mußte wohl nach menschlichem Ermessen etwas vorliegen, daß diese Hülfe nicht eintraf. Ein Gleiches konnte auch am zweiten Tage vorliegen; Sie haben ja weiter nichts gethan, als ab und zu unsere Meinung anzuhören und dann die Schritte beschlossen, die Sie für gut fanden und die in der Art, wie Sie sie ausführen ließen, zu dem Erfolge des gestrigen Tages beitrugen. Dies wird wohl in einer so schwierigen Lage jeder Feldherr thun."

Er war eine Zeit lang still und entgegnete dann nur: „Sie haben ganz Recht." — Seitdem verlor er nie mehr ein Wort über diese Sachen.

Bei Skobelew spielte sich ein eigenartiger Auftritt ab. Fürst Mirski verlangte von ihm die Uebergabe der Säbel der gefangenen Paschas, was ihm als Aelterem im Dienst auch zukam, um sie Radetzki zu übergeben. Skobelew versicherte, sie nicht zu haben, behauptend, er habe sie den Paschas überlassen. Hierauf schickte Mirski zu den Paschas. Diese erklärten, die Säbel an Skobelew übergeben zu haben. Schließlich kam es heraus, daß Skobelew dieselben auch wirklich hatte und sie entweder selbst behalten oder den Ruhm haben wollte, sie an Radetzki zu überliefern. Er wollte sie durchaus nicht herausgeben, bis Fürst Mirski, von

uns angestachelt, ihm erklärte, daß, wenn er nicht sofort die Säbel erhielte, er um den Skobelews bitten würde. Fürst Mirski überreichte sie nun, wie es sich gehörte, an Radetzki, der sie in seiner Bescheidenheit anfänglich gar nicht annehmen wollte. Es kennzeichnet aber den Charakter Skobelews, daß er sich selbst in verhältnißmäßig unbedeutenden Fragen falsch und lügenhaft erwies. Uebrigens hieß es bestimmt, daß auch die türkische Kriegskasse in seinen Besitz gelangt sei, und einer der höheren türkischen Offiziere versicherte, dieselbe habe neun Säcke mit Goldstücken enthalten. Einige Tage später lieferte Skobelew 54000 Francs an die russische Feldhauptkasse ab.

Der alte Radetzki, der bei den Mannschaften sehr beliebt war, seines leutseligen milden Wesens wegen und weil er so tapfer monatelang auf dem Schipka-Paß ausgehalten, Freud und Leid, Entbehrungen und Kälte mit den Soldaten theilend, wurde von den gefechtsmäßig aufgestellten Truppen mit Jubel begrüßt. Im Uebrigen machte mir aber sein Umritt längs der Front der Sieger keinen sehr erhebenden Eindruck. Er saß gebückt auf einem schauderhaften, kleinen türkischen Beutepferd, welches alle Augenblicke stehen blieb. Dann wandte er sich immer ganz gemüthlich an den neben ihm reitenden Generalstabschef, General Dmitrowski, mit den Worten: „Ach, lieber Victor Iwanowitsch, hauen Sie ihm doch eins über!“

Victor Iwanowitsch that dies; dann bockte der Gaul und ging wieder weiter, bis sich derselbe Auftritt einige Bataillone weiter von Neuem ereignete. Natürlich erheiterte dies uns, sein Gefolge, wie auch die Mannschaften.

Nach der Truppenschau speisten die Generale bei Skobelew, der alle nur denkbaren Vorräthe, einschließlich des Champagners, mit sich führte, während welcher Zeit wir anderen Offiziere das Vergnügen hatten, draußen in der Kälte zu warten. Doch wurde uns über den Gesprächen mit dem früher erwähnten türkischen Generalstabschef und der Besichtigung des Schlachtfeldes die Zeit

nicht lang. Als ich Nachmittags mit Fürst Mirski nach Kasanlik zurückritt, erblickten wir auf dem Schlachtfelde ganze Rudel Hunde, zu 50 und 60 auf einem Haufen, auch Aasgeier und Krähen, welche sich bereits an die Pferde- und Menschenleichen machten. Ein trauriger Anblick! Man hat übrigens, wie ich später erfuhr, die meisten Leichen auf diese Art vernichten lassen, da es an Arbeitskräften fehlte, um in dem steinhart gefrorenen Boden Massengräber zu graben. Nachdem der Schnee gethaut, sollen in den Bergen und Klüften des Schipka noch Hunderte von Leichen gefunden worden sein, welche die Gegend verpesteten. Dann war es schon besser, sie den Hunden und Raubvögeln zur Speise zu überlassen.

Den Abend verbrachte ich ruhig in meinem Zimmer in Kasanlik mit Briefen und der Abfassung meines Tagebuchs beschäftigt.

So endeten diese für mich und meine Zukunft so überaus wichtigen Tage. Mit tiefster Dankbarkeit konnte ich auf sie zurückblicken.

---

11. Kasanlik.

In Kasanlik zog unser Stab, da wir nicht länger im Lazareth wohnen konnten, in ein anderes Haus über, in welchem General Radetzki Wohnung nahm. Leider hatte ich kein Zimmer für mich, sondern eines mit dem Divisionsadjutanten zusammen, einem unliebenswürdigen, dabei auch sehr unreinlichen Menschen, der mir den Aufenthalt nicht angenehm machte. Auch arbeiteten in unserem Zimmer einige Schreiber des VIII. Armeekorps, Generalstabsoffiziere gingen aus und ein, so daß ich wenig Ruhe hatte und mich daher, wenn ich nur irgend konnte, bei Fürst

Mirski aufhielt. Die Stadt, in gewöhnlichen Zeiten ein großer Absatzmarkt für Rosenöl, begann sich allmälig wieder mit Einwohnern zu füllen. Von den türkischen Bewohnern waren ohnehin viele zurückgeblieben, und die geflüchteten Bulgaren kamen täglich in großen Zügen an. So konnte man auch nach und nach Lebensmittel kaufen, die, namentlich Brot, in den ersten Tagen sehr gemangelt hatten; Wein jedoch war auch später nicht zu haben; selbst am Tisch des Großfürsten mußte man schließlich Wasser trinken. Dagegen konnte man manche Sachen zu äußerst billigen Preisen kaufen, wie Rosenöl, Teppiche und andere türkische Erzeugnisse, vermuthlich, weil sich öfters ganz falsche Persönlichkeiten als Ladenbesitzer aufspielten und die gefundenen reichen Waarenvorräthe verkauften. So kaufte unser Dolmetscher von einem Bulgaren einen für ein kleines Zimmer ausreichenden prächtigen türkischen Teppich für einen Rubel, d. h. etwa zwei Mark. Waren schon türkischerseits viele Lazarethe in Kasanlik errichtet worden, so vermehrten sich dieselben noch bedeutend nach der Schlacht bei Schipka, und etwa jedes dritte Haus war mit dem rothen Kreuz neben dem rothen Halbmond gekennzeichnet. Diese vielen Kranken und Verwundeten, für deren Behandlung die türkischen und russischen Aerzte durchaus nicht ausreichten, verseuchten die Luft in dem kleinen Städchen, so daß der Gesundheitszustand bald ein recht schlechter wurde. Auch ich litt heftig an Fieber, und auch mein Hals begann von Neuem zu schmerzen und zu schwellen.

In den ersten Tagen meines Aufenthalts hatte ich ein langes Gespräch mit den beiden Generalstabsobersten Raben und Sfobelew. Sie meinten Beide, ich müsse versuchen, in den Generalstab zu kommen, wohin ich ihrer Ansicht nach gehöre; auch sagten sie mir zu, in dieser Beziehung Schritte zu thun. Ob sie dies gethan, weiß ich nicht; jedenfalls wäre ihnen aber ein Versuch nicht gelungen; denn abgesehen davon, daß man in Rußland nur nach Beendigung der Generalstabsakademie in den Generalstab versetzt werden kann, so hätte man sich doch schon damals, trotzdem

noch nicht der jetzige ausgeprägte Deutschenhaß vorhanden war, wohl gehütet, einen ehemaligen preußischen Offizier so tief in die russischen Karten gucken zu lassen. Auch stand mir ja eine weit angenehmere Versetzung bevor. Fürst Mirski, der mir schon öfters Anspielungen auf meinen möglichen Uebertritt zur Garde gemacht, sagte mir eines Tages: „Ganz zufrieden mit der Beendigung dieser schönen Tage werde ich sein, wenn ich beim Großfürsten Ihre Versetzung ins Gardekorps bewirkt, es soll meine erste Bitte an ihn sein".

Auch Oberst Grohmann, den ich auf seinem Verwundetenlager besuchte, theilte mir mit, daß er mich für mein Verhalten im Hainkiöi-Thale, namentlich für die beiden Auskundschaftungen mit Freiwilligen, zu einer Auszeichnung eingegeben. Ich bemerke hier gleich, daß ich den Annen-Orden 3. Klasse mit Schwertern und den Wladimir-Orden 4. Klasse mit Schwertern erhielt. Uebrigens hatte mich Fürst Mirski zum goldenen Ehrensäbel vorgeschlagen, der mit dem Wladimir-Orden 4. Klasse mit Schwertern gleichen Rang hat, ein Vorschlag, der von allen Behörden bis zum Großfürsten hinauf unterstützt wurde. Kaiser Alexander II. jedoch, der sonst alle Ordenseingaben unterschrieb, hatte bei mir eigenhändig den Vermerk gemacht: „An Stelle des goldenen Ehrensäbels den Wladimir-Orden 4. Klasse mit Schwertern". Der hochselige Herr, der mich stets in der allergnädigsten Weise ausgezeichnet, hatte, wie man mir später sagte, diese Aenderung in der wohlmeinendsten Absicht gemacht, weil der Wladimir-Orden 4. Klasse neben vielen anderen Rechten, z. B. dem erblichen russischen Adel, auch kostenfreie Kindererziehung in den Staatsanstalten gewährt; ein Recht, von welchem ich allerdings niemals Gebrauch gemacht habe.

Am 12. Januar begab sich der Fürst mit seinem Stabe auf einen freien Platz außerhalb der Stadt, wo, unter dem Befehl Radetzkis, alle Truppen, die an der Schipka-Schlacht theilgenommen, aufgestellt waren, um sich dem Oberbefehlshaber Groß-

fürst Nikolaus zu zeigen, der, über den Schipka-Paß kommend, erwartet wurde, um in Kasanlik sein Hauptquartier aufzuschlagen.

Der Großfürst, eine mächtige Erscheinung, seinem Vater, dem Kaiser Nikolaus, sehr ähnelnd, war unweit der Truppenaufstellung zu Pferde gestiegen und sprengte nun an uns heran, begleitet von einem zahlreichen Stabe. Auf der Brust glänzte der Georgen-Stern 1. Klasse, ein Orden, den ein russischer Feldherr nur für eine gewonnene Entscheidungsschlacht oder für die Eroberung einer Festung ersten Ranges erhalten kann. Der Großfürst erhielt ihn für Plewna, obwohl der Fall dieses befestigten Lagers im Grunde genommen weder der einen noch der anderen Bedingung entsprach. Er theilte an Radetzki dessen Beförderung zum General der Infanterie mit und hing ihm den Georgen-Orden 2. Klasse um, wofür der alte General mit Freudenthränen in den Augen dankte. Fürst Mirski erfuhr, daß er zum Georgen-Orden 3. Klasse vorgeschlagen sei. Den Truppen wurden für jede Kompagnie 5 Soldaten-Georgen-Kreuze bewilligt.

Gleich nachdem der Großfürst uns verlassen, sagte mir Fürst Mirski, daß er die Zeit benutzt, um als Belohnung für mich die Versetzung zum Gardekorps zu erbitten; der Großfürst habe eingewilligt, sich überhaupt sehr gütig über mich ausgesprochen und bemerkt, dann würde es mir wohl lieb sein, in demselben Regiment zu dienen, in welchem ich in Preußen gestanden.

Meistens speiste der vereinigte Stab des Armeekorps und der Mirskischen Heeresabtheilung mit Radetzki in dessen Zimmer, und dabei lernte ich den alten Herrn kennen und lieben. Er war von so heiterem, gutmüthigem und liebenswürdigem Gemüth, wie man das selten bei einem so hochstehenden General findet; aber zum Feldherrn fehlten ihm alle Eigenschaften; er war und blieb den ganzen Feldzug über ein einfacher Haudegen, ohne jeden irgendwie größeren Gesichtskreis. Jedenfalls bewahre ich ihm aber eine dankbare Erinnerung. Es waren meine gemüthlichsten Abende in

Kasanlik, wenn ich mich an der „Jeralasch"-Partie — sogenanntes sibirisches Whist — betheiligen konnte, welches der alte Herr mit solcher Leidenschaft spielte, daß er darüber oft seine Obliegenheiten als Führer vergaß; namentlich bei dem späteren Vormarsch hatte ich Gelegenheit, dies zu bemerken.

Im ersten Theile meiner Feldzugserinnerungen erwähnte ich bereits, daß Fürst Mirski viele Feinde im Hauptquartier des Großfürsten hatte, unter deren Ränken er viel leiden mußte. Der Fürst war ja durchaus nicht das, was man einen Feldherrn nennt, immerhin war er aber besser als die meisten jener eigennützigen, nur auf ihren persönlichen Vortheil bedachten Maulhelden in der Umgebung des Großfürsten, die, größtentheils niedrige Naturen, dem Fürsten dessen natürliche Vornehmheit nicht verziehen, die ihnen gegenüber allerdings wohl manchmal in Hochmuth ausarten mochte. Jenen Ränkeschmieden hatte sich nun in Kasanlik Skobelew zugesellt, der durchaus den Sieg bei Schipka als sein ausschließliches Verdienst angesehen wissen wollte und sich erfolgreich bemühte, den Löwenantheil des Fürsten Mirski zu verdunkeln. Das gelang ihm auch vollkommen, da er sich hinter Mirskis Feinde im Hauptquartier steckte, die schließlich auch den Großfürsten gegen Mirski bearbeiteten.

Fürst Mirski war viel zu stolz, um irgend etwas hiergegen zu thun, sprach aber oft mir gegenüber seine Entrüstung über alle diese Erbärmlichkeiten aus. Oft redete ich ihm zu, er möge nicht die Hände in den Schooß legen, sondern selbst etwas für sich thun, denn er hatte ja auch mächtige Gönner, namentlich den Thronfolger; aber er ging auf nichts ein. Doch verstimmten ihn diese Verhältnisse sehr, und er befand sich meist in trauriger Stimmung. Der Großfürst ließ ihn durch allerlei Nadelstiche seine Abneigung merken; so sagte er sich z. B. bei Skobelew zu Tisch an und bei Mirski nicht. Man arbeitete sogar gegen die Verleihung des Georgen-Ordens dritter Klasse an den Fürsten. Aber nicht nur die Feinde, auch die Freunde machten ihm das

Leben schwer, indem sie ihm immer brühwarm alle ungünstigen Aeußerungen über ihn wiedererzählten. So trat einst der Befehlshaber der Artillerie, Generaladjutant Fürst Massalski, mit den Worten bei ihm ein: „Mein alter Freund, Du glaubst gar nicht, wie unzufrieden man mit Dir im Hauptquartier noch immer wegen der unglücklichen Elena-Angelegenheit ist.“ Solche „Freundlichkeiten“ verbitterten ihn natürlich immer mehr. Einst meinte er zu mir: „Ach, wie werde ich selig sein, wenn dieser Krieg vorbei ist und ich mit Frau und Kindern leben kann; dann suche ich Alles, Alles zu vergessen, was mit dieser für mich so traurigen Zeit Zusammenhang hat. Ich bin an der Spitze meiner schönen Division in diesen Krieg mit derselben Lust gegangen wie ein junges Mädchen zum Ball; nun habe ich nichts als traurige Erinnerungen.“ Ferner meinte er, er würde nach diesem Kriege keine Befehlshaberstellung mehr annehmen, um nicht noch einmal unter den Großfürsten dienen zu müssen. Ich suchte ihn immer nach Möglichkeit zu beruhigen, meine Ueberzeugung aussprechend, daß der Kaiser sicherlich seine Verdienste anerkennen würde, doch glaubte er nicht daran. Hierbei will ich gleich bemerken, daß der Fürst den ersehnten Georgen-Orden erhielt und nach dem Kriege als Dank für Schipka einen großen Länderbesitz im Süden Rußlands. Seit vielen Jahren ist er Hetman der Kasaken.

Er zeigte mir Skobelews Bericht über die Schlacht, in welchem dieser sich in wahrhaft empörender Weise den Erfolg des ganzen Tages zumaß; des Fürsten Mirski jedoch fast gar nicht erwähnte. Als kennzeichnend fiel mir auf, daß er vergessen, unter der Kriegsbeute, die Alles, selbst die Zahl der türkischen Patronen, aufzählte, der eroberten Kriegskasse zu erwähnen. — Fürst Mirski hatte in seinem Bericht die Betheiligung Skobelews hervorgehoben, soviel er nur konnte, und dessen vorzügliches Vorgehen in lebhaften Farben geschildert.

Ich möchte wissen, ob Skobelew sich nicht beim Lesen dieses Berichts geschämt. Fürst Mirski meinte: „Ich habe fünf Söhne,

die einstmals nicht viel Vermögen haben werden; ein Erbtheil hinterlasse ich ihnen aber, das ist mein ehrlicher, fleckenloser Name, der, Gott sei Dank, auch aus diesem Kriege ohne Makel hervorgegangen." Ich suchte nun das Gespräch auf etwas Anderes zu bringen und hatte ihn zu meiner Freude bald so weit, daß er herzlich lachte. So kamen wir von Einem aufs Andere, und schließlich sprach er sehr erheiternd darüber, wie eine gewisse Sorte von Generalen, die sich jetzt einen Namen gemacht und nothgedrungen zu Hofe geladen werden müssen, dort benehmen würden; wie sie nach einigen Gläsern Wein in ihre natürliche Wildheit zurückfallen, sich mit den Fingern die Nase schnäuzen und andere ähnliche Fehlgriffe begehen würden. Dabei machte er es diesen Kriegshelden sehr gut nach, — ich sah sie später selbst in Petersburg, — so daß wir schließlich einen recht heiteren Abend verbrachten; doch mußte ich mich tüchtig zusammennehmen, denn Fieber und Kopfschmerzen quälten mich sehr.

Inzwischen mehrten sich die Friedensgerüchte. Für die türkische Regierung war die Niederlage bei Schipka, durch welche sie gezwungen wurde, den Balkan preiszugeben, ein schwerer Schlag, und sie schien jetzt wirklich das Bedürfniß nach Frieden zu empfinden, um so mehr, als sie wohl einsah, daß auf eine Hülfe des viel versprechenden und wenig haltenden England kaum noch zu hoffen. Jedenfalls hatte man türkischerseits das Bedürfniß nach Waffenstillstand und versuchte denselben durch alle Mittel zu erreichen. So meldeten sich am 14. Januar zwei Unterhändler Reouf Paschas in Kasanlik und behaupteten steif und fest, es sei Waffenstillstand, worauf der Großfürst natürlich nicht einging, da er davon doch auch etwas wissen müsse.

Die türkische Regierung zeigte nun amtlich an, daß sie Server- und Mahmud-Pascha mit großen Vollmachten versehen ins russische Hauptquartier entsenden werde, um über einen Waffenstillstand zu verhandeln. Es schien dies vielversprechend; denn Server-Pascha war zu jener Zeit Botschafter in Paris,

hatte den Ruf, ein völlig europäisch gebildeter Mann und aufrichtiger Anhänger der Friedenspartei zu sein. Allerdings schien der zweite Unterhändler, Mahmud-Pascha, dem ersteren fast zur Ueberwachung beigegeben zu sein; denn er war ein begeisterter, durch seine Grausamkeiten bekannter Muhammedaner, der alles Christliche haßte und verabscheute. Ich sah ihn später. Mit seinem wilden, blutdürstigen Gesicht, von kleiner Gestalt und dickem Bauch, sah er ganz so aus, wie man sich als Kind immer einen Pascha vorstellte.

Zum Empfang der beiden türkischen Würdenträger wurden große Vorbereitungen getroffen; an hundert Arbeiter bemühten sich, ein Haus möglichst wohnlich einzurichten, was der augenblicklichen Verhältnisse wegen gar nicht so leicht war. Der Großfürst beaufsichtigte selbst die Arbeiten, und in Kasanlik sprach man von nichts Anderem als von der Ankunft der Türken und der Beendigung des Krieges. Allgemein war die Sehnsucht nach solcher.

Doch wollte man russischerseits auf diese Hoffnung hin nicht den nunmehr endlich glücklichen Gang des Feldzuges aufhalten, sondern im Gegentheil möglichst viel türkisches Gebiet als Pfand in die Hand bekommen. Darum wurde der schleunige Vormarsch auf Adrianopel beschlossen, welches man damals stark befestigt und von einer zahlreichen Heeresabtheilung vertheidigt wußte.

Die vereinigte Radetzkische Armee sollte auf zwei Wegen vorgehen, um sich vor Adrianopel zu vereinigen, und zwar die Hauptabtheilung unter Radetzki selbst, über Jeni-Sagra, Jamboli längs des rechten Ufers der Tundscha, eines Nebenflusses der Maritza, der sich bei Adrianopel mit dieser vereinigt; die andere Abtheilung, unter Skobelew am linken Ufer der Maritza, über Hermanli. Es war für Fürst Mirski verletzend, daß er als der Aeltere, wieder einfacher Divisionsbefehlshaber unter Radetzki wurde, während der jüngere Skobelew einen selbständigen Auftrag

erhielt. Doch konnte er hiergegen nichts thun, sondern mußte sich schweigend dem Befehl des Großfürsten fügen. Am 18. Januar trat Radetzki den Vormarsch an; Skobelew, irre ich nicht, zwei Tage früher.

12. Von Kasanlik nach Adrianopel.

Am 18. Januar begann unser Vormarsch. Oberst Ssobelew gehörte nicht mehr dem Stabe an und war vom Großfürsten nach Petersburg geschickt, um dem Kaiser mündlichen Bericht über die Schipka-Schlacht zu erstatten; Oberst Raben und der Divisionsadjutant waren vorausgeritten.

Unser Ritt war ohne besondere Ereignisse. Das erste Marschziel war Eski-Sagra, wo zu Beginn des Feldzuges Gurko nach seinem ersten Uebergang über den Balkan ein größeres Gefecht geliefert. Als sich Gurko dann wieder über den Balkan zurückziehen mußte, plünderten und verbrannten die Türken diese ausschließlich bulgarische Stadt, dabei schauderhafte Grausamkeiten verübend. Eski-Sagra ist im Umfange etwa so groß wie Liegnitz; doch glaube ich kaum, daß mehr als ein halbes Dutzend Häuser vom Feuer verschont geblieben waren. General Radetzki, der einige Stunden nach uns mit seinem Stabe ankam, mußte mit allen seinen Offizieren in einer Art Scheune ein Unterkommen finden.

Fürst Mirski und ich wohnten gemeinschaftlich in der kleinen Stube eines der wenigen unverbrannten Häuser, in welcher es aber leider von Ratten wimmelte. Wir sprachen uns Beide Muth zu,

schließlich aber kam es heraus, daß wir uns gleichmäßig vor diesen Thieren fürchteten. Auch Fledermäuse waren vorhanden, die mir fast noch widerlicher sind. Es war eine schreckliche Nacht. Wir ließen Licht brennen, hatten aber dennoch keine Ruhe. Ueber uns hörten wir geradezu eine Masse von Ratten ihr Wesen treiben; sie waren wahrscheinlich aus den brennenden in die unverbrannten Häuser geflüchtet und hatten sich vermehrt. Mitten in der Nacht hörten wir über uns eine Katze, die wohl irgendwie dorthin gelangt war, schreckliche Schmerzenstöne ausstoßen; sicherlich war sie im Kampf gegen die vielen Ratten unterlegen und wurde nun lebendigen Leibes gefressen.

Jedenfalls waren wir froh, folgenden Tages dieses ungastliche Quartier verlassen zu können, und fuhren im Wagen des Fürsten bis Jeni-Sagra. Dort hatte auch ein Gefecht Gurkos gegen die Türken stattgefunden, worauf letztere die Stadt verbrannt; doch war sie nicht so vollständig zerstört wie Eski-Sagra. In Jeni-Sagra erhielt Fürst Mirski den Georgen-Orden dritter Klasse und zwar auf telegraphischen Befehl des Kaisers; eine für uns Alle große Freude, um so mehr, als wir sahen, wie wirklich glücklich er darüber war. Ich erkältete mich in Jeni-Sagra und holte mir eine zweite Halsentzündung, die mich schwer krank machte.

An dieser Stelle möchte ich einige die russische Heeresleitung kennzeichnende Bemerkungen einflechten, aus denen man ersehen wird, welche Nachlässigkeit in den verschiedenen Dienstzweigen herrschte. Am Tage nach der Schlacht fanden wir eine, natürlich zerstörte Telegraphenleitung von Kasanlik bis Schipka vor, die kein Mensch beachtet hatte; alle die klugen Generalstabsoffiziere waren theilnahmlos an ihr vorbeigeritten. Ich bat den Fürsten, sofort Befehle zu deren Wiederherstellung zu geben und dann das Dorf Schipka mit der auf dem Nikolaus-Berg befindlichen Telegraphenleitung zu verbinden. In zwei Tagen geschah dies, und der Fürst

war sehr erfreut, dadurch eine Telegraphenverbindung mit Petersburg hergestellt zu haben.

Hier nun, bei unserem Vormarsch über so wichtige Städte, wie Eski- und Jeni-Sagra, Jamboli führte unser Weg fortwährend längs einer nur unvollkommen zerstörten Telegraphenleitung mit zwei Drähten. Es wäre die Arbeit eines Tages gewesen, diese Linie wiederherzustellen und dadurch die Verbindung der Radetzkischen Heeresabtheilung mit dem Hauptquartier zu erzielen. Darum bekümmerte sich aber kein Mensch, und die Verbindung wurde später durch Kasakenstaffeten erhalten. Es ist unglaublich, aber wahr, daß wir, einige zwanzig Meilen von dem Hauptquartier entfernt, seit fünf Tagen ohne jede Nachricht von dort waren und erst nach vier Tagen erfuhren, daß unser Ziel, Adrianopel, durch Skobelew ohne Schwertstreich besetzt worden war.

Obwohl die Türken nach Möglichkeit Alles zerstört und verbrannt hatten, so fanden wir doch in allen Ortschaften große Vorräthe an Getreide, namentlich an Weizen. Hätte man es den Truppenbefehlshabern zur Pflicht gemacht, diese Vorräthe anzumelden, so wäre es eine Kleinigkeit gewesen, die vorhandenen Mühlen wieder in Gang zu setzen, Mehl zu mahlen und durch die bei allen Truppentheilen zahlreich vorhandenen Bäcker Brot backen zu lassen, an dem es in empfindlicher Weise mangelte. Aber auch hierum bekümmerte sich Niemand; die Intendantur folgte den Truppen nicht, und ich sah im Korpsstabe immer nur den einen Intendanten, von dem ich aber eigentlich nie recht gewußt, wozu er auf der Welt war. Der Intendantur lag es auch gar nicht daran, selbständig derartige Vorräthe aufzuspeichern, denn dann hätte die jüdische Verpflegungsgesellschaft nichts verdient, und die Intendanturbeamten hätten keine Prozente bekommen.

Die Marschordnung war äußerst mangelhaft. Auch kein einziger Vorgesetzter gab einen Befehl, welche Wagen mitgenommen werden und in welcher Reihenfolge sie fahren sollten. Ich kann thatsächlich versichern, daß ich, obwohl wochenlang im Korps- und

Divisionsstabe befindlich, niemals einen Befehl über das Gepäck gesehen oder gehört habe. Rückte ein größerer Truppentheil aus einer Ortschaft aus, so waren sofort alle Wege mit zwei und, wenn es anging, bestimmt mit drei Reihen Wagen versperrt, und die nachfolgenden Truppen konnten warten oder mußten sich durchwinden.

Die Feldpost nachfolgen zu lassen, hielt General Radetzki für überflüssig. Er stand sich mit seiner Frau so schlecht, daß sie sich nie schrieben, und so glaubte er wahrscheinlich, daß auch die anderen Menschen keines Briefaustausches bedürften.

Es war das Unglaublichste von Vormarsch, was ich überhaupt je gesehen. Unter Skobelew wäre ein solcher undenkbar gewesen. Die gesammte Heeresabtheilung marschirte auf der einzigen niederträchtigen Straße am rechten Ufer der Tundscha, während die viel bessere Straße nach Adrianopel auf dem linken Ufer führte. Unsere Kavallerie-Division war weit hinter uns, und in unserer Vorhut befanden sich nur einige Sotnien Kasaken. Durch diesen Mangel an Reiterei wurde unsere Front natürlich so schmal, daß wir die nicht zerstörten reichen Ortschaften, 1 bis 2 Meilen vom Wege gelegen, nicht ausnutzen konnten; diese wurden im Gegentheil durch Banden von Tscherkessen und Baschi-Bozuks beunruhigt und geplündert, die, ermuthigt dadurch, daß sie so ungestört in der Nähe der Russen ihr Wesen treiben durften, schließlich sogar begannen, auch unsere Truppen zu belästigen. Man setzte sogar einmal „Vorposten“ aus, was man sonst nie that. Eine entschlossene feindliche Reiterei hätte uns furchtbaren Schaden zufügen können; aber die Thatkraft der Türken war gelähmt.

Fürst Mirski behauptete immer, der Aerger über alle diese Unordnungen sei die eigentliche Ursache meiner Krankheit; doch war dies natürlich nur ein Scherz.

In Jeni-Sagra glaubten wir schon an einen Ueberfall der Tscherkessenbanden. Ich ging eines Morgens mit dem Fürsten außerhalb der Stadt spazieren, als wir plötzlich, höchstens 500 Schritt

entfernt, einige Schüsse und gleich darauf ein sehr lebhaftes Gewehrfeuer hörten. Wir waren überzeugt, daß dies von den gestern angemeldeten Tscherkessenbanden herrührte, und unsere Lage erschien uns daher keine angenehme, da die Truppen bereits die Stadt verlassen und nur eine schwache in der ganzen Stadt zerstreute Besatzung zurückgeblieben war. Nach etwa drei Minuten verstummte das Feuer, und wir sahen den Rauch eines brennenden Gebäudes aufsteigen. Bald erklärte sich der Vorfall. Unsere Soldaten hatten aus Unvorsichtigkeit eine Scheune angesteckt, und bei dieser Gelegenheit war der gesammte Patronenvorrath der Besatzung in die Luft geflogen.

Unser Marsch wurde auch sehr durch den zähen, tiefen Schmutz aufgehalten, wie ich solchen niemals wiedergesehen. Um die Geschütze und Wagen fortzuschaffen, wurden so viele Ochsen und Büffel als möglich herbeigetrieben, doch reichte deren Zahl durchaus nicht. Vor jedes Geschütz wurden 14 Pferde gespannt und vor jeden zweirädrigen Munitionskarren 14 Ochsen oder Büffel, und dennoch konnte die Artillerie nicht mehr als zwei bis drei Kilometer täglich zurücklegen, obwohl die Gegend ziemlich eben war. Als wir die Nachricht von der Besetzung Adrianopels durch Skobelew erfuhren, ließen wir die Geschütze unter der Bedeckung von zwei Bataillonen zurück und konnten nun freier vorwärts marschiren.

Für mich war aber der Marsch von Kasanlik nach Adrianopel die beschwerlichste Zeit des ganzen Feldzuges, weil ich, an einer der schlimmsten Halsentzündungen, die ich überhaupt je gehabt, leidend, stets in so schauderhafte Quartiere kam, daß von irgend welcher Pflege gar keine Rede sein konnte. Ich war eigentlich seit Beginn des Balkan-Ueberganges, mit Ausnahme zweier Tage in Kasanlik, fortwährend krank; doch bezwang ich mich während der Gefechtstage sowohl als auch jetzt während des Marsches nach Adrianopel, denn abgesehen davon, daß wir doch zuerst glaubten, es ständen uns Gefechte bevor, so wollte ich auch nicht in einer der verödeten türkischen Städte oder der noch schlimmeren Dörfer

liegen bleiben, womöglich der Willkür der schlechten Bevölkerung überlassen. Mein Hals schmerzte sehr; außerdem hatte ich Rheumatismus und heftige, das Athmen erschwerende Schmerzen in der linken Brustseite. Zweimal war ich einer Ohnmacht nahe. Dabei diese fürchterlichen Nachtquartiere in den türkischen Dörfern, in Löchern, die bei der herrschenden Kälte theilweise nicht zu heizen waren, theilweise zerschlagene oder gar keine Fenster hatten, fast immer auf bloßer Erde liegend, — nur zwei oder dreimal hatte ich Stroh als Unterlage. So schleppte ich mich nur mühsam weiter. In den letzten schwersten Tagen kauerte ich mich immer, sowie ich angekommen und vom Pferde gestiegen, in einen Winkel und blieb dort theilnahmlos für alles Uebrige. Eßlust hatte ich gar nicht; auch machte es mir mein Hals allmälig unmöglich, zu schlingen, da er fast ganz zuschwoll, so daß ich nur mühsam athmen konnte. Auch nicht den kleinsten Bissen aufgeweichten Zwiebacks konnte ich hinunterbringen; während dreier Tage nahm ich nichts zu mir als täglich zwei bis drei Glas Thee, aber auch diese verursachten mir große Schmerzen.

Am 26. Januar kamen wir in Tatarkioi an, einem gräßlichen Nest, etwa fünf Meilen von Adrianopel; strömender Regen hatte uns bis auf die Haut durchnäßt. Ich durfte durch die Güte des Generals Radetzki in dessen Zimmer bleiben, einem ungedielten Loch ohne Fenster, jedoch zum Heizen eingerichtet. In demselben Raum befanden sich noch General Radetzki, Fürst Mirski, der Stabschef General Dimitrowski. Ich sollte an einer Whistpartie mit Radetzki theilnehmen, bezwang mich auch aus Höflichkeit, und die Partie dauerte zum Glück nicht lange.

Den anderen Morgen machte ich mich so früh als möglich allein, den anderen voraus, auf den Weg nach Adrianopel, in der Hoffnung, dort einen deutschen Konsul und bei diesem Obdach und Pflege zu finden. Diese Hoffnung gab mir Kräfte, und es war mir ein unbeschreibliches Gefühl des Glückes, als ich, von einer Anhöhe aus, die Minarets der zweiten türkischen Hauptstadt er-

blickte; schon malte ich mir aus: ein Bett, gute Pflege, deutsche Sprache, deutsche Zeitungen und Bücher. Da befand ich mich auf einmal, etwa 1½ Meilen von Adrianopel, vor einem für gewöhnlich kleinen Fluß, dessen Brücke abgebrochen, der aber durch den Regen so geschwollen war, daß an ein Durchschreiten desselben weder zu Fuß noch zu Pferde zu denken war.

So nahe am Ziele wurde man aufgehalten!

Inzwischen langte Fürst Mirski an, und bald darauf auch General Radetzki mit seinem Stabe. Der General beschloß, da unser Vormarsch ja jetzt keine so große Eile mehr habe, abzuwarten, bis sich das Wasser verlaufen habe, was noch zwei bis drei Tage dauern konnte; er schlug in einem neben dem Fluß gelegenen zerstörten Hause sein Quartier auf und bat die Herren seines Stabes zur Whistpartie. Niemand wagte, ihn von seinem unglaublichen Entschluß, das Fallen des Wassers abzuwarten, abzubringen.

Ich war außer mir!

Da faßte ich mir ein Herz, und ich muß zu meiner Schande gestehen, diesmal mehr aus Eigennutz, als im Interesse des Ganzen, und begab mich, mit Umgehung aller Vorgesetzten, wie sie die Dienstordnung vorschreibt, zu Radetzki, um ihm den Vorschlag zu machen, eine Brücke zu schlagen. Er war sehr freundlich, meinte, eine Brücke sei ganz unnütz, das Wasser würde sich bis morgen verlaufen. Auf meine Bemerkung, es könne doch auch noch weiter regnen, und ich wolle wenigstens einen Platz für eine etwaige Brücke aussuchen, meinte er: „Geben Sie sich keine Mühe, es ist ganz unnütz."

Ich ließ aber den Muth nicht sinken. Der Gedanke, hier in dem scheußlichen Hause, Adrianopel vor Augen, vielleicht noch mehrere Tage zuzubringen, war mir geradezu entsetzlich. Auch Fürst Mirski war außer sich. Ich ging nun, so krank wie ich war, in Schmutz watend, längs des Flußufers und fand nach genauer Untersuchung mit meinen geringen Kenntnissen, die ich

beim Garde-Pionier-Bataillon in Berlin erworben, eine passende Stelle, nicht weit von der früheren Brücke, deren Balken und Hölzer die Tscherkessen thörichterweise auf dem diesseitigen Ufer gelassen hatten.

Nun eilte ich zu General Radetzki, der inzwischen, ich weiß nicht durch wen, die Ueberzeugung gewonnen, daß ein Brückenbau wegen Beschaffenheit der Ufer nicht ausführbar sei.

Ich versicherte ihm im Gegentheil, daß sie in wenigen Stunden erbaut werden könne, und er schickte mich nun zum Chef der Ingenieure. Dieser, ein liebenswürdiger, der deutschen Sprache völlig mächtiger Oberst, empfing mich aufs Liebenswürdigste.

Ich bat ihn um Entschuldigung, daß ich gewagt habe, in seine Dienstbefugnisse einzugreifen, da er aber vorhin noch nicht angekommen, so sei es mir eine Freude gewesen, ihm etwas vorzuarbeiten. Wäre er mit der Stelle, die ich gefunden, einverstanden, so sei es ja selbstverständlich, daß es auch General Radetzki sein würde. Er schien von dieser Auseinandersetzung ganz befriedigt, sah sich die Stelle an und erklärte sie für vorzüglich geeignet. Sofort wurde zum Bau der Brücke geschritten, die am anderen Morgen um 7 Uhr fertig war; Fürst Mirski wie Alle waren sehr froh und erklärten offen, es sei allein mein Werk, daß der Brückenbau zu Stande gekommen. Ich fand es so überaus natürlich, in dieser Lage eine Brücke zu bauen, daß mir die Anekdote von jenem Franzosen einfiel, der sich darüber beklagte, daß trotz der besten Strümpfe seine Füße immer schmutzig seien. Darauf wurde ihm erwidert, er möge doch einmal versuchen, sie zu waschen, worauf er hocherfreut ausrief: „C'est une idée!“

Ich war aber nach den Anstrengungen dieses Tages und nachdem ich sah, daß meine Hülfe nun nicht mehr nothwendig, völlig mit meinen Kräften fertig und kauerte mich in eine Ecke des kalten, unheizbaren Zimmers des Fürsten, in welchem weder Tisch noch Stuhl vorhanden war. Stroh hatte ich nicht, und so war diese Lage die einzige erträgliche. Gegen 10 Uhr Abends

schwoll der Hals so zu, daß ich zu ersticken fürchtete; das Sprechen war mir schon unmöglich. Da schickte Fürst Mirski nach einem Arzt, und nach einer langen, qualvollen halben Stunde erschien der Regimentsarzt des Orelschen Regiments, wie ich auf den ersten Blick sah, stark angetrunken. Nachdem er mir in den Hals gesehen, befahl er einem Kasaken, mit meiner Laterne zu leuchten, und bei dem unsicheren Schein machte er mir mit einem alten Federmesser, das er aus seiner Beinkleidtasche zog, mit zitternder, schmieriger und übelriechender Hand einen tiefen Kreuzschnitt in die rechte Mandel. Ein wahrer Strom von Blut und Eiter quoll hervor; ich fiel in eine Art Ohnmacht, schlief aber dann zum ersten Male seit langer Zeit.

Den anderen Morgen fühlte ich mich zwar noch recht krank, ritt aber über die nun fertige Brücke mit dem Divisionsadjutanten und dem Dolmetscher voraus nach Adrianopel, um für den Fürsten Quartier zu machen und dann den deutschen Konsul aufzusuchen. Vor Adrianopel erklärte mir der täglich unliebenswürdiger werdende Divisionsadjutant, er könne sich um nichts bekümmern, da sein Pferd ein Eisen verloren, und überließ dem Dolmetscher und mir den bei der Ueberfüllung der Stadt außerordentlich schwierigen Auftrag. Es war dies ein mir ganz unbegreiflicher Mangel an Pflichtgefühl seitens des Adjutanten. Ich hätte einen preußischen General sehen wollen, dem gegenüber sein Adjutant so gehandelt.

So hielt ich denn am 28. Januar an der Seite des Dolmetschers und einiger Kasaken meinen Einzug in Adrianopel.

13. Adrianopel.

Als wir, der Dolmetscher und ich, begleitet von einigen Kasaken, in Adrianopel anlangten, waren wir noch Zeugen eines großen Brandes einer der in den Vorstädten gelegenen Kasernen. Dort war in der vorigen Nacht ein Garde-Regiment einquartiert, dessen Mannschaften unvorsichtig mit Licht umgegangen, so daß ein Brand entstand, der die ganze Kaserne in Asche legte. Alle Patronenvorräthe des Regiments gingen dabei in die Luft. Es klang das wie ein heftiges Gewehrfeuer, so daß wir, da wir damals noch 1½ Meilen von der Stadt entfernt waren, an einen Aufstand der Bevölkerung glaubten.

Ich begab mich sogleich zum österreichischen Konsul, der auch die deutschen Interessen vertrat; doch vermochte er mir nicht zu einer Wohnung zu verhelfen, gab sich auch keine Mühe dazu, war überhaupt wenig freundlich, obwohl er sah, daß ich krank war. Auf der Kommandantur erhielt ich nun, nach langem Warten, ein Haus für Fürst Mirski und dessen Stab zugetheilt.

Vor dem sehr freundlich aussehenden Hause angelangt, erblickte ich einen Zettel mit dem englischen Konsulatsstempel und der in drei Sprachen verfaßten Aufschrift: „Englisches Haus unter dem Schutze des Konsuls Ihrer Britischen Majestät."

Wäre ich nun, so krank, daß ich mich kaum noch zu Pferde halten konnte, nach der Kommandantur zurückgeritten, so hätte ich sicherlich wieder zwei Stunden warten müssen. Ich beauftragte daher den Dolmetscher, in der Nachbarschaft Erkundigungen nach dem Ursprung jener Aufschrift einzuziehen, und erfuhr, daß das Haus kein englisches, sondern ein türkisches sei, wie auch seine Bauart zeigte. Nun beschloß ich, möge werden, was da wolle, dieses Haus unbedingt zu besetzen, den von der Stadt eine Stunde entfernten, auf Nachricht wartenden Fürsten Mirski zu

benachrichtigen und diesem die Fortführung des sicherlich zu erwartenden Streits zu überlassen.

Ich befahl also, die Hofthür zu öffnen.

Unser Klingeln und Klopfen war vergeblich. Keinerlei Antwort, das Haus schien ausgestorben.

Da befahl ich den mich begleitenden Kasaken, die Thür mit Kolben einzuschlagen.

Das brachte Leben ins Haus.

Ein blondgelockter, sehr unverschämt aussehender, etwa vierzehnjähriger englischer Knabe öffnet das Thor und ruft uns mit entrüsteter Stimme auf englisch zu, dies sei ein englisches Haus; wenigstens verstand ich so viel, daß er ungefähr dies meinte und daß seine Worte sicherlich keine freundliche Einladung bedeuteten.

Ich, sehr müde, krank und wüthend, antwortete mit dem gesammten mir zu Gebote stehenden englischen Sprachschatz und betrat, ohne mich um das Bürschchen weiter zu bekümmern, mit dem Dolmetscher und einem Kasaken die Räume, in denen ich als erstes menschliches Wesen die Wittwe eines Tscherkessen fand, die dem Dolmetscher erzählte, ihr Mann sei ein ausgezeichneter Offizier gewesen und erst vor wenigen Tagen im Gefecht erschossen worden. Nach einigen Worten des Beileids ergaben weitere Nachforschungen ein vollständig türkisch eingerichtetes Haus und in der einen Stube einen europäisch gedeckten Mittagstisch. In dieser Stube nahm ich Platz und schickte den Dolmetscher mit den Kasaken dem Fürsten entgegen, der Dinge wartend, die da kommen sollten. Meine Halsschmerzen nahmen währenddessen immerfort zu.

Nach einiger Zeit kam der bewußte Junge abwechselnd mit seinem etwas jüngeren Bruder alle Augenblicke in mein Zimmer, sahen mich immer groß an, traten aber jedesmal etwas näher, sichtbar mit dem Gedanken: „Beißt er oder beißt er nicht?“ Ich mag wohl in diesem Augenblick nicht gerade sehr vertrauenerweckend ausgesehen haben, denn während der letztvergangenen Marschtage hatte ich wenig Zeit gehabt, für meine äußere Erscheinung zu

sorgen. — Als ich mich um die beiden Jungen längere Zeit hindurch gar nicht gekümmert, so daß diese die Sicherheit gewonnen, daß ich nicht bisse, trat eine sehr anständig angezogene, hübsche, junge Frau herein, fragte, ob ich französisch spräche, und stellte sich mir als „Frau Friedrich", Tochter des englischen Missionspredigers Rosenberg vor. Ich erhob mich, stellte mich vor, erklärte jedoch, daß ich krank sei und nicht viel sprechen könne. Sie fuhr nun auf deutsch fort, der Dolmetscher habe gesagt, ihr Vater müsse dieses Haus verlassen; es sei aber doch ein englisches Haus. — Ich entgegnete, daß, wäre Letzteres wirklich der Fall, der Fürst und ich nur um zwei Stuben bitten würden. — Sie versicherte nun hoch und theuer, es sei ein ihrem Vater gehöriges, englisches Haus; sie selbst sei in der ganzen Angelegenheit gar nicht betheiligt, da sie mit ihrem Mann gegenüber in einem deutschen Hause wohne. Der Mann kam inzwischen auch und bestätigte Alles. Endlich kam auch der englische Prediger, Herr Rosenberg. Ich trat ihm entgegen, reichte ihm die Hand und stellte mich vor. Er empfing mich mit den Worten: „Ich bin erstaunt, Sie hier zu sehen; dies ist ein englisches Haus." Darauf verwies ich ihn auf die Ankunft des Fürsten, mit dem er Alles verhandeln könne, was ihm nicht sehr angenehm zu sein schien. Bis dahin unterhielt ich mich mit ihm ganz gut; wir sprachen von der Mission, den Herrnhutern und Aehnlichem; aber er gefiel mir gar nicht, alle seine Aeußerungen paßten nicht für einen Prediger.

Endlich kam der Fürst.

Ich will den nun entstehenden äußerst heftigen Streit nicht näher schildern und kurz enden.

Die ganze Geschichte mit dem englischen Hause war eine Lüge. Der Prediger hatte, bis zur Abreise des türkischen Besitzers gegenüber bei seinem Schwiegersohn gewohnt und das leer stehende Haus einfach besetzt, in der Hoffnung es sich vielleicht auf diese Weise anzueignen, wie es zu jener Zeit vielfach vorkam. Der

englische Konsul hatte, um seinem Landsmann zu helfen, jene Aufschrift an der Thür anfertigen lassen.

Herr Rosenberg räumte dies nicht sofort Alles ein, sondern weigerte sich noch immer, Einquartierung zu nehmen, bis ihm endlich der Fürst auszuquartieren befahl. Nun entstand ein Streit über alle Maßen; der englische Konsul mischte sich hinein; unverschämte englische Zeitungsberichterstatter kamen und sprachen mit; der Prediger, der hierbei sehr weltlich auftrat, leistete heftigen Widerstand, bis endlich am Abend durch seine Entfernung, bei der die Kasaken durch ihre Anwesenheit mitwirkten, Ruhe eintrat. Die Frau des Predigers, von der er behauptete, sie sei schwer krank, obwohl ich sie gesprochen und ganz gesund gefunden, blieb noch die Nacht im Hause und zog den anderen Morgen um; ein eigentlicher Umzug war übrigens nicht nothwendig, denn es war noch nichts in die neue, widerrechtlich angemaßte Wohnung eingeräumt.

Unserem Hause gegenüber war ein solches mit vielen kleinen vergitterten Fenstern, welches wir für die Mannschaften des Stabes zu benutzen dachten, doch ließ es sich nicht öffnen. Auf unser Klopfen kam nach einiger Zeit aus einem ganz anderen Hause ein alter dicker Türke heraus und erklärte, dort sei der Harem von Sadik-Pascha, dessen Damen wir doch schonen möchten; in der großen Eile des Rückzuges habe er den Harem nicht flüchten können. Dieser Bitte wurde natürlich sofort gewillfahrt; der Fürst und ich bestellten den Damen unsere besten Empfehlungen und versicherten sie unseres Schutzes. Kurze Zeit darauf kehrte derselbe dicke Türke, wie wir später erfuhren, ein Eunuche, mit einem großen Tablet zurück, auf welchem Wein! und kaltes Frühstück standen, mit dem Bemerken, die Damen erlaubten sich, dies den Herren Offizieren anzubieten. Ich war leider nicht im Stande, von dem ausgesuchten Frühstück zu essen, dagegen thaten der Fürst und Oberst Raben ihr Bestes. Wir sprachen durch den Dolmetscher unseren Dank aus, zugleich mit der Verwunderung, aus einem Harem einen so vorzüglichen Wein zu bekommen, da solcher doch

verboten sei. Da lachte der alte Türke, daß ihm der Bauch wackelte, sprach aber kein Wort. Ich sah mir denn, ohne selbst gesehen zu werden, den Harem von außen an und bemerkte, wie sich ein vergittertes kleines Fenster aufthat und aus diesem ein unfrisirter Frauenkopf mit einem Gesicht, wie etwa eine hübsche Köchin, herausschaute. Schnell machte ich Oberst Raben darauf aufmerksam; dieser sah aber so unvorsichtig hin, daß er bemerkt wurde, worauf sich das Fenster sofort schloß.

Ich richtete mich nun möglichst behaglich ein, indem ich mir aus zwei nebeneinandergestellten Divans ein Bett machte, und war selig, eine Stube für mich allein zu haben. Nur mein getreuer Bursche Janke fehlte mir sehr. Der Arzt fand folgenden Tages meinen Hals besser, und ich merkte auch selbst von Stunde zu Stunde Besserung, so daß ich schon etwas Fleisch genießen konnte. Nach wenigen Tagen war ich wieder ganz gesund.

So verlief unser Einzug in Adrianopel.

Ich möchte nun nachstehend eine Schilderung Adrianopels entwerfen, wie ich es damals fand, und benutze hierzu wörtlich einen am 3. Februar 1878 aus Adrianopel geschriebenen Brief, wie ja überhaupt alle meine Schilderungen so gut wie ausschließlich meinen Feldzugsbriefen und dem während des Krieges sorgfältig geführten Tagebuch entnommen sind.

Man erblickt, von Jamboli kommend, Adrianopel bereits auf sehr weite Entfernung. Schon auf über 2½ Meilen sieht man die Minarets der unzähligen Moscheen, und namentlich fällt die großartig schöne Moschee des Sultan Selim in die Augen. Die Freude unserer Soldaten, als sie jenes lang ersehnte Ziel erblickten, war grenzenlos, und nicht wenig trug zur Erhöhung derselben bei, daß sie nicht nöthig hatten, eine lange Belagerung der Stadt durchzumachen, sondern daß diese ihnen bereits ihre Thore geöffnet hatte und sie nun hoffen konnten, hier endlich einmal nach den Mühen und Beschwerden des Balkan-Ueberganges und den Gefahren der Entscheidungsschlacht bei Schipka einen Ruhepunkt zu finden.

Man betritt die eigentliche Stadt auf einer über die reißende Tundscha führenden steinernen Brücke, der stellenweise das Geländer fehlt. Das Pflaster auf dieser ziemlich schmalen Brücke ist so schlecht, daß der Weg zu Wagen nicht ohne Gefahr ist, und schon so manches Fuhrwerk ist in die Tundscha hinabgestürzt. Derartige Nachlässigkeiten der Regierungs- und Verwaltungsbehörden findet man in der ganzen Türkei. Der erste Eindruck, den die Stadt macht, besonders nach den Erwartungen, die man nach unseren Begriffen hegt, ist ein ziemlich trüber. Man vergißt, daß, wenn man auch die zweite Hauptstadt des Kaiserreichs vor sich hat, man eben in eine türkische Stadt kommt, und mit dieser sind Schmutz und alle demnächst zu berührenden Uebelstände gleichbedeutend.

Bald gelangt man auf die recht schmale Hauptstraße, deren, Häuser fast durchgängig häßlicher Bauart sind, einstöckig, selten nur zweistöckig, mit ganz schmaler Front, kleinen, niedrigen Fenstern den Stempel des Verfalls an sich tragend. Bürgersteige kennt man in ganz Adrianopel nicht; an deren Stelle ist die Straße etwas erhöht und mit einer Art Pflasterung versehen, auf welcher man jedoch nur sicher gehen kann, wenn man einiges Geschick zum Seiltänzer besitzt. Die eigentlichen Straßen sind theils auf die gleiche Weise, theils gar nicht gepflastert; man weiß nicht, welche Art schlimmer ist. In letzterem Falle sind sie mit einer Art Kiesschicht bedeckt; doch war während unserer Anwesenheit infolge Regenwetters der Schmutz so groß, daß man oft Pflaster von Kiesschicht nicht unterscheiden konnte. Will man von einer Seite der Straße auf die andere gelangen, so benutzt man hierzu Steine, welche die Polizei oder irgend welche mitleidige Seele hingelegt hat und zwar gerade in solcher Entfernung, daß ein rüstiger Mann mit sicherem Auge in zwei Sprüngen die andere Häuserreihe erreichen kann. Dort angekommen, fällt man meistens in die Arme eines Kasaken oder sonstigen russischen Soldaten. Ist man Offizier, so wird man liebreich aufgenommen, ist man Türke, so liegt man im — Dreck.

Straßenbeleuchtung kennt man nicht. Die Türken denken wahrscheinlich, daß sie, wenn auch nicht immer Vollmond, doch stets den Halbmond haben, und ersparen sich daher die kostspielige Anschaffung von Laternen. Nur auf dem Hofe nach dem Konak (Palast) des Großfürsten ist auf russischen Befehl eine doppelte Reihe von Laternen angebracht; sonst geht hier Jeder, der glaubt, erst bei Dunkelheit nach Hause zu kommen, mit seiner eigenen Laterne aus. Räuber und Spitzbuben ziehen hieraus den größten Vortheil.

Gasthöfe, wenigstens solche, wie wir sie uns vorstellen, giebt es in Adrianopel nicht. Nur ein einziges, nicht türkisches Gasthaus nennt sich Hôtel d'Europe, liegt aber in einer ziemlich entlegenen Gegend und ist etwa das, was man bei uns mit „Ausspannung" bezeichnen würde. Das von einer bayerischen Köchin zubereitete Essen ist ziemlich gut und billig; auch befinden sich in dem „Hôtel" sechs Zimmer mit Betten; „aber fragt mich nur nicht, wie".

Doch alle diese Uebelstände sind ja nur empfindlich für den, welcher Besseres kennt und gezwungen ist, immer hier zu wohnen; wir, die doch nur vorübergehende Gäste sind, bekümmern uns wenig hierum. Bietet doch die Stadt so viel Sehenswerthes und Angenehmes im Vergleich zu unserem früheren Leben auf Märschen und in halbverbrannten Städten und Ortschaften. — Allein schon das Straßenleben ist sehenswerth; da die türkische Bevölkerung vernünftigerweise zum größten Theil hier geblieben, theils täglich zurückkehrt, so ist der rothe Fez entschieden auf der Straße überwiegend. Wir Alle fanden, daß die Männer des niederen türkischen Volkes so besonders kennzeichnende Gesichter hatten; die Tracht thut ja auch viel dazu, aber sie ist es nicht allein. Besonders die älteren Türken haben etwas Jüdisches im Aussehen, doch nicht in der für uns unangenehmen Art, sondern etwa, wie Dorée uns die alten Hebräer darstellt.

Handel und Wandel blühen in vollem Maße. Auf beiden Seiten der Hauptstraße sind nichts als Kaufbuden, in denen meistens

der eigentliche Kaufherr bequem mit untergeschlagenen Beinen, seinen Tschibuk rauchend sitzt, während jüngere Kräfte den Vorübergehenden die Waaren anpreisen, bald auf türkisch oder griechisch, ja sogar jetzt auf russisch oder in schrecklichem Französisch. Auch auf der Straße selbst befinden sich zahlreiche Händler. Das Hauptgeschäft blüht aber in der sogenannten Passage, einem nur bis 4 Uhr Nachmittags geöffneten dunklen Gang, der die Hauptstraße mit einer anderen verbindet. Dort ist Kaufladen an Kaufladen. Die besten Geschäfte machen die Tabaksverkäufer, die Händler mit Eßwaaren und geistigen Getränken; auch Obst und Süßigkeiten werden vielfach gekauft. Die Güte der letzteren, selbst in den einfachsten Läden, übersteigt Alles, was man in dieser Beziehung in Deutschland kennt; dabei sind die Preise außerordentlich billig. Stickereien, Teppiche, Tischdecken werden sehr viel gekauft, auch in Gold und Silber gestickte Stoffe. Das beste Geschäft machen aber die Geldwechsler, die an allen Straßenecken zu finden sind und unsere Soldaten in wahrhaft unerhörter Weise übervortheilen.

Auch einige Droschkenkutscher sind hier geblieben und machen wirklich ausgezeichnete Geschäfte. So nahm sich neulich ein mir bekannter General eine Droschke, die ihn etwa eine Stunde herumfuhr, und bezahlte hierfür einen halben Imperial, zu jener Zeit etwa neun Rubel in Papiergeld. Ich glaube, daß die türkische Handelswelt unseren Abzug schwer vermissen wird.

Der Mittelpunkt für das militärische Leben ist natürlich das große Hauptquartier, welches sich größtentheils im Konak befindet. In einem Nebengebäude wohnen auch die türkischen Paschas, die Vollzieher der Friedensvorabschlüsse, bei deren Unterzeichnung sie viele Thränen vergossen haben. Sie werden vom Großfürsten Nikolaus hoch geehrt. Zu ihrer Begleitung und ganz zu ihrer Verfügung ist Oberst Graf Tolstoi befehligt, dem hiermit wahrlich kein leichtes Amt zufiel. Der Großfürst lud sie öfters zu Tisch, doch zogen sie es vor, wenn möglich allein zu speisen.

Der Konak ist ein unscheinbares Gebäude, auf einem großen Hofe in der Hauptstraße gelegen, umfaßt aber eine Menge von Räumlichkeiten, die jetzt voll besetzt waren. Auf dem Hofe hielt sich fortwährend ein Photograph auf, der auf Verlangen sofort einzelne Gruppen oder Persönlichkeiten aufnahm. In der Stadt selbst begegnete man Truppen jeder Art; denn auch das Gardekorps lag, mit Ausnahme der beiden ersten Regimenter Preobrashenski und Ssemenowski, in der Stadt. Wunderbar war es zu sehen, wie leicht und schnell sich die Soldaten mit den Einwohnern verständigten; meistens herrschte das beste Einvernehmen zwischen ihnen. Auch türkischen Soldaten, natürlich ohne Waffen, selbst Tscherkessen, begegnete man öfters; letztere sahen die Kasaken, namentlich die des Kaukasus, ihrer Heimath, und auch die russischen Tscherkessen der Stabswache, von deren Tracht sie sich nur durch einen Halbmond an der Mütze unterschieden, mit bösem Blick an; lieber wären sie ihren, dem russischen Feinde dienenden Brüdern im Gefecht als auf der Straße begegnet.

Eine Straßenordnung bestand gar nicht, und wohl hätte der russische Befehlshaber der Stadt, zu jener Zeit Skobelew, etwas hierfür thun können. Auf der Hauptstraße befindet man sich den ganzen Tag über fortwährend im tollsten Gedränge und muß sich hüten, nicht überritten oder überfahren zu werden. Nur wenn angesagt wird, daß der Großfürst ausfahren oder ausreiten will, wird sofort Ordnung geschafft, und die vorausreitenden Kasaken handhaben dann mit Hülfe ihrer Knute mit wunderbarer Geschicklichkeit die Straßenpolizei. Das schöne Geschlecht fehlt natürlich fast gänzlich auf der Straße; die selten sich zeigenden Ausnahmen hätten den halbverhüllenden Schleier nicht nöthig, sie würden auch ohne diesen unangefochten „ihres Weges gehen“.

Die türkischen und griechischen Familien, welche so klug waren, in der Stadt zu bleiben, lebten dort völlig unangefochten und machten meistens den russischen Offizieren gegenüber die liebenswürdigsten Wirthe. Diese gewährten ihnen hierfür einen sicheren

Schutz für ihr Haus und Eigenthum und lebten mit ihnen im besten Einvernehmen. Wohl mancher, namentlich von den jüngeren Offizieren, hat sich in Adrianopel so heimisch eingerichtet, daß ihm der Abschied vielleicht recht schwer geworden ist.

Natürlich nahmen die im Konak des Großfürsten eifrig fortgeführten Friedensverhandlungen das allgemeine Interesse in Anspruch. Der bekannte ehemalige Botschafter Graf Ignatjew war eingetroffen, eine jener panslavistischen Persönlichkeiten, die am meisten zum Kriege geschürt, der, wie bereits erwähnt, nach den ersten Mißerfolgen in Ungnade gefallen war, nun aber, wo es gut ging, wieder in hohem Ansehen stand. Von seiner Geschäftsführung bei den Friedensverhandlungen erwartete man großartige Erfolge, und Alles träumte schon von einer baldigen Heimkehr. Am 31. Januar früh wußten wir, daß sich die Frage der Unterzeichnung der Friedensvorarbeiten entscheiden, oder daß der blutige Krieg fortgesetzt werden würde. Doch zweifelte kaum Jemand am Frieden; kein Mensch hätte es geglaubt, daß wir noch über ein halbes Jahr vor den Thoren der türkischen Hauptstadt stehen würden. Der Großfürst, der über den langsamen Gang der Verhandlungen ungeduldig war, hatte erklärt, Server-Pascha mit dessen Begleitern überhaupt nur noch empfangen zu wollen, wenn sie bis 5 Uhr die unterzeichneten Friedensbedingungen mitbrächten.

Gegen 1 Uhr war ich bei Fürst Mirski, der mir sagte, er sei eben im Begriff, zum Großfürsten zu gehen, um meine Versetzung zur Garde zu beschleunigen. Er blieb dort längere Zeit und kam gegen 5 Uhr mit dem Bescheide zurück, der Großfürst habe den Befehl gegeben, daß ich bis zu meiner endgültigen Versetzung, die nur durch den Kaiser befohlen werden konnte, dem Regiment Preobrashenski, also dem russischen 1. Garde-Regiment, zugetheilt werden solle. So groß auch meine Freude war, so machte ich mir doch klar, daß meine Stellung dort als ehemaliger preußischer Offizier und als Einschub eine sehr schwierige sein würde.

Doch die nächste Frage war jetzt, ob Krieg oder nicht.

Um 7 Uhr kam jener dicke Befehlshaber unserer Artillerie zu mir, der es während der Schlacht bei Schipka so eilig gehabt hatte, nach dem Balkan zurückzureiten, und theilte mir die Unterzeichnung der Friedensvorarbeiten mit. Offen muß ich bekennen, daß meine Freude doch groß war. Ich war ja in diesen Krieg nicht mit der Begeisterung gegangen, wie 1866 oder 1870, und so war ich, zumal da es mir gelungen, einige Erfolge zu erzielen, soweit ich dies in meiner untergeordneten Stellung vermochte, herzlich froh, daß er zu Ende zu sein schien.

Bald nach jenem Artilleriegeneral kam Oberstlieutenant Skugarewski — mein Vorgesetzter im Hainkiöi-Thale — zu mir, und wir sprachen viel über meine Aussichten, ins Gardekorps versetzt zu werden; er schien auf die Versprechungen des Großfürsten nicht viel zu geben und machte mir Angst damit; denn so viel hatte auch ich schon gelernt, daß, ganz besonders in Rußland, Versprechen und Halten zwei recht verschiedene Dinge sind. So ging ich denn nach dem Konak, um bei Oberst Kladischtschew nähere Erkundigungen einzuziehen, traf diesen nicht, begegnete jedoch zufällig dem Großfürsten auf einem Flur. Er winkte mich sehr freundlich zu sich heran, reichte mir die Hand, erkundigte sich nach meinem Befinden und ob ich tüchtig im Feuer gewesen sei. Dann meinte er: „Ich werde jetzt den Versuch machen, Sie in die Garde herüberkommandiren zu lassen; dies wäre Ihnen doch nicht unangenehm?“

„Ich wäre selig darüber, Ew. Kaiserliche Hoheit“, entgegnete ich. — Dann klopfte er mir freundlich auf die Schulter und ging in sein Zimmer.

Später aß ich bei Skugarewski mit den Generalstabsoffizieren des Gardekorps. Der mir schon aus Tirnowa bekannte derzeitige stellvertretende Chef des Stabes, Oberstlieutenant Baron Krüdener, war sehr liebenswürdig und entgegenkommend. Er meinte, ich könne ja natürlich nichts dazu thun; sonst aber

solle ich versuchen, nicht in das Regiment Preobrashenski, sondern in das Regiment Ssemenowski zu kommen, d. h. nicht in das 1., sondern in das 2. Garde-Regiment. Der Dienst in diesem Regiment sei besser wie auch das kameradschaftliche Leben. Das Offizierkorps des Regiments Preobrashenski sei sehr stolz, verkehre hauptsächlich nur unter sich, gar nicht mit den anderen Offizierkorps, gäbe sehr viel Geld aus und hielte sich für besser als die Offizierkorps der anderen Garde-Regimenter. Ich schwieg natürlich zu allen diesen, wie ich mich später überzeugte, ganz irrigen Auseinandersetzungen, was ja überhaupt manchmal ein recht gutes Mittel ist, die Leute zum Sprechen zu bringen.

Am 4. Februar ließ mir General Radetzki sagen, ich möge mich, obgleich der schriftliche Befehl betreffs meiner Ueberführung in die Garde noch nicht erschienen, beim stellvertretenden Kommandeur des Preobrashenski-Regiments vorstellen — der eigentliche, Fürst Obolenski, war noch nicht von seiner bei Philippopel erhaltenen Wunde wiederhergestellt — sowie auch beim Brigadekommandeur Prinz Alexander von Oldenburg. Etwas klopfenden Herzens begab ich mich dorthin. Der stellvertretende Kommandeur, Oberst und Flügeladjutant Awinow, empfing mich sehr liebenswürdig, desgleichen auch der Prinz von Oldenburg; Beide erwähnten meiner bisherigen Thätigkeit in diesem Kriege in anerkennender Weise. Auch einem Stabskapitän meines zukünftigen Regiments, Fürsten Neswitzki, einem schönen, zigeunerähnlichen Mann mit bösem Gesichtsausdruck, begegnete ich dort, beim Adjutanten des Prinzen Oldenburg, einem Fürsten Galizin.

Am selben Tage hatte das VIII. Armeekorps, dem ich bisher angehörte — d. h. die 9. und 14. Division, ein großes Festmahl, an welchem alle Stäbe wie auch die Brigade- und Regimentskommandeure theilnahmen. Auch Großfürst Nikolaus Sohn war anwesend, damals 22 Jahre alt, von hoher schlanker Gestalt, eine schöne und vornehme Erscheinung; aber schon damals ebenso hochmüthig und unliebenswürdig, wie er es heute noch ist.

Es war das erste „Liebesmahl" in Gemeinschaft russischer Offiziere, und die mir naturgemäß aufsteigenden Gedanken und Erinnerungen ließen mich zu keiner frohen Stimmung kommen. Oberst v. Raben und Oberstlieutenant Skugarewski baten, ich möchte mich zu ihnen setzen, und so unterhielten wir uns ganz gut; uns gegenüber saßen gleichfalls Generalstabsoffiziere. Eine Gesundheit über die andere wurde ausgebracht, doch fehlte mir eine solche auf Kaiser Wilhelm. Dies fühlte Oberst v. Raben wohl, denn er forderte die Zunächstsitzenden auf, auf ihn anzustoßen, wofür ich ihm herzlich die Hand drückte. Doch war dieser Auftritt wohl nicht unbemerkt geblieben; denn gleich darauf erhob sich der gegenübersitzende Generalstabschef des IX. Armeekorps, General Lipinski, und brachte, nach bei Radetzki eingeholter Erlaubniß, die Gesundheit auf den „besten Freund Rußlands", den deutschen Kaiser, aus, ein Trinkspruch, der wirklich mit großer Begeisterung aufgenommen wurde; das Hurrahrufen wollte gar nicht enden. Fast alle Anwesenden, sogar General Radetzki selbst, kamen an mich heran und stießen „auf die Gesundheit unseres Wassili Fedorowitsch" mit mir an. Ich wurde überhaupt fast ganz als preußischer Offizier angesehen und behandelt. Viele Offiziere kamen zu mir heran und fragten mich, ob ich ihnen nicht preußische Orden verschaffen könnte. Natürlich verhielt ich mich in meinen Antworten ganz ausweichend.

Während des ganzen Festes war die Stimmung eine sehr ruhige und gemessene, was ich nach dem eben erfolgten Abschluß eines glücklichen Krieges, gar nicht erwartet hätte: allerdings schmeckten die Weine so schauderhaft, daß sie kaum zu trinken waren. Nach dem Essen tanzten einige Offiziere russische Tänze oder sangen russische Volkslieder, doch hörte auch das bald auf. Ein Regimentskommandeur, dessen Namen ich erst viel später erfuhr, machte mit mir Brüderschaft und schenkte mir sein Bild.

Zu meiner Freude fand ich eine Whistpartie mit General Radetzki, dem Generalstabschef des IX. Armeekorps, General

Lipinski und dem dicken Artillerie-General. So verbrachte ich den Abend ganz nett und war schon um 10 Uhr zu Hause. Später, als die älteren Offiziere fortgegangen, soll es übrigens unter den Zurückbleibenden etwas wüst zugegangen sein.

Damals war, wie der Trinkspruch auf Kaiser Wilhelm zeigte, die Stimmung noch eine recht preußenfreundliche. So war einige Tage zuvor während eines Mahles beim Großfürsten ein Tagesbefehl des Prinzen August von Württemberg an das preußische Gardekorps vorgelesen worden, der in warmen Worten einen Glückwunsch an das russische Gardekorps brachte. Zu diesem Mahle waren alle höheren Offiziere des Gardekorps geladen, und als der Großfürst, anknüpfend an jenen Tagesbefehl, die Gesundheit Kaiser Wilhelms ausbrachte, soll die Begeisterung so großartig gewesen sein, daß das Hurrahrufen mehrere Minuten anhielt. Alle stießen mit den preußischen Generalstabsoffizieren v. Lignitz und v. Villaume an, küßten sie und sprachen ihnen ihre Verehrung für Kaiser Wilhelm aus. Von ihnen erfuhr ich das Nähere über jenes Mahl. Der Großfürst ließ sie dann zu sich auf sein Zimmer kommen, wo er ihnen sagte, wie sehr er seinen greisen Onkel verehre und ihm dankbar sei, wie er in seinem Innern ganz Preuße sei; auch sprach er den Offizieren seinen Dank für ihre Haltung während des Krieges aus, welche dazu gedient habe, die vertrauten Beziehungen zwischen Rußland und Deutschland noch fester zu knüpfen.

Kaum ein Jahr, da war diese Freundschaftsbegeisterung verflogen und hatte einem so wilden Haß Platz gemacht, daß Deutschland sich durch ein Bündniß mit Oesterreich gegen seinen bisherigen Freund sichern mußte.

Gelegentlich unseres Einzuges in Adrianopel hatte ich erwähnt, daß sich uns gegenüber der Harem Sadik-Paschas befand. Da uns von dort ein Frühstück zugeschickt wurde, erkundigte sich Fürst Mirski des Näheren und erfuhr, daß ein Harem dort überhaupt nicht vorhanden, daß Sadik-Pascha, ein Pole von Geburt,

christlich verheirathet sei und daß seine Frau mit mehreren anderen Damen in jenem Hause lebe. Darum hatte der alte Türke damals auch so schlau gelacht. Fürst Mirski, der darauf brannte, die Bekanntschaft der Damen zu machen, machte dort seinen Besuch, fand von einem Harem keine Spur, nur daß die Fenster vergittert waren. Frau Sadik-Pascha, eine Frau von etwa 60 Jahren, wohnte in einem reizend eingerichteten Hinterhaus; bei ihr ihre, an einen in türkischen Diensten stehenden Polen Namens Suchodolski verheirathete Tochter mit deren Tochter, einem sechzehnjährigen Mädchen. Ein eigenthümlicher Zufall wollte es, daß der Bruder jenes Suchodolski, ein russischer Offizier und Adjutant Skobelews, gleichfalls in Adrianopel anwesend war; doch unterblieb jeder Verkehr mit diesem feindlichen Schwager.

Fürst Mirski ging öfters in jenes Haus und forderte eines Tages auch mich auf, dorthin zu kommen, obwohl ich keinen Besuch gemacht; ich begab mich dorthin und verlebte einen recht hübschen Abend. Die alte Dame sprach wenig; desto erheiternder war ihre Tochter, eine in Paris erzogene, sehr gut aussehende Dame von 36 Jahren. Die Enkelin, gleichfalls in Paris erzogen, war so unausstehlich gefallsüchtig, daß ich mich wenig um sie bekümmerte. Auch den Botschaftsrath Onou von der russischen Botschaft in Konstantinopel lernte ich dort kennen, sowie einen ehemaligen österreichischen Offizier mit seiner Frau, in der ich jenen unfrisirten Kopf erkannte, den Oberst Raben damals verscheucht hatte. Die Unterhaltung wurde französisch geführt, und es war mir ein eigenartiges Gefühl, wieder einmal mit Damen in einem „Salon" zu verkehren, nach dem monatelangen Kriegsleben.

Fürst Mirski hatte mich in jenen Tagen zu dem englischen Missionsprediger Rosenberg geschickt, um in der vorerwähnten Wohnungsfrage zu verhandeln. Bald darauf machte mir der evangelische Feldprediger Loesch vom russischen Hauptquartier Besuch; ich hatte Rosenberg gegenüber erwähnt, daß ich so gern wieder

einmal einem deutschen Gottesdienst beiwohnen möchte, und Pastor Loesch war so freundlich, mir mitzutheilen, daß er morgen einen solchen abhalten würde. Es war mir ein schönes Gefühl, nach so langer Zeit das Wort Gottes in dem geliebten Deutsch zu vernehmen, zumal als Pastor Loesch über Johannis Kapitel 8, Vers 31 und 32 sehr gut sprach. Wir waren in einem gemietheten Zimmer 14 Zuhörer, unter diesen der bisherige Befehlshaber des IX. Armeekorps, General Baron Krüdener mit seinen beiden Söhnen, dem nicht ganz mit Unrecht der erste Mißerfolg bei Plewna in die Schuhe geschoben wurde, Oberst Hasenkampf vom Generalstabe, der Geschichtsschreiber dieses Krieges, dessen ich auch im ersten Theil erwähnte, Major v. Lignitz, Leibarzt Dr. Obermüller und Andere.

Täglich machte ich neue Bekanntschaften. So traf ich im Konak des Großfürsten eine namentlich in Wien bekannte Persönlichkeit, einen Baron Carlos Gagern, irre ich nicht, Bruder des von 1848 her bekannten Gagern. Er war von 1848 bis 1850 Offizier in der preußischen Garde-Artillerie gewesen, diente dann 20 Jahre in der republikanisch-mexikanischen Armee und wurde in den Kämpfen gegen Maximilian mehrfach verwundet. Von jenen Verhältnissen erzählte er sehr lehrreich und verurtheilte Maximilian äußerst streng; es mißfiel mir, daß, als das Gespräch darauf kam, er mir mittheilte, er sei gesetzlich aus jedem Religionsverband ausgetreten.

Als ich von dort zurückkam — es war gerade an meinem Geburtstage — fand ich den Befehl vor, daß ich dem Leib-Garde-Regiment Preobrashenski zur Dienstleistung überwiesen sei.

So waren nun alle Zweifel beseitigt.

Ich benutzte die wenigen mir noch für Adrianopel verbleibenden Tage, um mich von den mir näher stehenden Offizieren meines bisherigen Regiments zu verabschieden und die Denkwürdigkeiten der Stadt in Augenschein zu nehmen. Die Offiziere des Jeletzkischen Regiments verabschiedeten sich in der herzlichsten Weise

von mir, und ich fühlte, daß man mich trotz der kurzen Zeit, die ich im Regiment zugebracht, dort liebgewonnen; mit mehreren älteren Offizieren kam ich nach vielen Jahren hier und da in Beziehung. Bei Schipka hatte das Regiment viele Offiziere verloren; einer meiner besten Bekannten starb in jenen Tagen im Lazareth von Kasanlik an seinen Wunden. Derselbe, ein ganz armer Mensch, war Offizier bei der Grenzwache, hatte nicht die Mittel, seine Kinder anständig zu erziehen, und kam beim Staat um bezügliche Hülfe ein. Man antwortete ihm, der Staat könne die kostenfreie Erziehung der Kinder nur übernehmen, wenn er in ein vor dem Feinde befindliches Regiment einträte, und so hatte er es nach langer Mühe durchgesetzt, in das Jeletzkische Regiment versetzt zu werden.

Jetzt wurden seine Kinder allerdings kostenfrei vom Staate erzogen.

Sehr herzlich war mein Abschied von dem mir so lieben Oberst Grohman, dem ich so viel Gutes zu verdanken hatte. Ich sah ihn später noch oft in Petersburg und komme auch wohl seiner Zeit noch auf sein trauriges Ende zurück.*)

Zu den Sehenswürdigkeiten Adrianopels gehört die Moschee Sultan Selims, ein prachtvoller Bau, der mich aber ganz kalt ließ und gar keinen feierlichen Eindruck machte. Man tritt in einen großen Vorhof, in welchem ein Brunnen befindlich, an dem sich mehrere Türken die Füße wuschen, was auch sehr nothwendig zu sein schien, und von diesem dann in die eigentliche Moschee, die sich bei Abendbeleuchtung sehr schön ausnimmt. Es ist ein hoher Dom, von Säulen getragen, die so stark waren, daß sie 25 meiner Schritte im Umfang maßen; unzählige Lampen hängen von der Decke herab. Der Fußboden ist mit Strohmatten bedeckt; die meisten Türken zogen sich, bevor sie ihn betraten, die Schuhe

---

*) Er erschoß sich einige Jahre nach dem Kriege in Petersburg im Hotel „Demut“. Kurz zuvor hatte ich ihn noch gesprochen. Die wahre Veranlassung zu diesem traurigen Schritt wurde nicht bekannt.

aus; vergaßen sie es, so wurden sie von einem an der Thür stehenden, halb verhungert aussehenden Derwisch hart angelassen. Der Biedermann nahm übrigens auch Trinkgelder in jeder Höhe. Viel Spaß machte es mir, daß die innerhalb der Moschee befindliche, einen Gefreiten und drei Mann starke russische Wache den Derwisch in dessen Aufrechterhaltung der muhammedanischen Glaubenssitten eifrig unterstützte und jeden mit seiner Fußbekleidung eintretenden Türken sofort auf diesen Verstoß aufmerksam machte. Die russischen Mannschaften hatten natürlich selbst ihre Stiefel anbehalten.

Abends aß der bereits erwähnte Oberstlieutenant Baron Krüdener, stellvertretender Generalstabschef des Gardekorps, bei uns, ein liebenswürdiger, im Anfang der Dreißiger stehender Mann, von dem mir Fürst Mirski erzählt hatte, er habe eine reizende junge Frau, die er geradezu vergöttere. Im Gespräch erwähnte der Fürst derselben und meinte scherzend, sie könne ihn wohl kaum noch erwarten. Da füllten sich seine Augen mit Thränen, und er sagte: „Ach, Sie wissen nicht, daß ich meine Frau vor wenigen Wochen verloren; sie starb an den Folgen der Entbindung. Jeder sehnt sich jetzt nach Hause; meinetwegen könnte der Krieg noch so lange dauern, ich fände bei meiner Rückkehr doch nur ein verödetes Haus vor."

Diese im tiefsten Schmerz ausgesprochene Antwort hatten wir natürlich nicht auf die scherzenden Worte des Fürsten erwartet, und sie machte uns Allen einen tief traurigen Eindruck. Das Gespräch wollte nicht recht in Gang kommen, und so war es mir ganz lieb, durch den im Ganzen recht widerwärtigen Prediger Rosenberg abberufen zu werden, der sich noch immer nicht über seine Wohnungsangelegenheit beruhigen konnte. Bei dieser Gelegenheit versicherte er mir auch, daß die Mehrheit des englischen Parlaments für den Krieg sei und eine Besetzung Konstantinopels niemals zugeben werde; die englische Flotte sei unterwegs, um die türkische Hauptstadt zu schützen. Damals glaubten wir diese Nachricht nicht, die sich später ja vollständig bestätigte. Auch ge-

langten schon um diese Zeit Gerüchte zu uns, daß Oesterreich Rußland Schwierigkeiten bereite, und daß auch Rumänien nicht gewillt sei, als Preis für die Rußland geleistete so wesentliche Hülfe sich Bessarabien fortnehmen zu lassen, um dafür die öde Dobrudscha einzutauschen. Die später für Rußland im Vertrage von Berlin so verhängnißvoll werdenden Strömungen begannen bereits sich bemerkbar zu machen, und damals schon warf man Deutschland vor, nicht genügend den Vortheil des befreundeten und verbündeten Rußland zu vertreten. In jenen Tagen fand die in Rußland trotz aller Freundschaft zwischen den gegenseitigen Herrschern dennoch schon längst bestehende Feindschaft gegen Preußen-Deutschland neue Nahrung und bildete sich zu jenem Haß aus, durch den heute nach 13 Jahren, ganz Europa unter beständiger Kriegsgefahr schlummert.

Es war bemerkenswerth, wie jetzt nach den letzten Erfolgen den russischen Offizieren, namentlich denen des Generalstabes, der Kamm schwoll, sie hielten sich jetzt für unbesiegbar. Die Niederlagen des vorigen Jahres und die Entmuthigung, gerade im Generalstabe und in den Kreisen des Hauptquartiers, schienen ganz vergessen zu sein. Oft hörte man, wenn von irgend einer schönen kriegerischen Leistung die Rede war: „So etwas kann auch nur der russische Soldat.“ Fürst Mirski sprach jedoch in ganz anderer Art über den jetzigen Krieg; nach seiner Meinung dürfe man denselben in Rußland auf den Kriegsschulen gar nicht erwähnen oder ihn höchstens seiner Fehler wegen vortragen. Ueber den Oberbefehlshaber Großfürst Nikolaus, dessen völlige Unfähigkeit und liederliches Leben sprach er in den schärfsten Ausdrücken; namentlich verurtheilte er dessen Verhältniß mit der ehemaligen Sängerin Tschislowa, der in jener Zeit große Summen zuflossen. Der Großfürst scheute sich nicht, den Feldtelegraphen zur Uebermittelung von Nachrichten an sie zu benutzen; selbst der letzte Schreiber wußte in dieser unwürdigen Angelegenheit Bescheid.

Ich war übrigens froh, Adrianopel zu verlassen, denn die anfänglich gedrückte Stimmung der Bevölkerung begann eine offen feindselige zu werden; die Anfälle türkischer Bewohner auf Offiziere und Mannschaften wurden immer häufiger. So wurde seit acht Tagen ein Oberst Afrassimow von der Garde vermißt, der eines Abends, um einen kaum hundert Schritt entfernt wohnenden Kameraden zu besuchen, unvorsichtigerweise ohne Waffe ausgegangen war. Man fand seine Leiche mit durchschnittenem Halse und mehreren Stichwunden in einem Brunnen. Vier Türken wurden als muthmaßliche Thäter verhaftet, doch weiß ich nicht, was aus der Sache wurde. Der arme Mann war verheirathet, Vater mehrerer Kinder und hatte den ganzen Krieg unverwundet mit Auszeichnung mitgemacht.

Mein treuer Janke war inzwischen eingetroffen, zwar ohne Wagen, jedoch an dessen Stelle mit einem türkischen Beutepferde; woher er dasselbe hatte, konnte ich niemals genau erfahren. Er begegnete mir auf der Straße, doch war ich infolge meiner schweren Krankheit so verändert, daß er mich nicht erkannte. Meinen Wagen hatte er vernünftigerweise, da er mit demselben nicht durchgelassen wurde, dem in langsamen Tagemärschen nachrückenden Troß überwiesen. Da ich das Fuhrwerk nicht mehr brauchte, so verkaufte ich es noch vor seinem Eintreffen, natürlich mit Verlust, an einen Kapitän meines Regiments, der sich verpflichtete, mein auf dem Wagen befindliches Zelt, Feldbett und andere Gegenstände nach Petersburg nachzusenden; doch sah ich niemals mehr eine Spur derselben. Besonders um das sehr schöne Zelt thut es mir heute noch leid.

Am 16. Februar nahm ich von Fürst Mirski Abschied wie von dessen Stab, was mir sehr schwer wurde. Der Fürst umarmte mich mehrfach, Thränen im Auge. Waren es doch unvergeßbare Ereignisse, die uns eng miteinander verknüpft. Wenn ich auch sicher war, dem Fürsten noch oft zu begegnen, so war es doch für mich ein schwerer Schritt, aus dem Dienstverhältniß

zu einem Mann zu scheiden, den ich so lieben und achten gelernt wie ihn und in dessen Umgebung ich mich — von meiner Krankheit abgesehen — so wohl gefühlt, wie es in meinen damaligen Verhältnissen nur möglich. Fürst Mirski ist der einzige Mann, der während meines gesammten Aufenthalts in Rußland selbstlos und erfolgreich etwas für mich gethan hat. Mir wurde später während meines zwölfjährigen Aufenthalts in Rußland Gelegenheit, mit vielen hochgestellten Persönlichkeiten, Russen wie Deutschen, in nähere Beziehungen zu treten, auch ihnen vielfach gefällig sein zu können; niemals aber hat Jemand von diesen ernstlich und erfolgreich auch nur den Finger für mich gerührt. Es ist mir ja nachträglich ein angenehmer Gedanke, das, was ich erreicht, ohne Menschenhülfe erreicht zu haben; niemals aber werde ich des Fürsten Mirski ohne die höchste Dankbarkeit gedenken. Wie oft habe ich ihm dies später in Petersburg ausgesprochen, wenn er, mich und die Meinigen besuchend, Erinnerungen mit mir austauschte! Er wurde, wie schon erwähnt, einige Jahre nach dem Kriege Hetman der Kasaken, welche hochangesehene Stellung er heute noch bekleidet.

14. Von Adrianopel nach St. Stephano.

Am 18. Februar Vormittags verließ ich Adrianopel. Der dortige Bahnhof ist ein häßliches, schmutziges, hölzernes Gebäude, wie alle Bahnhöfe der Strecke Adrianopel—Konstantinopel, und es herrschte die größte Unordnung. Der Bahnbetrieb war, wenngleich in Adrianopel und weiter unter russischer Oberaufsicht, doch thatsächlich in türkischer Verwaltung, beziehungsweise in der des Er-

bauers der Bahn, des berüchtigten Barons Hirsch. In meinem Abtheil war Tags zuvor ein in Kämpfen mit räuberischen Tscherkessen schwer verwundeter russischer Offizier befördert und dort auch wohl verbunden worden, denn auf den Sitzen und dem Fußboden war überall geronnenes Blut sichtbar. Der Zug fuhr dicht an mehreren der meisterhaft unter englischer Leitung ausgeführten Befestigungen vorüber, aus denen man die Ueberzeugung gewann, daß eine Belagerung der Stadt viel Blut gekostet haben würde. Es ist nur der plötzlichen Muthlosigkeit der türkischen Regierung zuzuschreiben, daß sie nach dem Verlust des Balkan sofort die Flinte ins Korn warf.

Die Gegend, welche der Zug demnächst durchfuhr, war sehr häßlich und öde; zu beiden Seiten der Bahn erblickte man ununterbrochen unbebaute Felder, deren trostloser Anblick Zeugniß davon ablegte, wie sehr das Land durch den Kriegszustand gelitten. Auffallend war die aus den verschiedensten Völkern zusammengesetzte Zugbedienung. Zugführer und Schaffner sprachen alle mehrere Sprachen, meistens deutsch und italienisch: es wurde mir von einem Zugführer erzählt, der türkisch — die amtliche Bahnsprache — italienisch, griechisch, französisch und englisch sprach und sich auf Deutsch verständlich machen konnte. An den Wirthschaften der Haltestellen, elenden Bretterbuden, wurden nur gegen vorherige Bezahlung theuere und schlechte Eßwaaren verabreicht; so mußte ich für ein kleines Stückchen Käse, etwa zum Belegen zweier Butterbrötchen ausreichend, einen Franc bezahlen. — In Tschorlu, einer der größeren Haltestellen angekommen, erfuhren wir, daß diesmal der Zug nicht nach Konstantinopel weiter gehen würde, da 25 Kilometer entfernt eine etwa 1500 Mann starke Bande von Tscherkessen und Baschibozuks mit einigen Geschützen versammelt sei, gegen welche bereits ein Bataillon unterwegs war. Sie hatten in einem an der Bahn gelegenen griechischen Dorfe schändliche Grausamkeiten verübt und alle zurückgebliebenen Einwohner, selbst Frauen und Kinder, ermordet. — Dieses Lumpen-

gesindel war jetzt nach dem Waffenstillstand eine große Plage für die Türkei; besonders die Tscherkessen fügten sich nicht mehr der türkischen Oberherrschaft und waren auch nicht damit einverstanden, daß ihnen die türkische Regierung Land in Asien anweisen wollte, wo sie Ackerbau treiben und, wenn sie wollten, sich gegenseitig ermorden konnten. Die Tscherkessen stammten aus dem Kaukasus, nach dessen Niederwerfung durch die Russen sie nach der europäischen Türkei ausgewandert waren, wo man ihnen namentlich in Bulgarien und Rumelien Land angewiesen hatte. Der christlichen Bevölkerung waren sie die größte Plage; doch benutzte die türkische Regierung sie zur Unterdrückung derselben. Im Kriege bildeten sie den wesentlichsten Bestandtheil der türkischen Reiterei und leisteten gegen die von ihnen gehaßten Russen gute Dienste. Bei den Kasaken hatten sie sich so gefürchtet gemacht, daß die wackeren Söhne des Don stets vor ihnen ausrissen, wenn sie nicht bedeutend in der Ueberzahl waren. Die Tscherkessen und Baschibozuks hatten durch ihre Unmenschlichkeiten gegenüber den christlichen Bewohnern und den Gefangenen jene beiderseitig so grausame Kriegführung veranlaßt, welche in Kriegen zwischen gebildeten europäischen Völkern zum Glück ganz unbekannt ist.

Da wir erst Abends bei Dunkelheit in Tschorlu anlangten und der Bahnhof sehr weit von dem Städtchen entfernt war, so versuchte ich auf dem Bahnhof ein Unterkommen zu erhalten und fand solches zu meiner großen Freude bei dem Bahnhofsvorstand, einem Deutschen, Namens Görlitz. Dieser bot mir freundlicherweise nicht nur sein Zimmer, sondern sogar sein mit frischer Wäsche versehenes Bett an, und so schlief ich seit 5½ Monaten zum ersten Male wieder in einem solchen. Leider war es zu kurz. Meinen Burschen mit den Pferden brachte ich, gleichfalls durch die freundliche Verwendung des Herrn Görlitz, in einem für Pferde bestimmten Wagen unter. Den armen Thieren ging es recht schlecht; ihr einziges Futter war Stroh und etwas Häcksel,

den Janke irgendwo aufgetrieben. Zu meiner großen Freude entdeckte ich ein russisches Magazin und ließ mir aus diesem nach vielen Schwierigkeiten bei deren Ueberwindung ein zufällig auf dem Bahnhof anwesender Adjutant des Gardekorps, Stabskapitän Skorduli, behülflich war, einen 100 Kilogramm wiegenden Sack jener steinharten Zwiebacke, wahrscheinlich aus der Fabrik des Herrn L. stammend, ausliefern. Nun waren die Pferde für längere Zeit versorgt, und da sie gute Zähne hatten, schmeckten ihnen die in Wasser gelegten Zwiebacke vortrefflich. Auch Janke benutzte sie als Nahrungsmittel; wenigstens hörte ich ihn einige Zeit später still für sich hin fluchen, daß die Zwiebacke gar nicht in seinem Thee weich werden wollten.

Die Nacht verbrachte ich recht gut; doch weckte mich Janke sehr zeitig mit dem Schreckensruf: „Herr Graf, der Zug fährt ab und unsere Pferde mit!“ — Der Gedanke, meine einzigen Beförderungsmittel auf dem Wege nach Konstantinopel zu missen, war nicht sehr erfreulich; doch konnte ich, da ich zum ersten Male in einem Bett lag und somit ganz ausgezogen war, nicht gleich selbst etwas thun, sondern befahl Janke, sich sofort an Herrn Görlitz zu wenden. Dieser kam lachend mit der Nachricht an, der verschwundene Zug sei schon wieder zurück, man habe nur Wagen eingereiht. Janke war aber noch längere Zeit über diesen Vorfall sehr aufgeregt.

Folgenden Tages begab ich mich nach der kleinen Stadt Tschorlu, um mich beim stellvertretenden Befehlshaber des Gardekorps, Generallieutenant Grafen Schuwalow, zu melden. Mit einigem Zagen betrat ich den Gebietsbereich des mir ganz neuen Korps, welches im russischen Heere eine so ausnahmsweise Sonderstellung einnimmt, daß der Linienoffizier von dem der Garde durchaus nicht als Kamerad angesehen wird, ja daß sogar die Mannschaften der Garde mit einem gewissen Hochmuth auf ihn herabblicken.

Beim Betreten der Stadt fiel mir gleich die weit größere Ordnung auf, als ich sie in Städten im Befehlsbereich der Linie

gewöhnt war. Auf den Straßen herrschte die größte Ordnung und Sauberkeit, aufrecht erhalten durch zahlreiche, als Polizisten verwandte und als solche durch ein großes Blechschild kenntliche Mannschaften. Alle Straßen waren durch angebrachte Holztafeln mit russischen Namen bezeichnet, wie: Georgstraße, Divisionsstraße, Gardestraße, Grafenstraße — so benannt, weil dort die Wohnung des Grafen Schuwalow befindlich. Die verschiedentlichen Kanzleien waren durch an die Thür geklebte Zettel mit der entsprechenden Aufschrift kenntlich. Das gefallene Vieh, Pferde, Büffel und Ochsen, war nicht wie sonst an den Straßen liegen geblieben, sondern außerhalb der Stadt in eine große Grube geschleppt worden, wahrscheinlich, um dort verschüttet zu werden; ich zählte an 40 Stück.

Als ich später die große Unordnung und die Unreinlichkeit in St. Stephano sah, wo doch auch Gardetruppen lagen, erfuhr ich, daß die bisherige Ordnung einem Gendarmerieoffizier im Stabe des Gardekorps zu danken war, der bei Graf Schuwalow für seine strengen Maßregeln stets Unterstützung fand. St. Stephano war jedoch dem Hauptquartier des Großfürsten Nikolaus unterstellt, und so lange dieses dort verblieb, herrschte die allgewohnte Unordnung.

Graf Schuwalow empfing mich aufs Freundlichste, sprach höchst anerkennend über meine bisherige Dienstzeit und erwies sich mir als der liebenswürdige, wohlmeinende Vorgesetzte, als welchen er sich mir während der ganzen Zeit bewies, die ich die Ehre hatte, unter seinem Befehl zu stehen.

Nachmittags machte ich Baron Krüdener meinen Besuch und erfuhr von diesem, daß das Preobrashenski-Regiment bereits nach Silivri abgerückt sei und irgend einen am Marmara-Meer in der Nähe Konstantinopels gelegenen Ort besetzen solle. Sobald als möglich wollte ich das Regiment einholen; doch wurde mir von verschiedenen Seiten gesagt, der Weg sei für einzelne Reiter nicht sicher, da überall das Lumpengesindel der Baschibozuks herum-

schweife. Vergebens bemühte ich mich, einen Kasaken zur Begleitung zu erhalten oder wenigstens einen zuverlässigen Führer. In einer Wirthschaft traf ich zwei Bahnbeamte, einen französisch sprechenden Griechen und einen Deutschen. Der Grieche erbot sich, mir einen Führer zu verschaffen, und brachte auch bald einen wenig vertrauenerweckend aussehenden Türken. Während er leise auf türkisch mit diesem verhandelte, flüsterte mir der Deutsche zu: „Trauen Sie dem Griechen nicht, er ist ein gefährlicher, falscher Kerl.“ Ob dies nun wahr war, weiß ich nicht; jedenfalls aber sah ich, wie der Führer hernach mit einigen Türken in mir verdächtiger Weise sprach, so daß ich, auf den nochmaligen Rath des Deutschen hin auf diese Führerschaft verzichtete. So mußte ich mich denn auf die Hülfe meines Burschen verlassen, dem ich für alle Fälle meinen für 16 Schuß eingerichteten Tscherkessenkarabiner mitzunehmen befahl.

Doch diese Besorgnisse waren unnütz, denn ich traf im Wartesaal einen Offizier des Leib-Garde Ssemenowskischen Regiments, den ich schon in Ssistowa auf der Reise nach dem Hauptquartier Gorni-Studen kennen gelernt und erfuhr zu meiner großen Freude, daß derselbe morgen früh den gleichen Weg wie ich anträte, da er an sein Regiment, das mit dem meinigen die 1. Garde-Infanterie-Brigade bildete, Geld zu bringen hatte. Zu diesem Zweck war ihm eine Bedeckung von 25 Mann beigegeben. So war ich auch dieser Sotge überhoben und verbrachte mit meinem demnächstigen Begleiter Premierlieutenant Menschukow und jenem früher erwähnten Stabskapitän Skorduli einen gemüthlichen Abend auf dem Bahnhofe.

Unsere Abreise folgenden Tages verzögerte sich bis 12 Uhr Mittags, und dies gab mir Gelegenheit, seit vielen Monaten zum ersten Male eine verhältnißmäßig neue deutsche Zeitung beim Bahnhofsvorstand zu lesen, der sie soeben erhalten. Ich erfuhr aus ihr den Tod des Papstes Pius IX., was mir, der ich stets den Kulturkampf lebhaft verfolgt, vom größten Interesse war und eine eingehende Unterhaltung mit Herrn Görlitz zur Folge hatte.

Endlich konnten wir aber unseren Marsch antreten, der durch eine öde, unheimliche und häßliche Gegend führte, so daß ich froh war, ihn in so zahlreicher Begleitung zu machen. Es war mir dabei angenehm, zu sehen, wie tüchtig Lieutenant Menschukow seine Leute in Ordnung hielt. Ueberall erblickte man zu beiden Seiten des Weges gefallene Thiere, und wenn man sie nicht sah, so wurde man durch seine Geruchsnerven aufmerksam gemacht. Auf einer recht einsamen Stelle sah ich, 40 Schritt vom Wege, etwas einer menschlichen Gestalt Aehnliches liegen. Ich ritt hin und hatte einen häßlichen Anblick. Zwei ermordete weibliche Wesen, wahrscheinlich Mutter und Tochter lagen vor mir. Die Todeswunde der Aelteren, einer Frau in den Dreißigern, konnte ich nicht sehen; bei der Jüngeren, einem Mädchen von etwa 15 Jahren, war die Brust stark mit Blut unterlaufen, wie es schien, von einem Messerstich herrührend. Die Ermordung mußte nicht ohne Kampf stattgefunden haben, denn besonders bei der Mutter waren die Haare ganz zerzaust und das Gesicht schrecklich entstellt; überall lagen zerrissene Kleidungsstücke herum.

Da wir uns der Wagen wegen nur langsam vorwärts bewegen konnten, so legten wir kaum drei Meilen zurück, also etwa die Hälfte des Weges bis Silivri. Gegen 6 Uhr Abends kamen wir in einem halbzerstörten und verlassenen Dorfe Simin an, wo wir uns so gut wie möglich, das heißt herzlich schlecht, einrichteten. Doch war ich ja durch den Marsch von Kasanlik nach Adrianopel mit der Unterkunft nicht verwöhnt. Da die Gegend so unsicher, so vereinigte der Offizier auf meinen Rath alle Mannschaften in einem Hause und erlaubte ihnen nicht, sich über das Dorf hinaus zu entfernen. Bei den Wagen mit Geld wurde ein Posten ausgestellt.

Am 21. Februar früh, noch vor Tagesanbruch, verließen wir Simin. Der anfänglich langweilige Weg führte später fortwährend längs der Ufer des wunderschönen blauen Marmara-Meeres, und gegen Mittag gelangten wir in das niedliche Städtchen Silivri,

welches das Preobrashenski-Regiment Tags zuvor verlassen hatte und wo wir im Konak ein Unterkommen fanden. Der stellvertretende Befehlshaber der Stadt, ein Lieutenant P . . . . . meines neuen Regiments, empfing mich sehr liebenswürdig, fertig deutsch sprechend, theilte mir mit, daß meiner Ankunft im Regiment mit Spannung entgegengesehen würde, erzählte mir viel von den Verhältnissen im Regiment, von einzelnen Persönlichkeiten, kurzum erwies sich äußerst gesprächig. Wie ich im Laufe des Gesprächs bemerkte, war er etwas angeheitert, was, wie ich später kennen lernte, keine Seltenheit bei ihm war.

Folgenden Tages verließen wir Silivri und kamen um 2 Uhr in Kalikrat an, wo ich mein neues Regiment traf. Die Kompagnien kamen vom Ueben zurück, und ich erwartete die 4., weil ich dieselbe von einem Hauptmann v. Adlerberg befehligt wußte, den ich aus Berlin gut kannte, wo ich ihm mehrere Tage als Führer gedient hatte. Er empfing mich äußerst herzlich und machte mich mit seinem Kompagnieoffizier bekannt, einem jungen Fürsten Krapotkin, der mir anfänglich ganz nett erschien. Sofort meldete ich mich nun beim Regimentskommandeur Fürst Obolenski, der eben, von seiner Wunde geheilt, wieder den Befehl übernommen, und fand in ihm einen schönen, vornehm aussehenden Mann, jedoch von sehr zurückhaltendem Wesen. Er war, wie ich später erfuhr, ungehalten darüber, daß ich dem Regiment zugetheilt worden war, ohne daß man ihn, wie es die Gewohnheit ist, um seine Einwilligung gefragt hätte. Fürst Obolenski hat mich das nicht entgelten lassen und wurde mir im Laufe der Jahre einer der liebenswürdigsten Vorgesetzten, die ich je besessen. Dann machte ich sofort in Adlerbergs Begleitung sämmtlichen Offizieren des Regiments Besuch, was mir dadurch sehr erleichtert wurde, daß immer mehrere zusammen untergebracht waren. Alle nahmen mich mit liebenswürdigen, weltmännischen Formen auf, ohne daß man mir irgendwie den bevorstehenden Einschub — und gar einen preußischen Einschub — merken ließ. Die meisten sprachen fran-

zösisch; einige begannen auch russisch mit mir zu sprechen, da Fürst Obolenski dies gewünscht, was ich ja auch sehr richtig fand. Trotz dieser äußerlich liebenswürdigen Aufnahme sagte ich mir doch, daß es mir weit schwerer sein würde, mich hier einzurichten als bei den naturwüchsigen, doch aber im Grunde genommen gutmüthigen und arglosen Offizieren des Jeletzkischen Regiments; jedenfalls sah ich eine abermalige schwierige Lage vor mir.

Es war inzwischen spät geworden, und ich nahm Adlerbergs freundliche Einladung an, bei ihm zu übernachten, wobei dieser mir noch anempfahl, mir ja zu merken, was ich träumen würde. Ich schlief sehr unruhig, hatte häßliche Träume, die aber um 1 Uhr Nachts völlig unerwartet durch das Alarmsignal unterbrochen wurden. Das Regiment erhielt den Befehl, sofort auszumarschiren.

Mein neuer Dienst fing also recht kriegerisch an.

Um 2 Uhr standen wir außerhalb der Stadt an einer über einen Meeresarm führenden Brücke, in einer aus allen Waffengattungen gemischten Abtheilung, als Vorhut des hinter uns aufmarschirenden Gardekorps, unter Befehl des Herzogs von Oldenburg. Graf Schuwalow befand sich bei uns. Von allen Seiten rückten die russischen Heersäulen heran, unter Gurko, Radetzki und Skobelew, den damals berühmtesten Generalen; Niemand aber wußte zu sagen, was wir eigentlich sollten. Viele sagten, wir würden in Konstantinopel einrücken; Andere wieder, die Türken hätten den Waffenstillstand gebrochen, indem sie mehrere Stellungen in der russischen Grenzlinie besetzt; Andere wieder meinten, sie zögen die Unterzeichnung der Friedensbedingungen unter nichtigen Vorwänden hin, und man wolle nur einen Druck auf sie ausüben, indem wir die Grenzlinie bis dicht vor Konstantinopel über die türkischen Befestigungen hinaus verlegten. Es entsprach der Wahrheit, daß sie die Verhandlungen ungemein in die Länge zogen, mit echt orientalischer List immer neue Gründe ersinnend, immer in der Hoffnung auf auswärtige Hülfe. So war z. B. Tags

zuvor Savfet-Pascha mit vielen der an diesem Tage endgültig abgemachten Punkte am folgenden Morgen nicht einverstanden gewesen und zog Alles, was er bereits bewilligt, wieder zurück, unter dem Vorgeben, er habe solche Kopfschmerzen gehabt, daß er nicht klar gedacht hätte. Kurzum, die verschiedensten Gerüchte durchschwirrten die Luft.

Es ist ja jetzt eine bekannte geschichtliche Thatsache, daß Großfürst Nikolaus an diesem Morgen die volle Möglichkeit hatte, das am Bosporus gelegene Bujukdere zu besetzen, dadurch den Bosporus für die englischen Kriegsschiffe zu schließen und somit Konstantinopel in der Hand zu haben. Es war dem Großfürsten auch bekannt, daß der Kaiser dies wollte; aber es fehlte ihm an Entschlossenheit. Nach wenigen Stunden war es zu spät, denn die englischen Schiffe waren jetzt so nahe gekommen, daß sie früher den Bosporus in Besitz bekommen konnten als die Russen und somit in der Lage waren, den Eingang ins Schwarze Meer zu erzwingen. Diese Unentschlossenheit des Großfürsten brachte Rußland um alle Erfolge des Krieges. Es war nicht in der Lage, trotz seines inzwischen auf der Balkanhalbinsel zusammengezogenen riesigen Heeres einen zweiten Krieg zu führen, bei dem ihm die englische und die türkische Flotte vom Schwarzen Meere aus, Oesterreich und das inzwischen feindlich gesinnte Rumänien vom Norden aus die Zufuhr abschneiden konnten. Die Balkanhalbinsel allein war nicht im Stande, das russische Heer auch nur für wenige Tage zu ernähren. So mußte sich Rußland in den ihm so widerlichen Vertrag von Berlin fügen.

Selten ist wohl Unentschlossenheit eines Feldherrn so augenscheinlich gestraft worden.

Doch zurück zu unserer Lage, in der wir allerdings solche Betrachtungen nicht anstellten, wenngleich viele Stimmen laut wurden, man müsse Bujukdere besetzen.

Eine Art von Gewißheit erlangten wir endlich, als wir erfuhren, ein russischer Unterhändler sei vorgeschickt, um Muktar-

Pascha, den Oberbefehlshaber in Konstantinopel, zu ersuchen, sofort seine Befestigungen zu räumen; anderenfalls werde man versuchen, dieselben mit Gewalt zu nehmen und, sollte es gelingen, Konstantinopel besetzen.

Nach stundenlangem Warten, während dessen für die Truppen abgekocht wurde, traten wir gegen 7½ Uhr früh unseren Vormarsch an und sahen bald, auf einer Anhöhe angelangt, Konstantinopel vor uns liegen mit seinen unzähligen Minarets, deren goldene Kuppeln und Halbmonde im hellen Schein der Sonne erglänzten. Unbeschreiblich war der Eindruck, den dieser Anblick auf die Truppen machte, nur erklärlich durch die im russischen Volke fort und fort lebende Ueberlieferung, daß „Zargrad" einst zum russischen Reiche gehören und in der Hagia Sofia russischer Gottesdienst stattfinden werde. Alle bekreuzigten sich, Viele fielen auf die Knie, Andere umarmten und küßten sich. Unwillkürlich wurde man an die Geschichte der Kreuzzüge erinnert, als die Pilger zum ersten Male Jerusalems Zinnen erblickten. Mir schwebt noch klar der Augenblick vor, als die preußischen Truppen zum ersten Male Paris erschauten. Da war die Begeisterung eine echt kriegerische; die Brust jedes Einzelnen erhob sich in dem Stolz, nach blutigen Heldenkämpfen auf dem Boden zu stehen, den einst die Väter und Großväter nach jahrelanger Unterdrückung siegreich erstritten, und es wehte durch die Reihen wie eine frohe Botschaft vom neuerstandenen Kaiser und Reich. Hier aber war die Begeisterung weit mehr eine religiöse denn eine kriegerische, darum that sie sich auch in dieser Weise kund. Warum ließ man sie nutzlos verfliegen? Tausende von denen, die den türkischen Halbmond wonnetrunken mit dem christlichen Kreuzeszeichen begrüßten, ruhen jetzt vor Konstantinopels Mauern, nicht hingerafft durch das Schwert der Ungläubigen, sondern durch die scheußliche Seuche, welche in wenigen Monaten das russische Heer zersetzen sollte.

Etwa 2000 Schritt vor den mächtigen türkischen Befestigungen machten wir Halt und blieben nun mehrere Stunden auf freiem

Felde liegen, während die Unterhandlungen fortdauerten. Fortwährend sahen wir russische Offiziere nach den türkischen, türkische nach den russischen Linien sprengen. Am Bahnhof St. Stephano erblickten wir ein großes türkisches Zeltlager mit einem grünen Paschazelt in der Mitte. Muktar-Pascha, der zu Beginn des Krieges die Russen in Asien geschlagen und daher den Beinamen „Ghazi“, d. h. der Siegreiche, erhalten, weigerte sich hartnäckig, die Schanzen zu räumen, und ebenso hartnäckig bestand man russischerseits auf deren Räumung. Gurko und Skobelew zogen bereits ihre Truppen zum Angriff zusammen; unser voraussichtliches Schlachtfeld lag vor uns; die Spannung war nicht gering.

So vergingen mehrere Stunden, während welcher inzwischen die englischen Schiffe so nahe gekommen, daß sie, wie schon erwähnt, hätten früher im Bosporus sein können als wir nunmehr bei Bujukdere, bis endlich Muktar-Pascha sich fügte, mit dem Rückzug zu beginnen versprach, jedoch die Bitte äußerte, wir möchten nicht sofort nachrücken, weil er erst seine Geschütze aus den Befestigungen entfernen wolle. Dies wurde ihm zugestanden, und bald sahen wir lange Reihen von Geschützen aus den Festungswerken in der Richtung auf Konstantinopel abziehen. Um 5 Uhr Nachmittags rückten wir vor, marschirten zwischen türkischen Fuß- und Reitertruppen durch, deren Offiziere und Mannschaften uns mit ingrimmigen Blicken betrachteten, und besetzten die zwei Reihen sehr stark ausgeführter Werke, Gott dankend, daß wir nicht nöthig gehabt, sie mit Gewalt zu nehmen, denn selbst im günstigsten Falle wären die Verluste ungeheuere gewesen.

Wir lagerten uns vor den Werken, die Offiziere kompagnieweise in den Geschützständen. Ich nahm sofort meinen kleinen Koffer hervor, der alles zum Schreiben Nothwendige enthielt, und entwarf die jetzigen Schilderungen.

Es erregte allgemeine Verwunderung, nicht nur, daß ich unter den jetzigen Umständen sofort schrieb, sondern auch, daß ich Alles bei der Hand hatte.

Die Nacht verlief ruhig. Unsere Patrouillen kreuzten sich friedlich mit den türkischen; was aber am folgenden Tage werden sollte, wußte kein Mensch. Am Morgen des 24. Februar warteten wir der Dinge, die da kommen sollten, und ich benutzte die Zeit, um mit einigen Offizieren zu den türkischen Truppen zu gehen, die theilweise noch hinter uns standen. Dort fanden wir schon viele unserer Soldaten, die sich nach Möglichkeit mit den türkischen verständigten, sich gegenseitig ihre Gewehre, Säbel und Patronen zeigten und in freundlichster Weise verkehrten. Vor der Wohnung eines Paschas standen zwei türkische und ein russischer Soldat Posten und machten sich immer gegenseitig auf die vorübergehenden türkischen oder russischen Offiziere aufmerksam, denen immer alle drei die Ehrenbezeugung erwiesen.

Mir ist bei anderen Feldzügen, an denen ich theilgenommen, überhaupt niemals ein so eigenthümliches Verhältniß zwischen den Mannschaften der sich bekämpfenden Armeen vorgekommen wie zwischen den russischen und türkischen Soldaten. Während des Gefechts herrschte die größte Erbitterung. Bei der Eroberung von Stellungen gewährte der siegreiche Theil eigentlich niemals Gnade; ja, die scheußlichsten Grausamkeiten kamen, besonders türkischerseits, vor. Sowie aber der Schlachtendonner verklungen und die Soldaten beider Völker in Berührung traten, herrschte sofort auf beiden Seiten eine scheinbar innige Freundschaft. Man besah sich gegenseitig die Waffen, tauschte Lebensmittel aus, ging Arm in Arm spazieren, und aller frühere Groll war vergessen. Jedenfalls waren die Russen weit herzlicher zu den feindlichen Türken als zu den befreundeten Rumänen. Auch zwischen den „befreiten“ Bulgaren und den Russen war die Freundschaft nicht allzu innig. Die Befreiung war jenen doch etwas zu theuer zu stehen gekommen. In irgend einem Witzblatt sah ich zu jener Zeit ein ganz treffendes Bild. Ein Bulgare steht vor seiner brennenden Hütte. Auf der einen Seite sieht man einen Baschibosuk, die Brandfackel in der Hand, auf der anderen einen Kosaken mit einem

gefüllten Sack davoneilen. Der Bulgare hebt wuthentbrannt die geballten Fäuste gen Himmel und ruft aus: „Jetzt soll es Einer noch wagen, mich befreien zu wollen.“ Jenes Zerrbild gab die Lage der unglücklichen Bulgaren ziemlich richtig wieder.

Die türkischen Soldaten sahen vorzüglich aus in ganz neuen, gut gereinigten Uniformen und neuem Schuhwerk; auch benahmen sie sich freundlich und anständig. Wir gingen auch in die Ställe, wo wir gute Ordnung und die Pferde in gutem Futterzustand, das Sattelzeug in der besten Ordnung fanden. Mehrere türkische Soldaten sah ich mir bezüglich ihrer Kleidung und Ausrüstung ganz genau an, knöpfte auch einigen die Uniformen auf und fand die sauberste Wäsche. Sie waren, wie wir hörten, eben erst in Konstantinopel neu ausgerüstet worden. Die Offiziere gefielen mir gar nicht; sie machten durchweg einen ungebildeten, nachlässigen Eindruck. Auffallend war es mir, daß sich die Negersoldaten ausnahmslos von den unsrigen entfernt hielten, auch unter ihnen fand man schöne, hochgewachsene Erscheinungen. Alle Fußsoldaten führten eine große Menge Patronen mit sich, die sie in losen Packeten in ihren fünf- bis sechsmal um den Leib geschlungenen Gürtel eingeschlagen hatten. Eine türkische Batterie war noch zurückgeblieben; diese marschirte hernach mit unseren Truppen, zwischen unseren Bataillonen, und als die Geschütze in dem tiefen Schmutz nicht vorwärts konnten, halfen unsere Grenadiere sofort schieben, als wären es ihre eigenen Geschütze. Nach einiger Zeit bog die Batterie auf dem Wege nach Konstantinopel ab, wobei Offiziere und Mannschaften uns noch mehrfach dankend zunickten. Wir aber zogen nach St. Stephano, um dort vorläufig ein Lager aufzuschlagen. Niemand ahnte damals, daß wir dort und in der Umgegend, die türkische Hauptstadt vor uns, volle sechs Monate stehen und dann enttäuscht und bitter gestimmt nach Rußland zurückkehren würden.

15. Unter Großfürst Nikolaus in St. Stephano.

Als wir in St. Stephano eingerückt waren, kamen wir uns wie in einer anderen Welt vor. Viele hatten fast ein Jahr in den elenden Dörfern Bulgariens und Rumeliens oder auf den Eis- und Schneefeldern des Balkan zugebracht und befanden sich nun plötzlich in einem, alle europäischen Bequemlichkeiten darbietenden, wunderschön gelegenen Städtchen. St. Stephano gehört zu jenen zahlreichen, am Marmara-Meer gelegenen Ortschaften, in denen die in Konstantinopel lebenden Europäer den Sommer zubringen; dementsprechend sind auch die gesammten dortigen Einrichtungen, ein vortreffliches Gasthaus, schöne Häuser, Spaziergang am Strand. Es mag sonderbar klingen, daß ich in erster Linie das Gasthaus erwähne, aber ich entspreche damit nur den Gefühlen, die wir damals empfanden. Wenn man monatelang seine Mahlzeiten durch Soldatenköche von sehr zweifelhafter Reinlichkeit in unzweifelhaft unreinlichen Gefäßen gekocht erhalten, stets nur einen einzigen Teller zur Verfügung gehabt, der vor jedem Speisenwechsel einer flüchtigen Waschung unterzogen wurde, immer nur auf ein Einerlei in der Nahrung beschränkt gewesen, dann sehnt man sich, einmal anständig zu essen. Es war uns wirklich ein wahrer Genuß, weiße Tischtücher, saubere Porzellanteller, ordentliche Gläser u. dergl. zu erblicken; ja, selbst die Kellner in schwarzem Frack und weißer Binde, mir sonst wenig angenehm, heimelten gebildet an. Doch genügte jener eine Gasthof mit seinen auf die Dauer unerschwinglichen Preisen keineswegs für die Hunderte nach St. Stephano kommender Offiziere und Beamten, und binnen wenigen Tagen thaten sich an allen Ecken der Stadt Wirthschaften oder kleinere Buden auf, in denen man stehend seine Mahlzeit einnahm.

Ueberhaupt wimmelte das Hauptquartier in kürzester Frist von Glücksrittern aus aller Herren Ländern. Viele gelangten dort zu großem Reichthum, Andere verloren das Wenige, über das sie noch zu verfügen hatten. Wer es verstand, gleich in den ersten Tagen Offiziere an sich zu locken und zu Stammgästen zu machen, hatte ungeahnte Einnahmen. Während des Feldzuges hatten die Herren von der Garde nur wenig Gelegenheit gehabt, Geld auszugeben, und sie holten dies nun gründlich nach. In den ersten Tagen unseres Aufenthaltes war St. Stephano, wie alle in der Nähe Konstantinopels gelegenen Städte, mit türkischem Papiergeld überschwemmt gewesen. Die türkische Regierung hatte nämlich, um dem Mangel an Metallgeld abzuhelfen, an Städte, Banken, ja selbst an einzelne Persönlichkeiten das Recht verliehen, Papiergeld auszugeben, und überall erblickte man jene buntfarbigen Zettel, die natürlich einen ebenso geringen Werth hatten wie ihrerzeit die berüchtigten Assignaten der ersten französischen Revolution. Bald aber traf man in St. Stephano nur noch russisches Gold und Silber. Russisches Papiergeld war selten, weil ja die Gehälter in der Armee größtentheils in Metall ausgezahlt wurden. Am gewandtesten im Gelderwerb erwiesen sich die Griechen, denen kein Mittel zu schlecht war, so daß man dort die französische Bezeichnung „Grec" für einen Betrüger verstehen lernte. Die Griechen Konstantinopels sind in der Mehrzahl das schlechteste Gesindel von der Welt. Sie machen sich aus Allem Gewinn, besorgen die schmutzigsten Aufträge, und mit Recht fällt bei jedem Verbrechen der erste Verdacht auf einen Griechen. Wenn die Türken die Griechen hassen und das ganze Volk mit jenem in Konstantinopel lebenden Gesindel vermengen, so ist dies begreiflich.

Inzwischen begannen in St. Stephano die Friedensverhandlungen, die man russischerseits möglichst beeilte, da England immer drohender auftrat und auch Oesterreich eine feindselige Haltung zeigte. Täglich kamen türkische Würdenträger von Konstantinopel nach dem Hauptquartier des Großfürsten Nikolaus, um mit diesem,

oder besser gesagt mit Graf Ignatjew, dem bisherigen Botschafter in Konstantinopel, zu verhandeln. Man hielt damals die Türken für so gedemüthigt, daß man vermeinte, ihnen jede Bedingung vorschreiben zu können, fand aber in Achmet Wefik-Pascha, dem Minister des Aeußeren, und Rëuf-Pascha, dem Kriegsminister, nicht leicht zu besiegende Gegner. Wefik-Pascha, der erste und letzte Präsident des einstigen türkischen Parlaments seligen Angedenkens, war, was man bei türkischen hohen Würdenträgern selten findet, eine durchaus lautere Persönlichkeit, einzig und allein, ohne alle Nebenabsichten, auf den Nutzen seines Vaterlandes bedacht. Ich hatte Gelegenheit, seine Bekanntschaft zu machen, und aus einer Unterhaltung, die ich mit ihm führte, ersah ich, daß er, mit einer genauen Kenntniß der Schäden seines Landes, einen wahrhaft glühenden Haß gegen alles Europäische verband. Und er hatte von seinem alttürkischen Standpunkt aus vollkommen Recht. Welchen Nutzen hat wohl jemals Europa der Türkei gebracht? Mit einem solchen schroffen Unterhändler wäre wenig anzufangen gewesen, wenn man ihm nicht den geschmeidigen Rëuf-Pascha, einen Tscherkessen von Geburt, beigegeben hätte, dessen Grundsatz war: „Alles versprechen — nichts halten"; dieser Grundsatz war dem berühmten Frieden von St. Stephano auf die Stirn geschrieben. Die türkischen Unterhändler wußten zu genau, daß England und Oesterreich nicht in diesen Frieden willigen würden und daß sie daher alles Mögliche unterschreiben könnten. Russischerseits dachte man allerdings anders, und es war wohl in ganz St. Stephano kein Mensch, der damals an der Durchführung des Vertrages gezweifelt hätte. Immerhin aber ging es nicht ganz glatt bei den Verhandlungen und man griff sogar ab und zu zu kriegerischen Kundgebungen. So wurde einmal ein großer Theil des vor Konstantinopel lagernden Heeres bei St. Stephano plötzlich „zum Exerziren" zusammengezogen, was zur Folge hatte, daß die ganze gegenüberstehende türkische Armee zu den Waffen gerufen wurde. Später baten übrigens die Türken, diese „Massenexerzitien" einzu-

stellen. Klugerweise verweigerten die türkischen Bevollmächtigten, irgend etwas sofort Greifbares auszuliefern, in dem sehr richtigen Gefühl, daß es unter keinen Umständen wieder in ihre Hände zurückgelangen würde. So verweigerten sie auch standhaft die sofortige Zahlung eines Theiles der Kriegskosten, wozu sie vielleicht auch wirklich nicht im Stande waren, namentlich aber die russischerseits verlangte Auslieferung von sechs Panzerschiffen. An diesem Umstande drohten die ganzen Verhandlungen zu scheitern. Im russischen Hauptquartier hatte man aber den dringenden Wunsch, den Friedensschluß am 3. März, dem Tage der Thronbesteigung des Kaisers und der Aufhebung der Leibeigenschaft, zu vollziehen. Türkischerseits wußte man dies sehr gut, theilte aber jenen Wunsch durchaus nicht und leistete bis zum letzten Augenblick, und zwar bezüglich der Kriegskosten und Panzerschiffe erfolgreich Widerstand. So kam endlich der ersehnte 3. März heran.

Gegen 1 Uhr Mittags versammelte sich das gesammte Gardekorps sowie die zunächst liegenden Linientruppen auf einem großen Felde bei St. Stephano und harrten der Ankunft des Großfürsten. Bald hieß es, der Friede solle heute verkündet werden, bald wieder, wir sollten durch eine Kundgebung einen Druck auf die Türken ausüben; doch bestätigten sich bald die Friedensgerüchte, und zwar durch weiblichen Mund. Gräfin Ignatjew, die Gattin des Botschafters, sprengte, gefolgt von einigen jungen Ordonnanzoffizieren, die Truppenfront entlang, hier und da bei bekannten Offizieren Halt machend. Ihre Worte verbreiteten sich natürlich wie ein Lauffeuer, und so erfuhr man denn bestimmt, daß heute der Friede unterzeichnet werden würde, daß aber die türkischen Bevollmächtigten die Unterzeichnung von Stunde zu Stunde hinzögen. Jetzt wurde auch ein Feldaltar vor der Front aufgestellt und mit Heiligenbildern, Evangelienbüchern 2c. belegt, welche einst Ssuworow und anderen russischen Feldherren angehört hatten und darum von besonderer geschichtlicher Bedeutung waren. Diese Gegenstände waren eigens von St. Petersburg hierhergeschickt worden, um an

jenem Tage zum Friedensgottesdienst zu dienen. Namentlich in die Augen fallend war ein großes Muttergottesbild, der einstige Zeltschmuck Ssuworows in dessen Türkenkriegen. Mehrere Stunden vergingen in gespannter Erwartung, bis sich endlich gegen 5 Uhr Großfürst Nikolaus zu Pferde mit glänzendem Gefolge nahte, in dem auch die türkischen Bevollmächtigten Sawfet- und Rëuf-Pascha bemerkt wurden, deren kalter Gesichtsausdruck in nichts die soeben verlebten aufregenden und für sie demüthigenden Stunden verrieth. Großfürst Nikolaus, von jeher der Liebling der Soldaten, namentlich derer des Gardekorps, wurde mit wirklich begeistertem Hurrah empfangen und begrüßte freudestrahlend die Truppen. Nachdem er deren Front abgeritten, befahl er sämmtliche Offiziere zu sich, wandte sich zuerst an die des Gardekorps, die er daran erinnerte, daß es gerade 19 Jahre seien, seitdem er an der Spitze des Korps stände, dankte dann Allen und verkündete ihnen den Friedensschluß. Die türkischen Bevollmächtigten waren hierbei einige Schritte zurückgetreten. Dann ritt der Großfürst ganz allein vor die Mitte der Truppenfront, nahm die Mütze ab, bekreuzigte sich, richtete seine Riesengestalt hoch im Sattel auf und rief mit so schmetternder Stimme nur das eine Wort: „Mir!“ (Friede), daß es jeder auch in den letzten Reihen Stehende hörte. Ein weithin brausendes Hurrah der Truppen war die Antwort; man warf die Mützen hoch, in die Luft, und der Jubel wollte kein Ende nehmen. Während dieses Begeisterungssturmes stieg der Großfürst vom Pferde, trat an Sawfet-Pascha heran und reichte diesem tief bewegt die Hand. Sawfet reichte ihm, ohne ein Wort zu sprechen oder eine Miene zu verziehen, die seinige mit einer unendlich vornehmen Verbeugung, die besser als alle Worte sprach.

Dann folgte ein Gottesdienst und — in diesem Augenblick besonders feierlich — eine Seelenmesse für die in diesem Kriege Gebliebenen. Als der Trauergesang erklang, fielen alle die Tausende, auch die türkischen Bevollmächtigten, auf die Knie. Ein ernster

Anblick nach all der jubelnden Begeisterung. Den Schluß der Feier bildete bei bereits einbrechender Dunkelheit ein Vorbeimarsch vor dem Großfürsten. Der Abend wurde bei allen Truppentheilen festlich begangen. St. Stephano war glänzend erleuchtet.

Nach dem scheinbar so großen Erfolge, welchen Rußland durch den Abschluß des Friedens von St. Stephano errungen hatte, zweifelte zunächst Niemand mehr an der baldigen Rückkehr nach der Heimath. Allerdings gelangten bald Gerüchte zu uns, daß England und Oesterreich sich nicht mit den zwischen Rußland und der Türkei vereinbarten Friedensbestimmungen einverstanden erklären würden, aber man war überzeugt, Deutschland werde jene Staaten im Schach halten. Es herrschte damals eine so deutschfreundliche Stimmung wie niemals früher oder später. Die deutschen Heereseinrichtungen wurden in den Himmel erhoben und ein enges Bündniß als unmittelbar bevorstehend angesehen. Diese Stimmung hielt vor, bis später die Aeußerungen der russischen Zeitungen über die Berliner Verhandlungen erschienen, die allerdings sehr dämpfend wirkten. Bis dahin war selbst Fürst Bismarcks Rede „vom ehrlichen Makler" im Großen und Ganzen unbeachtet geblieben. Im Uebrigen war die Stimmung in den Offiziers-, namentlich den Generalstabskreisen, eine sehr zuversichtliche. Man hatte über dem glänzenden Friedensschluß und dem Ende des Feldzugs dessen Beginn vergessen. Sprach man von Plewna, so gedachte man nur des endlichen Sieges über Osman-Pascha. Die Niederlagen waren vergessen. In Wahrheit befand sich übrigens damals die russische Armee, die gesicherte Verpflegung ausgenommen, in völlig schlagfertigem Zustande. Die Verluste waren durch Nachschub ergänzt; auf dem Kriegsschauplatze befanden sich riesige Truppenmassen, und die Krankheiten hatten noch nicht in so entsetzlicher Weise die Reihen gelichtet, wie dies später der Fall war.

In St. Stephano richtete man sich indessen möglichst behaglich ein. Von Dienst war so gut wie gar nicht die Rede, und Jeder

suchte, nach den erlittenen Kriegsmühen das sich darbietende fröhliche Leben nach Möglichkeit zu genießen. Von weit her kamen Offiziere, um sich in St. Stephano zu erlustigen. Das Städtchen spielte jetzt etwa die nämliche Rolle wie St. Denis, Enghien und Montmorency während des Waffenstillstandes vor Paris. Jeden Nachmittag spielten am Meeresufer zwei Musikkorps, unter deren Klängen Offiziere und von Konstantinopel herübergekommene Damen, mitunter recht zweifelhaften Rufes, an dem herrlichen Gestade spazieren gingen. Auch einige Villenbesitzer mit ihren Damen, meistens reiche Griechen, kamen nach St. Stephano und öffneten gastfrei den Offizieren ihre Häuser. Mehrmals täglich brachten Dampfer von Konstantinopel Passagiere mit, die das Leben im russischen Hauptquartier kennen lernen wollten, und bald bildeten sich Beziehungen zwischen ihnen und den russischen Gardeoffizieren. Handel und Wandel blühten auf. Konstantinopel war noch für den Verkehr verschlossen, und so erblickte man am Orte selbst zahlreiche Händler. Aus einigen Brettern und Stühlen wurden unvorbereitete Kaufläden errichtet, in denen alles Mögliche feilgeboten wurde: Teppiche, gestickte Tischdecken und Kissenbezüge, goldgestickte sammetne türkische Damenjäckchen mit dazu passenden, sehr durchsichtigen Hemden, seidene Tücher, Pfeifen und Stöcke jeder Art, Bücher in allen Sprachen, Bilder und Photographien der Umgegend, Lebensmittel, Früchte, die wohlschmeckendsten Süßigkeiten. Alles dieses wurde in den verschiedensten Sprachen angeboten, englisch, französisch, deutsch, türkisch, italienisch; auch die russischen Bezeichnungen hatten die Händler bald gelernt. Die Preise waren natürlich unverschämt hoch; wer aber zu handeln verstand, kaufte dort nicht zu theuer. Was ist nicht Alles von St. Stephano aus nach Rußland geschickt worden!

Die hervorragendste Rolle in St. Stephano spielte natürlich das große Hauptquartier, namentlich die dem Großfürsten Zunächststehenden. Großfürst Nikolaus Nikolajewitsch, in Gestalt und Aeußerem sehr seinem kaiserlichen Vater gleichend, ähnelte dem-

selben auch in militärischer Beziehung. Er war ein guter Friedensgeneral und, wie schon erwähnt, allgemein beliebt bei Offizieren wie Mannschaften, aber aufgewachsen in den Petersburger Gardeverhältnissen, die ihm wie einst auch Kaiser Nikolaus I. als Musterbild vorschwebten. Das preußische Beispiel von 1866 und 1870/71, die Erfolge, die Kronprinz Friedrich Wilhelm und Prinz Friedrich Karl errungen, durch welche sie auch dem Ansehen des Herrscherhauses neuen Glanz hinzugefügt, hatten Kaiser Alexander II. bewogen, die beiden Heere auf dem europäischen und asiatischen Kriegsschauplatz durch seine Brüder befehligen zu lassen. Doch waren diese Rücksichten nicht der alleinige Grund, wenigstens nicht in Bezug auf Großfürst Nikolaus, diesem den wichtigen Oberbefehl über die für den europäischen Kriegsschauplatz bestimmte russische Armee anzuvertrauen. Wie 1866 Kaiser Franz Joseph bei Benedek, so gab auch hier Kaiser Alexander der öffentlichen Meinung der Armee und des Landes nach, welche einstimmig den Großfürsten zum Oberfeldherrn verlangte. Der Großfürst brachte den besten Willen und die sicherste Zuversicht mit, aber seine gesammte militärische Erziehung machte ihn nicht zum Feldherrn geeignet; er war gewissermaßen deren Opfer.

Die Wahl des Generalstabschefs und dessen Gehülfen war gleichfalls als keine glückliche zu bezeichnen. Generaladjutant Nepokoitschitzki wie General Lewitzki waren Polen und Katholiken. Ich bin weit davon entfernt, den Charakter und die Ehrenhaftigkeit jener beiden bereits im Grabe ruhenden Männer auch nur im Geringsten antasten zu wollen. Sie haben Beide versucht, zum Nutzen ihres Kaisers und Rußlands ihre Schuldigkeit zu thun, wie jeder geborene Russe in ihrer Stellung es gethan haben würde. Aber ihre Abstammung und ihr Glaube eröffneten bösen Zungen — und an solchen fehlt es in Rußland noch weniger als anderswo — ein bequemes Angriffsfeld. Namentlich waren es Solche, die niemals einen Fuß auf den Kriegsschauplatz

gesetzt, die nach den ersten Mißerfolgen der Armee in den Petersburger und Moskauer Salons das große Wort führten, um Unerfahrenen durch ihre Vaterlandsliebe, Tapferkeit und Kriegserfahrung — Alles nur mit dem Munde — Eindruck zu machen. Ein Heer von Schreibern stellte jenen Theoretikern seine Federn zur Verfügung, und während auf dem Kriegsschauplatze das Blut floß, vergossen jene Herren ganze Ströme von Tinte. Doch solcher unkriegerischen Schwätzer hat es bereits von Alters her gegeben. Schon die alten Römer kannten sie. L. Aemilius Paulus geißelte sie, bevor er den Feldzug in Macedonien gegen Perseus begann, in vortrefflicher Rede, sie auffordernd, ihn doch nach dem Kriegsschauplatz zu begleiten. Allerdings war Aemilius Paulus glücklicher als Generaladjutant Nepokoitschitzki. Letzterer, ein bereits bejahrter Mann, aber noch älter als seine Jahre, hatte niemals Gelegenheit gehabt, größere Truppenmassen zu leiten. Es fehlte ihm an der nothwendigen Uebersicht, und er verließ sich, statt selbst zum Rechten zu sehen, ganz auf die Berichte seiner Untergebenen. Die Seele des Ganzen war General Lewitzki. Gerade dessen Thätigkeit wird in russischen Fachkreisen aufs Schärfste angegriffen, namentlich durch General Kuropatkin, den einstigen Generalstabschef Skobelews, dessen Werke ja auch ins Deutsche übertragen sind. General Kuropatkin tadelte später in öffentlichen Vorträgen, denen stets viele Großfürsten beiwohnten und die in den Zeitungen eingehend besprochen wurden, rücksichtslos die damalige oberste Heeresverwaltung. General Lewitzki hatte seine gesammte Laufbahn in den Reihen des Gardekorps zurückgelegt, ohne nur einmal Gelegenheit gehabt zu haben, die Armee oder den Krieg kennen zu lernen. Wie General Nepokoitschitzki, so war auch er in verschiedentlichen Stellungen in der Umgebung des Großfürsten geblieben, dem beide Generale persönlich sehr nahe standen. Außer ihnen befand sich im Hauptquartier noch eine Menge von Generalen in nicht näher bezeichneten Stellungen, Generalstabsoffiziere und ein wahres Heer von

Ordonnanzoffizieren. Letztere, durchweg Garde-Kavallerie-Regimentern angehörend, erwarben sich dort mit leichter Mühe zahlreiche Orden und zeigten sich, wo sie auch immer auftraten, mit diesen geschmückt in neuester Kleidung, derentwegen sie auch im Soldatenmunde den Spottnamen „Fasane“ erhielten. Wereschtschagin stellt in seinen Kriegsbildern einen solchen „Fasan“ dar. Ein junger Offizier in tadellos neuer Uniform, die Brust mit Orden bedeckt, kommt eben vom „Diner“ aus dem Speisesaal des großen Hauptquartiers. Ein in seinem Anzug durch die Kriegsmühen sehr heruntergekommener Linienoffizier bildet den Gegensatz. Die Unterschrift lautet: „Si jeune et si bien décoré.“ Die Kennzeichnung durch dieses Bild ist nicht unzutreffend.

Das gesammte Hauptquartier war nicht, wie es sich gehört hätte, zusammengesetzt aus ausgesucht tüchtigen Männern, Generalstabsoffizieren, hervorragend durch ihren Geist, Kriegserfahrung oder Arbeitskraft, pflichttreuen und umsichtigen Adjutanten, kühnen und ausgezeichneten Reitern als Ordonnanzoffizieren. Es spiegelte im Großen und Ganzen die Petersburger Umgebung des Großfürsten mit deren Anhängseln wieder, die aus der Hauptstadt nach dem Kriegsschauplatz versetzt war. Man faßte dort im Anfange den Krieg, namentlich aber den Gegner, nicht ernst genug auf und zeigte andererseits, als die Lage gefährlich wurde, nicht die nothwendige Kaltblütigkeit.

Zum Hauptquartier gehörten ferner noch die Civil-Verwaltungsbehörden des dereinstigen Fürstenthums Bulgarien unter Fürst Tscherkasski. Dieser, einer der eifrigsten Mitarbeiter an der Aufhebung der Leibeigenschaft, ein Haupt der panslawistischen Partei und als solcher einer der eifrigsten Schürer zum Kriege, starb gerade am 3. März, dem Tage des Friedensschlusses und des Erinnerungstages an die Aufhebung der Leibeigenschaft, die, weil sie zu plötzlich erfolgte, für Rußlands innere Zustände nicht die erwartete segensreiche Wirkung hatte. Der Civilverwaltung gehörten sehr viel unlautere Persönlichkeiten an, namentlich Offiziere,

deren Bleibens nicht länger bei ihren Regimentern war. Es erwies sich dies als großer Fehler, denn später machte sich durch verschiedene unliebsame Vorfälle die russische Civilverwaltung in Bulgarien sehr verhaßt und trug neben anderen, bereits angedeuteten Umständen dazu bei, daß die Zuneigung eines großen Theiles der bulgarischen Bevölkerung für Rußland erlosch. Die Intendanturbehörden waren ganz in den Händen der berüchtigten Verpflegungsgesellschaft, die das Unglück vieler, bisher redlicher Persönlichkeiten auf dem Gewissen hat. Die allerseits bekannten Prozesse beweisen dies nur allzu klar.

Natürlich befand sich in St. Stephano ein Schwarm von Berichterstattern aller Länder, unter denen sich die englischen, namentlich aber die französischen durch ihr unbescheidenes, aufdringliches Wesen hervorthaten. Unter den Franzosen war ein gewisser L., der die Frechheit hatte, Visitenkarten zu führen mit der Aufschrift: „Volontaire au 26ième des Cosaques“, weil er einen Theil des Feldzuges mit jenem Regiment mitgemacht; er veröffentlichte auch später mit dieser Bezeichnung eine, dem Großfürsten Nikolaus gewidmete Schilderung seiner Erlebnisse, die von Ueberhebungen und Unwahrheiten geradezu wimmelt. Herr L. drängte sich an die Offiziere in der aufdringlichsten Art heran, lud sich selbst bei den Offizierkorps zu Tisch und erzählte dann, dieses oder jenes Regiment habe seinetwegen ein Fest gegeben; er nannte ihm kaum bekannte Offiziere bei deren Spitznamen, wofür er ruhig die größten Grobheiten einsteckte, und war überhaupt in jeder Beziehung, wie man so sagt, „ein ekeliger Kerl“. Ein anderer Franzose, den man täglich im Hauptquartier sah, nannte sich Berichterstatter, vermittelte aber auch Geschäfte der Verpflegungsgesellschaft. Er gab sich für einen früheren französischen Offizier und Adjutanten von Bazaine während des deutsch-französischen Feldzuges aus, trug auch das Kreuz der Ehrenlegion. Vielfach hatte ich schon gehört, daß er sich eines ausgezeichneten Verhältnisses zum Hauptquartier wie zu dem Offizierkorps erfreue.

Ziemlich spät erst machte ich seine Bekanntschaft und lenkte bald das Gespräch auf die Schlacht bei St. Privat la Montagne, für welche er, wie er behauptete, die Ehrenlegion erhalten. Sowie er merkte, daß ich an jener Schlacht theilgenommen, wurde er sehr vorsichtig in seinen Aeußerungen, was mich veranlaßte, um so gründlicher auf verschiedene Thatsachen einzugehen, wobei es sich denn herausstellte, daß er keine Ahnung von den dortigen Verhältnissen hatte, jedenfalls also nicht Adjutant bei Bazaine gewesen war und ebenso wenig die Ehrenlegion für jene Schlacht erhalten hatte. Da diese Unterredung vor Zeugen stattfand und bald allgemein bekannt wurde, hielt es der Betreffende für angezeigt, zu verschwinden. Später erfuhren wir, daß er nicht französischer Offizier, sondern ein ehemaliger österreichischer Schulmeister gewesen, der durch langjährigen Aufenthalt in Frankreich sich die französische Sprache völlig angeeignet hatte und jetzt ein Spion seines Heimathlandes war. Die englischen Berichterstatter hielten sich hauptsächlich zu Skobelew, der sie fürstlich bewirthete und ihnen auch einen guten Theil seines europäischen Rufes zu danken hatte. Ueberhaupt hatten es die fremden Berichterstatter im Hauptquartier sehr gut. Sie unterstanden einem Generalstabsoberst Hasenkampf, von dem sie alle Nachrichten rechtzeitig erfuhren; man gewährte ihnen Erleichterungen jeder Art, und schließlich erhielten sie sämmtlich Kriegsorden.

Unter den fremdländischen Offizieren, die auch in St. Stephano noch im Hauptquartier verblieben, spielte zweifellos Major v. Lignitz vom preußischen Generalstabe die hervorragendste Rolle. Beim Großfürsten wie in den Generalstabskreisen und den Offizierkorps war er gleich beliebt und geachtet. Auch die preußischen Majore Graf v. Wedel und v. Villaume waren allgemein gern gesehen. Eine sehr gute Stellung hatten anfänglich die beiden österreichischen Hauptleute Baron Löhneisen und Bolla. Als sich aber später die Beziehungen zu Oesterreich so scharf zuspitzten, behandelte man sie kühler, und ihre Lage wurde

eine peinliche. Namentlich der Großfürst ließ sie dieselbe durch sein zurückhaltendes Benehmen sehr empfinden, und so blieben sie auch nicht länger.

Damals, Mitte März, begann man schon an einen bevorstehenden Krieg mit England und Oesterreich zu glauben, ja es hieß bereits, daß die Garden, statt, wie man bisher gehofft, nach der Heimath zurückzukehren, nach Kiew befördert werden sollten, um dort im Verbande einer größeren Armee gegen Oesterreich zur Verfügung zu stehen. Wenige Tage später theilte man uns sogar mit, daß wir täglich auf eine Kriegserklärung Englands gefaßt sein könnten, dessen Schiffe, den Prinzen-Inseln gegenüber, in drohender Sicht lagen.

So lagen wir nun schon an vier Wochen thatenlos vor Konstantinopel, und diese Ruhe fing an, ihre nachtheilige Wirkung zu zeigen. Für Offiziere wie Mannschaften, die Monate hindurch so große Mühen und Entbehrungen erduldet, war der unvermittelte Uebergang nicht gut. Der ganze Dienst beschränkte sich auf 1 bis 1½ Stunden Exerziren, sonst fand keinerlei dienstliche Beschäftigung statt. Wie leicht erklärlich, lockerte sich dadurch die strenge Zucht unter den Mannschaften in geradezu bedenklicher Weise. Vorgesetzten wie auch den Einwohnern gegenüber kam es zu den unerhörtesten Ausschreitungen. Es fehlte eben, so lange Großfürst Nikolaus befehligte, jedes strenge Eingreifen von oben. Namentlich nahm die Trunksucht erschreckend überhand. Schnapsbuden und sogenannte Tingeltangel wuchsen wie Pilze allerorten aus der Erde, und leider muß ich bemerken, daß deren Besitzer vorzugsweise Deutsche waren. In Konstantinopel findet man übelberüchtigte Deutsche beiderlei Geschlechts in großer Zahl, die ihrer Heimath wenig Ehre machen. Jetzt bot St. Stephano für diese Leute ein gewinnreiches Feld der Thätigkeit.

Allnächtlich durchstreiften gemischte Patrouillen, aus russischen Soldaten und türkischen Gendarmen zusammengesetzt, die Straßen und brachten Herumtreiber und Betrunkene beiderlei Geschlechts auf

die Hauptwache zur weiteren Bestrafung; doch half dies nur wenig. Den Mannschaften gegenüber wurde die Prügelstrafe häufig angewandt, die im Frieden nur gegen die zweite Klasse des Soldatenstandes, im Kriege aber gegen alle Soldaten mit Ausnahme der Inhaber von Georgenkreuzen verhängt werden darf. Strafen bis zu hundert Hieben waren keine Seltenheit. Es gab Leute, welche diese furchtbare Strafe sehr gut aushielten; andere mußten nach derselben sogleich in ein Lazareth aufgenommen werden. Wer einer solchen Urtheilsvollstreckung nicht selbst beigewohnt, kann sich kaum den schrecklichen Eindruck vorstellen, den sie auch auf die Zusehenden macht.

Namentlich der erste Fall, dem ich beiwohnte, ist mir noch in unauslöschlicher Erinnerung, um so mehr, als die Sache nicht ganz aufgeklärt war und ich bis heute überzeugt bin, daß die Strafe einem Unschuldigen zu Theil wurde. Ein Gardist hatte Abends in einer schlechterleuchteten Schankstube einem Truppenarzt den Gehorsam verweigert und, als dieser ihn festhalten wollte, sich losgemacht, wobei er dem Arzte ein Achselstück abgerissen. Der Verdacht fiel auf eine bestimmte Persönlichkeit, doch war der Fall zweifelhaft; der Angeschuldigte, ein Mann von bisher guter Führung, stritt jede Betheiligung ab. Der Bataillonskommandeur jedoch war von der Schuld überzeugt und befahl dem Kompagniechef, jenem hundert Hiebe geben zu lassen; die ganze Kompagnie mußte der Bestrafung beiwohnen. Der Unglückliche, welcher fortwährend unter Anrufung Gottes und Bekreuzigungen seine Unschuld versicherte, wurde entkleidet auf einen ausgebreiteten Mantel gelegt; ein Unteroffizier hielt ihm den Kopf, ein anderer die Füße fest; zwei Unteroffiziere standen zu beiden Seiten mit Weidengerten, welche nach jedem zehnten Hiebe gewechselt wurden. Der Unteroffizier vom Dienst zählte, auf besonderen Befehl des Kompagniechefs recht langsam. Nach dem zehnten Hiebe schon zeigten sich große rothe Schwielen, nach dem vierzigsten spritzte jedesmal das Blut hoch in die Höhe; der Unglückliche schrie laut und bat

flehentlich um Erbarmen. Ich bat den Kompagniechef inständig, die Strafe abzukürzen, doch dieser gerieth im Gegentheil in immer größere Wuth, „daß so ein Fall in seiner Kompagnie vorkommen könne“. Nach etwa dem siebenzigsten Hiebe schwieg der Arme, blieb bis zum Schluß bewußtlos und mußte erst durch einen, der Bestrafung dienstlich beiwohnenden Arzt mit Hülfe kräftiger Mittel zur Besinnung gebracht werden. Der Rücken sah wie ein roher, blutiger Fleischklumpen aus. Auf die wüthende Frage des Kompagniechefs: „Nun Du . . . ., wirst Du Dir die Strafe merken?“ rief der Unglückliche, sich bekreuzigend: „So wahr Gott lebt, ich bin unschuldig.“ Er bedurfte eines sechswöchentlichen Aufenthalts im Lazareth zur Heilung.

Wenn, wie es bei St. Stephano der Fall war, viele Mannschaften auf verhältnißmäßig kleinem Raume für längere Zeit im Lager zusammengedrängt sind, so ist bezüglich der Aufrechterhaltung der Ordnung und Reinlichkeit eine erbarmungslose Strenge nothwendig. Diesen Gesichtspunkt hatte man nicht berücksichtigt und die Folgen sollten sich bald zeigen. Die Ueberbleibsel des geschlachteten Viehs und anderer Lebensmittel wurden nicht tief genug vergraben, auch in anderweitiger Beziehung war nicht für genügende Entseuchung gesorgt, so daß sich die Luft unmerklich mehr und mehr verpestete. Mitte März bereits stellten sich die Vorboten einer Typhusepidemie ein, die verhältnißmäßig langsam, aber desto sicherer um sich griff. Schon damals waren die Lazarethe überfüllt, und jedes Regiment mußte Sonderlazarethe anlegen. Auch an ärztlichem Bestand mangelte es; doch war dies damals Alles nur der Schatten dessen, was später kommen sollte. Jedenfalls hatte aber schon um diese Zeit jede Kompagnie durchschnittlich 20 bis 25 Typhuskranke.

Auch auf die Offizierkorps wirkte jenes ziemlich zügellose Leben nicht günstig. Die fortwährende Berührung mit den Fremden aus Konstantinopel hatte öfters mißliebige Ausschreitungen zur Folge. In St. Stephano wurde ein sogenanntes Café concert

aufgeschlagen, in welchem eine deutsche Sängergesellschaft und ausgemusterte französische Operettensängerinnen Vorstellungen gaben. Der dort herrschende Ton war kein erfreulicher, es kamen grobe, in Deutschland geradezu undenkbare Auftritte vor.

Endlich wurde auch, nachdem Großfürst Nikolaus dem Sultan einen Besuch abgestattet, den Offizieren der Besuch Konstantinopels erlaubt. Wer irgend konnte, machte von dieser Erlaubniß Gebrauch, und viele Offiziere hielten sich mehr in Konstantinopel als bei ihren Truppentheilen auf. Anfänglich war der Besuch der türkischen Hauptstadt nur in bürgerlicher Kleidung gestattet; dann war er eine Zeit lang ganz verboten, wurde aber später sogar in Uniform erlaubt. Ich beabsichtige nicht, hier eine Schilderung Konstantinopels zu geben, die in den Rahmen dieser Erzählung nicht paßt, und will daher des Lebens in der Hauptstadt nur so weit erwähnen, als es auf die Anwesenheit der russischen Armee Bezug hat.

Da sich natürlich kein Offizier in den Feldzug Civilkleider mitgenommen hatte, so herrschte anfänglich an solchen großer Mangel, bis endlich griechische Händler in St. Stephano einen schwungreichen Handel mit alten Kleidern, oft des unmöglichsten Schnittes, eröffneten. Man konnte sich einige Tage an den Berliner Mühlendamm versetzt glauben, nur daß die griechischen Händler noch aufdringlicher waren als ihre jüdischen Zunftgenossen in Berlin. Hatte man sich mit Mühe nach rechts hin eines Händlers erwehrt, der Einem durchaus Rock und Weste anschmieren wollte, so begegnete man sicherlich auf der Linken einem Paar in die Höhe gehaltenen Beinkleidern. Täglich benutzten nun Offiziere die nach Konstantinopel führende Bahn.

Die Kompagnie, der ich zugetheilt, hatte die Bewachung des Bahnhofes in St. Stephano, woselbst ein reger Verkehr herrschte. Man stieß dort auch auf viele deutsche Erinnerungen; so fand ich das Bild des in Breslau wohlbekannten, verstorbenen preußischen Generals v. Mutius, einst Befehlshabers des VI. Armee-

korps. Niemand konnte mir über das Bild Auskunft geben; es verblieb dort als herrenloses Eigenthum und befindet sich sicherlich heute noch auf dem Bahnhof. Dabei kommt mir noch eine andere Erinnerung an ein dortiges Bild. Ich war dicht am Bahnhof einquartiert, und mein Wirth, höherer Bahnbeamter, ein Oesterreicher Namens Kutlich, Verwandter des von 1848 her bekannten österreichischen Demokraten. Er schien die politischen Theorien seines Vetters angenommen zu haben und schwelgte ordentlich den russischen Offizieren gegenüber in demokratischen Redewendungen, sprach namentlich mit Vorliebe seine Verachtung gegen alle Menschen aus, in deren Adern fürstliches Blut rann. Man erheiterte sich höchlichst über ihn, um so mehr, als er in Allem, was er sprach, derart übertrieb oder, besser gesagt, log, wie mir so etwas nicht wieder vorgekommen. Eines Tages hörte ich im Arbeitszimmer des Herrn Kutlich lebhaftes Gespräch und fand denselben dort, wie er, auf eine kleine, auf dem Schreibtisch stehende Photographie zeigend, versicherte, daß dieselbe seinen Vetter, einen österreichischen General, darstelle. Die Offiziere wollten dies nicht glauben, und, näher herangetreten, erkannte ich in dem Vetter von Herrn Kutlich das wohlgetroffene Bild von — Prinz Friedrich Karl von Preußen in Husarenuniform, mit dem Bande des Schwarzen Adlerordens. Schallendes Gelächter folgte auf meine Erklärung, die Herr Kutlich anfänglich abstritt; hernach aber behauptete er, das Bild gehöre seiner Frau, und er habe immer geglaubt, es stelle deren Vetter dar. Sowie er aber später anfing, auf Fürsten zu schimpfen, hielten wir ihm jenes Bild vor, und nach und nach unterließ er seine demokratischen Aeußerungen gänzlich. Wie die Zeitungen berichteten, spielte Herr Kutlich im vorigen Jahre bei dem Bahnüberfall durch den Räuberhauptmann Athanas insofern eine Rolle, als es ihm gelang, in Unterhosen zu entspringen und die nächstgelegene Bahnstation zu benachrichtigen.

In den ersten Tagen fuhren die Offiziere immer gemein-

schaftlich nach Konstantinopel und trennten sich dort nicht voneinander, weil man der Bevölkerung doch nicht ganz sicher war. Aber von der hatte man nichts zu fürchten. Nachdem die heldenmüthige Begeisterung, welche das türkische Volk während des Krieges entflammte, das Unglück nicht hatte abwehren können, schien eine tiefe Gleichgültigkeit über die türkischen Bewohner Konstantinopels gekommen zu sein. Nur in Stambul, dem rein türkischen Theile der Hauptstadt, erblickte man manchmal einige grimmige Gesichter und geballte Fäuste, doch zeigten sich die russischen Offiziere dort seltener, desto häufiger aber in Pera, dem mehr europäischen Theile der Stadt. Trotz der Civilkleidung und des unvermeidlichen Fes wurden die Offiziere überall bald erkannt, und dies war auch meist der Grund, daß man später den Besuch in Uniform gestattete. Ueberall hörte man im Vorbeigehen den Ruf: „Moskow"; bald unterblieb aber auch dieser, und die Türken gewöhnten sich an den russischen Anblick. Bejammernswerth war das Loos der Flüchtlinge, die man zu Tausenden auf den Straßen erblickte, ihr weniges gerettetes Hab und Gut mit sich führend. So viele wie möglich waren in den Moscheen untergebracht worden, doch reichten auch diese nicht aus. Bald forderte der Typhus unter jenen Unglücklichen furchtbare Opfer. Man erblickte dort erschütternde Scenen. So entsinne ich mich eines kleinen Mädchens von elf bis zwölf Jahren, welches von den anderen Flüchtlingen etwas entfernt in einer Straßenecke kauerte, mit den wenigen ihr noch verbleibenden Lumpen den etwa sieben Jahre alten Bruder zudeckend, der, den Kopf an ihre Brust gelegt, eingeschlafen war. Das Gesichtchen des armen Kleinen sah so blaß und abgehärmt aus, daß man nicht wußte, ob er nicht soeben zum ewigen Schlaf hinüberschlummerte. Vater und Mutter waren den Kleinen durch die Baschibozuks ermordet worden, und sie standen nun ganz verlassen auf der Welt. Das Elend unter jenen Unglücklichen war furchtbar, und die türkische Regierung that viel zu wenig, um zu helfen. Die Flüchtlinge

ertrugen ihr trauriges Schicksal mit echt orientalischem Gleichmuth. Die richtigen hauptstädtischen Bettler ließen uns aber nicht los, bis wir eine Gabe verabreichten. Oft hielten sie sich am Mantel fest und ließen sich nicht abweisen. Sie hatten namentlich die große, über das goldene Horn führende Brücke zum Standpunkt erwählt.

Der Vereinigungspunkt der russischen Offiziere waren die an der großen Perastraße gelegenen, ganz europäisch eingerichteten Gasthäuser, namentlich Hotel Pesth. Als wir dort zum ersten Male aßen, überraschte es uns, an einem Nebentisch mehrere türkische Paschas, Offiziere und Beamte zu sehen, die sich auf deutsch unterhielten. Es waren dies Grünwald- und Strecker-Pascha, sowie andere ehemalige, in türkische Dienste getretene Deutsche. In dem unweit Konstantinopels, in dem Villenort Makrikjöi gelegenen gastfreien Hause Strecker-Paschas, fand ich später freundliche Aufnahme. Er war an eine Engländerin aus guter Familie verheirathet, und Niemand merkt ihm mehr in seinen weltmännischen Formen und seiner reichen Sprachkenntniß den ehemaligen preußischen Feldwebel der Garde-Artillerie an. Nach dem Berliner Kongreß wurde er bekanntlich Befehlshaber der ostrumelischen Miliz. In jenem Hotel trafen wir auch die bei Elena gefangen genommenen russischen Offiziere, unter ihnen auch einen Regimentskommandeur, Oberst v. Klevesahl, die fälschlicherweise todtgesagt worden waren. Ihre Freude, russische Kameraden wiederzusehen, war nicht gering. Sie wurden übrigens in Konstantinopel gut gehalten, genossen alle Freiheiten und durften nur keine Waffen tragen.

Die meisten Offiziere benutzten natürlich den Aufenthalt in Konstantinopel, um die reichen Sehenswürdigkeiten der Stadt kennen zu lernen; doch gab es auch viele, die von diesen gar nichts sahen und Konstantinopel lediglich besuchten, um sich zu erlustigen und ihr im Feldzuge Erspartes loszuwerden, was ihnen nur allzu gut gelang. An Gelegenheit dazu mangelte es ja nicht;

griechische Kuppler und Betrüger thaten das Uebrige. Allabendlich fanden sich die russischen Offiziere in großer Zahl im Café Concordia an der großen Perastraße ein, einem der wüstesten Orte, der mir je vorgekommen ist. In den unteren Räumen gaben Chansonnettensängerinnen Vorstellungen, oben aber befanden sich große Spielsäle, in denen das Gold über den grünen Tisch rollte. Zwar war das Spiel von der türkischen Polizei verboten, doch sparten die Spielpächter nicht das Geld zu Bestechungen, und die türkischen Beamten betraten jene Säle niemals. Nebenan befanden sich andere Räume, in denen sich die Schauspielerinnen, Sängerinnen und Tänzerinnen des Concordia-Theaters aufhielten; längs jener Räume waren verschließbare Logen. Die dort gefeierten Orgien spotten aller Beschreibung. Das Berliner Orpheum erschien dagegen ein Tugendtempel. So ganz ungefährlich war übrigens der Besuch Konstantinopels für den Einzelnen doch nicht. Es kamen, allerdings sehr selten, Fälle vor, daß Offiziere oder Beamte spurlos verschwanden, ohne daß man jemals wieder etwas von ihnen hörte. Sie wurden zweifellos Opfer der Geldgier oder der Eifersucht, in welch letzterer die Türken bekanntlich nicht mit sich spaßen lassen. Konstantinopel hat an den russischen Gästen große Summen verdient. Jedenfalls wäre es aber für den Ruf der russischen Armee besser gewesen, den Besuch in Uniform nicht zu gestatten.

Sehr erinnerungswerth war mir die Bekanntschaft Mehemed Ali-Paschas, die ich in Konstantinopel machte. Derselbe, mit seinem eigentlichen Namen Detroit, war bekanntlich ein geborener Preuße und stammte aus Magdeburg, trat aber in frühen Jahren in türkische Dienste. Dort erklomm er schnell die höchsten Würden und war während des eben beendeten Krieges zweifellos der befähigtste türkische General. Mit seiner kleinen Armee hielt er die des Großfürsten Thronfolgers vor dem Festungsviereck und am Lom im Schach, und wären seine Rathschläge befolgt worden, dann hätte der Krieg wahrscheinlich eine ganz andere Gestalt an-

genommen. Doch traute man ihm als Christen nicht, und der Kriegsrath von Konstantinopel, namentlich aber der unfähige Oberbefehlshaber am Schipka-Paß, Suleiman-Pascha, arbeiteten so erfolgreich gegen Mehemed Ali, daß diesem schließlich der Oberbefehl entzogen wurde. Ein Jahr nach dem Kriege entsandte man ihn ohne Truppen gegen die aufrührerischen Arnauten, wo er sammt seiner Begleitung ein ebenso heldenmüthiges wie furchtbares Ende fand. In einem kleinen Häuschen eingeschlossen, wollte er sich durch die Empörer Bahn brechen, sank aber, von 21 Dolchstichen getroffen, todt nieder. Niemand zweifelte, daß man den christlichen Pascha dorthin entsandt hatte, um sich seiner auf bequeme Art zu entledigen.

Sowie ich von seiner Anwesenheit in Konstantinopel hörte, bat ich um die Erlaubniß, ihn besuchen zu dürfen, und erhielt umgehend die Antwort: „Mehemed Ali Pascha sera enchanté de faire la connaissance de Mr. le comte Pfeil le priant, de venir le voir un de ces jours avant-midi. — Une bonne poignet de main de compatriote.“ Der Pascha wohnte in Stambul in der Nähe des Ministeriums des Auswärtigen, der Hohen Pforte, im eigenen, prächtig eingerichteten Hause. Die Diener, unter denen viele Neger, waren bereits auf meine Ankunft vorbereitet und führten mich in das Empfangszimmer Mehemed Alis, wo ich ihn im Gespräch mit mehreren höheren türkischen Offizieren traf, die er bei meiner Ankunft sofort verabschiedete. Sein Wohnzimmer war ganz europäisch und sehr gemüthlich eingerichtet, geschmückt mit großen Bildern Kaiser Wilhelms und des Kronprinzen. Das einzige nicht Passende war ein türkischer Diener mit sklavisch unterwürfigen Formen, der fortwährend hereinkam, um nachzusehen, ob ich nicht endlich den kochend heißen türkischen Kaffee ausgetrunken hätte. Bald kam Mehemed Ali auf den Krieg zu sprechen, wobei er sich über die schlechte Oberleitung sehr erbittert, zugleich aber auch als ein glühender Russenhasser zeigte. Er beklagte zuvörderst die vielen Ränke, welche in Konstantinopel

gespielt und selbst in die Kriegsführung eingegriffen hätten. So sei er einmal zum Befehlshaber der Entsatzarmee für Plewna ernannt gewesen; nach achtzehn Stunden sei aber der Befehl rückgängig gemacht worden. Hernach habe er wirklich diesen Befehl erhalten, zu einem Zeitpunkt, in welchem er bei seiner Armee Alles zu einem erfolgreichen Angriff gegen den Großfürsten Thronfolger vorbereitet hätte. Sein Nachfolger sei aber dann nicht angriffsweise vorgegangen. Zum Entsatz habe man ihm so erbärmliche, unausgebildete Truppen anvertraut, daß ein Erfolg unmöglich gewesen. Später, nachdem die Russen den Balkan überschritten hatten, sei er 36 Stunden lang Befehlshaber sämmtlicher Truppen in Rumelien gewesen mit dem leicht durchführbaren Auftrag, das stark befestigte Adrianopel bis zum Aeußersten zu vertheidigen. Er sei dorthin abgereist, habe aber, daselbst angelangt, bereits seine Absetzung vorgefunden, und Adrianopel, welches sich hätte Monate halten können, sei ohne Schwertstreich den Russen überliefert worden. „Solche erbärmlichen Zustände sind eben nur bei uns möglich", schloß er diese Auseinandersetzung. Ganz empört sprach er sich über Suleiman-Pascha aus, der, nachdem er in seiner Jugend eine sehr zweideutige Stellung bei einem alten Pascha eingenommen, durch dessen Empfehlung zum „Major und Lehrer der Literatur" an einer Schule ernannt worden sei. Hernach habe man ihn zum General und später zum Armeebefehlshaber gemacht. Ihm verdanke die Türkei ihren Untergang. Er setzte in längerem Gespräch die von Suleiman-Pascha begangenen Fehler, namentlich dessen verrücktes Anstürmen gegen die russische Schipka-Stellung auseinander und meinte endlich: „Was kann man denn von einem . . . . und späteren Literaturlehrer anders verlangen? Aber nicht einmal Courage hatte die Kanaille." Er sprach dann von der türkischen Armee im Allgemeinen, rühmte mit Recht deren ausgezeichneten Ersatz und die Tapferkeit der Mannschaften, tadelte aber in harten Worten das erbärmliche

Offizierkorps. „Könnten wir uns doch dazu entschließen", meinte er schließlich, „zahlreiche preußische Offiziere anzunehmen!"

Oft wurden wir durch den Eintritt von Offizieren unterbrochen; später kam auch sein Adjutant Suchodolski, ein Pole, dessen Bruder Adjutant bei Skobelew war. Nach dessen Eintritt wurde das bisher deutsche Gespräch französisch geführt und bewegte sich hauptsächlich um politische Angelegenheiten. Die Staatskunst der Engländer nannte er „lâche et stupide", zweifelte übrigens nicht an einem Kriege Englands gegen Rußland. „Rußland wäre weiser und ehrenvoller gewesen, hätte es sich gemäßigter gezeigt und nur Bulgarien bis zum Balkan gefordert." Diese Forderung verfocht Mehemed Ali später lebhaft als Mitglied des Berliner Kongresses, und seine Stimme hat sicherlich auch Einiges dazu beigetragen, daß Bulgarien die gegenwärtige Gestaltung gegeben wurde. Nachdem er sich noch sehr heftig gegen Rußland geäußert, meinte er: „Und dennoch fürchtet Rußland die Türkei noch; darum hat es die günstige Gelegenheit benutzt, um ihr den Fuß auf den Nacken zu setzen. Ich hoffe und glaube aber, daß die Türkei durch ihre Niederlagen viel lernen und ihre Armee so ausbilden wird, wie es deren vorzüglicher Ersatz verdient. Dann ist es nicht unmöglich, daß sich dereinst türkische Truppen, verbündet mit den Polen — auf Suchodolski weisend —, vor Moskaus Thoren zeigen." Beim Abschied schenkte er mir seine Photographie mit einer sehr liebenswürdigen Widmung. Wenn ich auch selbstverständlich nicht an die Zukunftsbilder des einstigen türkischen Oberbefehlshabers glaubte, so war mir doch die Unterhaltung mit dieser, damals sehr berühmten Persönlichkeit hochfesselnd.

In und um Konstantinopel wurden die türkischen Soldaten sehr fleißig geübt, ein Beispiel, dem wir erst später nacheiferten. Täglich konnte man Bataillone oder größere Truppenkörper exerziren, schießen und Felddienst üben sehen und, wie es schien, mit gutem Erfolg. Daß man türkischerseits den Frieden von St. Stephano nur als auf dem Papier stehend betrachtete, zeigte sich mehr

und mehr. Man bereitete sich ernsthaft darauf vor, in einem englisch-österreichischen Feldzuge gegen Rußland kräftig auftreten zu können. Osman-Pascha, der Held von Plewna, war aus der Gefangenschaft befreit; in Konstantinopel wurden ihm vom Sultan und der Armee die größten Huldigungen bereitet, und bald war er die Seele der Kriegspartei. Ende April wurden wir dadurch überrascht, daß sich nach und nach vor Konstantinopel, kaum 2000 Schritt von unserer Stellung, mächtige, zusammenhängende Befestigungen erhoben. Der Großfürst legte, sich auf den Friedensvertrag berufend, gegen diese Verschanzungen lebhafte Verwahrung ein, die aber, türkischerseits mit allerlei Ausflüchten beantwortet, wirkungslos blieb. Nach allen uns zukommenden Nachrichten war bereits um jene Zeit in und vor der Hauptstadt ein Heer von 180000 bis 200000 Mann zusammengezogen. Eine Besetzung Konstantinopels oder eine Fortnahme der den Bosporus und somit die Einfahrt ins Schwarze Meer beherrschenden Stellungen war längst zu einer Unmöglichkeit geworden. Das Schwarze Meer stand der englisch-türkischen Flotte offen, der es eintretendenfalls eine Leichtigkeit war, unserer Armee auf diesem Wege jede Verbindung mit der Heimath abzuschneiden.

In den Reihen der russischen Armee hatte inzwischen der Typhus und das Fieber furchtbare Verwüstungen angerichtet. Bei jedem Regiment meldeten sich täglich einige Hunderte zur ärztlichen Behandlung, die oft nur die Verabreichung einer Dosis Chinin nothwendig machte, um dem Fieber Einhalt zu gebieten, welches aber, wenn es auch mild verlief, immerhin die Mannschaften schwächte. Zu dem Allen kam die Fastenzeit, die man aus religiösen Gründen innezuhalten wünschte, und so ließ man eine Woche hindurch sämmtliche Mannschaften nur Fische essen, als gerade eine kräftige Fleischkost mehr denn je geboten war. Eine erschreckliche Zunahme des Typhus blieb denn auch nicht aus, und zwar trat derselbe in der ausgeprägtesten Gestalt auf. Bei manchen bisher völlig gesunden Menschen wurde die Gesichtsfarbe plötzlich

grünlich-weiß, hohes Fieber und Erbrechen stellten sich ein, und oft erfolgte der Tod in wenigen Stunden. Bei manchen dauerte die Krankheit länger; immerhin war aber die Seuche ausnahmsweise bösartig. Von jedem Regiment lag mindestens der dritte Theil im Lazareth, und der Todten gab es so viele, daß jeder Truppentheil seinen eigenen Kirchhof einrichtete. Ende August gab es in St. Stephano 84 Aerzte. Von diesen waren innerhalb weniger Tage 19 am Typhus erkrankt oder gestorben. Die Lazarethgehülfen reichten nicht mehr aus, da der Abgang unter ihnen zu groß war. Am 25. April wurden für die Lazarethe in St. Stephano und nächster Umgegend 80 geeignete Soldaten als Krankenwärter bestimmt. Von diesen waren nach kaum acht Tagen 68 am Typhus erkrankt. Die ungünstige Witterung trug auch das Ihrige zu diesen traurigen Verhältnissen bei. Bald hatten wir Kälte, selbst Schneegestöber, bald starke Hitze. Die größte Schuld trug aber die geringe Sorgsamkeit der Behörden. Ich erwähnte bereits der zahlreichen Buden, in denen Schnaps und verdorbene Lebensmittel verkauft wurden, der Unreinlichkeit auf den Straßen, der nicht genügenden Fürsorge für die Vergrabung der Speisereste und dergleichen. Auf dem Bahnhofe St. Stephano herrschte die größte Unordnung. Täglich kamen dort Mannschaften in großer Zahl an, die entweder aus den rückwärts liegenden Lazarethen, oft nur halb gesund, entlassen wurden oder nach der Heimath geschafft werden sollten. Dort waren aber keinerlei Vorbereitungen zu ihrem Empfang getroffen. Die Armen lagen in Wind und Wetter um den Bahnhof herum auf der feuchten Erde, tief im Schmutz. Es war ein Jammerbild. Es fehlte völlig an ausgebildeten Etappenbefehlshabern; erst später entschloß man sich, deren zehn für den gesammten Kriegsschauplatz aus Rußland zu schicken.

So kam allmälig die Osterzeit heran, und täglich fand in der griechischen Kirche von St. Stephano mehrmals Gottesdienst statt, da streng darauf gehalten wurde, daß alle Offiziere zum

Abendmahl gingen. Auch den evangelischen Offizieren und Mannschaften wurde die Möglichkeit dieser religiösen Feier gewährt, denn im großen Hauptquartier befand sich, wie erwähnt, der evangelische Feldgeistliche, Pastor Loesch. Ein großer Hausflur wurde zum evangelischen Gotteshause hergerichtet, und dort fanden sich 25 Offiziere und etwa 40 Soldaten zum Abendmahl ein. Diese Feier, so fern von der Heimath, angesichts eines drohenden Krieges, machte auf alle Anwesenden einen tiefen Eindruck. Ein deutscher Gottesdienst vor den Thoren der türkischen Hauptstadt im russischen Hauptquartier!

16. Unter dem Oberbefehl des Generals v. Totleben.

Die Osterzeit sollte uns aber eine wichtige Veränderung bringen. Mit Rücksicht auf den immer wahrscheinlicher werdenden Krieg mit England hatte Kaiser Alexander beschlossen, zum Oberbefehlshaber sämmtlicher Streitkräfte in der Türkei den Helden von Sewastopol und Bezwinger von Plewna, General v. Totleben, zu ernennen. Diese Wahl war eine ausgezeichnete, wie sich in der Folgezeit erwies. Für Großfürst Nikolaus war es aber ein harter Schlag, die Armee verlassen zu müssen, die er immerhin doch siegreich bis vor die Thore Konstantinopels geführt und nun in die Hände eines ihm bisher untergebenen Generals geben mußte. Diese Absetzung angesichts eines Krieges wurde dem Großfürsten noch dadurch peinlicher, daß mit ihm auch sein gesammtes Hauptquartier abberufen wurde, ein für Alle verständliches Zeichen der kaiserlichen Unzufriedenheit. Alle Offiziere und Mannschaften, die, wie schon öfters erwähnt, den Großfürsten trotz der anfänglichen Mißerfolge des Krieges hoch verehrten,

fühlten ihm seine schmerzliche Lage nach, obwohl sich jeder sagte, daß kein geeigneterer Oberbefehlshaber als General v. Totleben gefunden werden könne.

Der Befehlswechsel sollte in der Osternacht vor sich gehen, unmittelbar nach Beendigung des Gottesdienstes. Man kann sich daher vorstellen, daß dieser mit großer Spannung erwartet wurde; wußte man doch, daß der bisherige wie der neue Oberbefehlshaber in die Kirche kommen würden.

Um 11 Uhr Abends begann der Gottesdienst in der griechischen Kirche, in der sich die gesammte Generalität und ein großer Theil des Offizierkorps eingefunden hatte. Da sah man alle die berühmten Persönlichkeiten des eben beendeten Feldzuges: General Radetzki, den Helden von Schipka, der Monate lang in strenger Winterkälte gleich seinen Soldaten auf den eisbedeckten Höhen des Balkan ausgehalten, General Gurko, der zuerst von Allen bereits zu Beginn des Feldzuges den Balkan überschritten, von dort jedoch durch die türkische Uebermacht wieder zurückgedrängt, später die Garden siegreich über den Balkan geführt hatte, den jugendlichen General Skobelew, dessen Name damals bereits in Aller Munde war; Fürst Sjwatopolk-Mirski, den Sieger in der letzten entscheidenden Schipka-Schlacht; Fürst Imeritinski, den Sieger von Lowtscha, nunmehrigen Generalstabschef des neuen Oberbefehlshabers, und noch viele andere minder berühmte, aber wohlbekannte Männer.

Kurz vor 11 Uhr trat General v. Totleben ein, hocherhobenen Hauptes, voll freudiger Zuversicht. Alles drängte sich um das neu aufgehende Gestirn, doch nahm der General die Glückwünsche sehr zurückhaltend entgegen; wußte er doch unter den ihm Huldigenden viele Persönlichkeiten, die ihm im Herzen feind waren, vornehmlich, weil er ein Deutscher war. Um Punkt 11 Uhr betrat der Großfürst, gefolgt von seinem ganzen bisherigen Hauptquartier, das Gotteshaus. Welch ein Abstand zwischen damals, als er siegesbewußt seiner ihm entgegenjubelnden Armee

den Frieden verkündete, und heute! General v. Totleben hatte ihm unmittelbar vor Beginn der Feier im Auftrage des Kaisers die Ernennung zum Feldmarschall gebracht, und die Abzeichen der höchsten kriegerischen Würde schmückten seine Schultern. Hochaufgerichtet, mit seiner Riesengestalt alle Anwesenden um Kopfeslänge überragend, durchschritt er deren Reihen, die ehrfurchtsvollen Grüße nur mit einer leichten Neigung des Hauptes erwidernd. Der Priester reichte ihm das Kreuz zum Kuß, und der Gottesdienst begann. Mit welchen Gedanken mochte der Großfürst der kirchlichen Feier beiwohnen! Zum letzten Male folgte ihm die von einem ordensgeschmückten alten Kasakenunteroffizier getragene Fahne, welche ihn als Oberbefehlshaber in allen Gefechten und bei allen Feierlichkeiten begleitet hatte; zum letzten Male gebot er über die hier in später Nacht versammelten Offiziere und Truppen; zum letzten Male galt ihm das Gebet für den Oberbefehlshaber, welches unmittelbar nach dem für den Kaiser folgt. Er wußte, daß die versammelte Menge bald seinem hinter ihm stehenden Nachfolger ihre Huldigungen darbringen und er eine gefallene Größe sein werde.

Diese Lage wurde durch eine an und für sich höchst unbedeutende Persönlichkeit gewissermaßen versinnbildlicht, durch einen mit allen möglichen Friedensorden reich geschmückten, wohlgenährten Kammerherrn, der sich, ich weiß nicht zu welchem Zweck, vorübergehend im Hauptquartier aufhielt. Als zum Schluß des Gottesdienstes der Großfürst, den Umzug um die Kirche eröffnend, durch die Reihen der Anwesenden zurückschritt, verneigte sich jene Hofpagode vor ihm so tief und mit einem solchen Ausdruck des Schmerzes und Mitgefühls, daß der Großfürst, gerührt durch diese auffallende Theilnahme, einen Augenblick stehen blieb und dem Kammerherrn die Hand reichte. Kaum aber war der Großfürst vorüber, so klärten sich die Blicke des Höflings zur Begrüßung der neu aufgehenden Sonne, und als General Totleben an ihm vorüberging, trat er ihm mit förmlich strahlendem Gesicht in den Weg, beide

Hände zum Glückwunsch entgegenhaltend. Der General wußte aber eine bessere Beschäftigung für seine Hände und nickte nur kühl mit dem Kopfe.

Wenige Tage nach Ostern, am 29. April, fand bei St. Stephano eine Truppenschau vor dem Großfürsten statt, in welcher dieser sich von den Truppen verabschiedete. Als er dann St. Stephano zu Schiff verließ, war das Meeresufer mit unzähligen Mannschaften besetzt, die dem bisherigen Oberfeldherrn unter Mützenschwenken und Hurrahrufen Lebewohl zuriefen. Vor seiner Abreise hatte es der Großfürst noch durchgesetzt, daß die Offiziere des Gardekorps die Orden, zu welchen sie eingegeben waren, erhielten. Wie in allen Dingen so wurde auch hierbei das Gardekorps außerordentlich bevorzugt. Obwohl es erst im August auf den Kriegsschauplatz gekommen war und an weit weniger Gefechten als die Linie theilgenommen hatte, erhielt beinahe jeder Offizier zwei bis drei Orden, während in der Armee, selbst bei Regimentern, die sich außerordentlich ausgezeichnet, zwei Kriegsorden bei einem Offizier eine große Seltenheit waren. Die gleiche Bevorzugung fand bei Mannschaften statt. Daß so etwas in der Linie böses Blut machte, ist begreiflich.

Mit dem Rücktritt des Großfürsten Nikolaus und der Ernennung Generals v. Totleben zum Oberbefehlshaber beginnt ein neuer Abschnitt im Aufenthalte der russischen Armee vor Konstantinopel. Den bisher geschilderten Zeitabschnitt könnte man als die Zeit des Nichtsthuns, den kommenden als die der Thätigkeit bezeichnen, wie aus dem Nachfolgenden hervorgehen wird.

Eine der ersten Maßregeln General Totlebens war eine zweckmäßigere Unterbringung der Armee. Während dieselbe bisher in und um St. Stephano zusammengedrängt war, beließ Totleben in letzterem Orte nur ein zum Wachtdienst nothwendiges Bataillon und vertheilte das inzwischen auf drei Armeekorps angewachsene Heer auf die weite Linie von St. Stephano bis zum Schwarzen Meere. Da in Konstantinopel die Kriegspartei die Oberhand

gewonnen hatte und die Türken ihre Befestigungen immer mehr verstärkten und mit größeren Truppenmassen besetzten, ließ General Totleben die russischen Truppen näher an die Grenzlinie heranrücken. Die Hauptkräfte schlugen auf einem längs jener Linie führenden Höhenzuge, in frischer und gesunder Luft ihre Zeltlager auf und sicherten sich ganz wie in Kriegszeiten durch regelrechte Vorposten. Unsere Postenkette stand so dicht vor der türkischen, daß die feindlichen Mannschaften sich die Hand reichen konnten. Die Stellung der Hauptkräfte wurde stark befestigt. Die anstrengende Thätigkeit, welche die Mannschaften durch den Bau jener Befestigungswerke und den Vorpostendienst statt des bisherigen erschlaffenden Lebens hatten, wurde noch auf andere Weise erhöht. General Totleben hatte ein ganzes Straßennetz ausgearbeitet, welches die vorderen und rückwärtigen Truppen untereinander verband. Die außerordentlich sorgsame Herstellung dieser für den Kriegsfall sehr wichtigen Wege beschäftigte täglich Tausende von Mannschaften. Nebenbei wurde fleißiger als bisher exerzirt und auch ein regelmäßiger Schießkursus eröffnet.

Die Zahl der Feldlazarethe wurde bedeutend vergrößert und diese selbst mehr nach rückwärts verlegt; außerdem traf man strengere Maßregeln zur Aufrechterhaltung der Ordnung und Reinlichkeit. Man fühlte unmittelbar nach General v. Totlebens Ankunft, daß ein wirklicher Feldherr, der sein Auge auf Alles richtete, an die Spitze getreten war. Ueberall griff er selbst ein und, wenn es darauf ankam, mit großer Entschlossenheit. Ein Beispiel unter vielen. Während der Anwesenheit des Großfürsten waren in St. Stephano, fast unmittelbar an der Meeresküste, riesige Vorräthe von Lebensmitteln aufgehäuft worden, etwa für die Verpflegung einer Armee von drei Armeekorps auf drei Monate. Von jenen Massen verdarb natürlich sehr viel oder kam auf andere Weise fort; doch abgesehen davon erschien es geradezu unbegreiflich, wie man jene Magazine gerade an dieser Stelle anlegen konnte; im Falle eines gleichzeitigen Krieges gegen Eng-

land und die Türkei, welcher in Anbetracht der damals herrschenden politischen Verhältnisse jeden Tag auszubrechen drohte, waren jene angesichts der englischen Panzerflotte und der schweren türkischen Batterien aufgestapelten Vorräthe zweifellos verloren. Es ist nicht zu viel gesagt, daß dadurch der Untergang der Armee herbeigeführt werden konnte. General v. Totleben befahl, trotz der von der Intendantur und der Eisenbahnbehörde erhobenen Schwierigkeiten die sofortige Rückschaffung der Vorräthe bis Tschataldsha und Adrianopel, die, obwohl die Züge Tag und Nacht gingen, doch vier Wochen in Anspruch nahm.

Die Truppentheile richteten es sich inzwischen in ihren Zeltlagern möglich behaglich ein. Um sich einigermaßen vor der Hitze zu schützen, wurden mehrere Fuß tiefe, dem Umfang des Zeltes entsprechende Gruben in die Erde gegraben, über denen sich die Zeltleinwand erhob. Im Mai und im Anfang Juni half dies noch einigermaßen; später wurde aber die Hitze so groß, daß alle Mittel vergeblich blieben. Offiziere und Mannschaften waren so leicht als möglich gekleidet, in weißleinene Röcke oder Jacken und gleiche Beinkleider. Den Hinterkopf schützte ein bis auf den Rücken fallender, am Mützenrand befestigter Schleier. Trotz alledem waren Fälle von Sonnenstich nicht selten.

Das Leben wurde aber ein weit regelmäßigeres, da der strengere Dienst den häufigen Besuch von Konstantinopel unmöglich machte. Die Offizierkorps hielten regimenter- oder bataillonsweise gemeinschaftliche Mahlzeiten, die nicht allzu kostspielig waren. Bei jedem Truppentheil befanden sich einige Mannschaften, welche mit der edlen Kochkunst mehr oder weniger vertraut waren und einfache Gerichte zuzubereiten verstanden. Außerdem hatte sich beinahe jedes Regiment aus Konstantinopel einen Marketender angenommen, der in einem bis 40 Personen fassenden, bequem eingerichteten Zelt allerlei Genüsse feilbot. Außer den Dienststunden am Morgen und Abend brachte man meistens den ganzen Tag der großen Hitze wegen in den Zelten zu, in denen sich die Offiziere

möglichst häuslich eingerichtet hatten. In den Abendstunden unterhielten sich Offiziere wie Mannschaften durch allerlei Spiele, Baarlaufen, Ballschlagen und dergleichen, wie solche auf den deutschen Gymnasien üblich sind. Allabendlich, bei einbrechender Dunkelheit, vereinigten sich Gruppen von Offizieren zu gemeinschaftlichem Gesang, wobei auch deutsche Lieder nicht selten waren. Um 9 Uhr fand in den Lagern der Abendsegen statt; zu gleicher Stunde auch der bei den gegenüberstehenden Türken. Es machte immer einen eigenthümlichen Eindruck, in dem Augenblick, während die Mannschaften die Mützen zum Gebet abnahmen, vom feindlichen Lager die Allahrufe herübertönen zu hören.

Eine große Plage waren die vielen in jener Gegend befindlichen Schlangen von oft recht ansehnlicher Länge. Es gab dort giftige und unschädliche, doch war der Unterschied, wenn man einem solchen Thiere begegnete, auf den ersten Augenblick schwer zu erkennen. Ich saß eines Abends vor meinem Zelt, in ein gutes Buch vertieft, als ich plötzlich dicht neben mir etwas rascheln hörte. Als ich mich umsah, erblickte ich neben meinem Kopf den einer Schlange, die sich an meinem Stuhle in die Höhe gewunden hatte. Nicht wenig erschrocken, sprang ich auf und tödtete das Thier. Die Schlange war sechs Fuß lang, doch von der unschädlichen Art. Unangenehmer noch waren die nicht allzu seltenen Taranteln, durch deren Biß mehrere der Unsrigen nicht ungefährlich erkrankten. Damit uns auch alle Genüsse der dortigen Zone zu Theil würden, fehlte es auch nicht an einem Erdbeben; doch war dieses so schwach, daß nur die vor den Zelten befindlichen Gewehrpyramiden umfielen. Auch die im Morgenlande bekanntlich häufige Fata morgana hatten wir Gelegenheit, ab und zu zu beobachten. So erblickten wir eines Tages in der Richtung auf das Schwarze Meer zu in der Luft festungsähnliche Baulichkeiten, die ein in Sewastopol bekannter Offizier mit Bestimmtheit als die Befestigungen Sewastopols erklärte. Da Sewastopol etwa 550 Kilometer

von unserem Beobachtungspunkte entfernt lag, so mußte es sich um eine ganz eigenartige Luftspiegelung handeln.

Eine Lieblingsnahrung der Mannschaften als Zugabe zur Suppe war das Fleisch der hier sehr häufigen, mitunter ziemlich großen Landschildkröten. Im Uebrigen wurde jetzt der Nahrung der Soldaten die strengste Aufmerksamkeit zugewandt. Namentlich war der Genuß geistiger Getränke außer der gelieferten Portion Branntwein streng verboten. Trotzdem kamen täglich Händler in die Lager und versuchten, ihre verbotenen Getränke hinter dem Rücken der Offiziere loszuwerden. Erwischte man einen solchen, so wurde er an die Kommandantur in St. Stephano abgeliefert, öfters aber noch kurzer Hand bestraft. So erinnere ich mich eines Armeniers, eines einigermaßen gebildeten Mannes — wenigstens sprach er fertig französisch —, der in dieser Beziehung eine große Frechheit zeigte. Während die Offiziere zu Mittag aßen, schlich er sich, begleitet von mehreren seiner Leute, die ihm mit schlechtem Schnaps und Wein gefüllte Kannen nachtrugen, in das Mannschaftslager, um dort seine Waaren abzusetzen. Einmal begegnete ich ihm als Offizier vom Dienst, befahl, den Inhalt sämmtlicher Gefäße auf die Erde zu verschütten und drohte ihm für den Rückfall eine empfindlichere Strafe an. Wenige Tage später traf ich den Armenier wieder. Kaum hatte er mich erblickt, als er die Gefäße stehen ließ und sein Heil in der Flucht suchte. Einige nachgesandte Soldaten waren aber schneller; der feingekleidete Armenier wurde eingeholt und meinerseits zu 15 Hieben, welche ihm sofort verabreicht wurden, verurtheilt. Er sträubte sich gewaltig, drohte mit allen möglichen türkischen Ministern, doch nichts half ihm. Einige Soldaten waren ihm bei der zu solcher Strafe nothwendigen Entkleidung behülflich, und er erhielt sein voll zugemessenes Theil; bei jedem Hiebe rief er mir: „Je me vengerai“! zu. Doch rächte er sich nicht und ward nie mehr gesehen.

Trotzdem die Lage immer kriegerischer wurde, entspann sich doch mit der Zeit ein lebhafter Verkehr zwischen unseren Offizieren

und den gegenüberstehenden türkischen, und zwar wurde dieser Verkehr von oben gewünscht. In jedem Regiment erhielten einige gewandte Offiziere den Auftrag, in den türkischen Linien Verbindungen anzuknüpfen, um dort von den allgemeinen Verhältnissen möglichst viel zu erfahren, namentlich aber einen Einblick in die neu angelegten Festungswerke zu gewinnen. Die Türken merkten sofort den Braten, nahmen aber unsere Offiziere sehr freundlich auf; einige derselben erhielten selbst Einladungen zu Paschas. Hierbei kam ein komisches Mißverständniß vor. Die russischen Offiziersburschen haben, wenn sie, wie dies zur Zeit der Fall war, in Weiß gekleidet sind, eine dem Anzug der Offiziere sehr ähnliche Bekleidung, natürlich ohne die Achselstücke. Ein solcher Bursche, ein bildhübscher junger Mensch im Anfang der Zwanziger, hatte sich nun möglichst fein gekleidet, um einen ihm bekannten türkischen Soldaten auf Vorposten zu besuchen. Doch hatten dort die Truppen gewechselt, er fand seinen Bekannten nicht mehr vor und wollte eben umkehren, als plötzlich zwei türkische Offiziere auf ihn zukamen und ihn so höflich behandelten, daß er merkte, sie hielten ihn für einen Offizier. Eine Verständigung war nicht möglich, und so ließ er sich von jenen führen. Sie geleiteten ihn vor ein großes Zelt, und zu seinem Schrecken sah er sich einem Pascha gegenüber. Dieser machte zwar ein etwas erstauntes Gesicht, war aber gleichfalls sehr höflich, befahl, dem immer ängstlicher werdenden Burschen Kaffee und eine lange Wasserpfeife vorzusetzen, und begann eine durch einen Dolmetscher geführte Unterhaltung. Diese bewegte sich zuerst in oberflächlichen Fragen über den Feldzug, bei welchem Regiment er stände ꝛc., die der Bursche glatt beantworten konnte. Endlich fragte ihn aber der Pascha, welchen Rang er bekleide. Der inzwischen etwas sicherer gewordene junge Mann sagte sich, daß es einfach unmöglich sei, jetzt nach all den genossenen Liebenswürdigkeiten seine niedrige Stellung als Offiziersbursche einzugestehen. Dieses Geständniß hätte ihm sicherlich außer gewaltsamer Entfernung aus dem Zelte auch tüchtige Hiebe zugezogen.

Mit frecher Stirn sagte er daher: „Ich bin Kapitän". Der Pascha drückte sein Erstaunen über die schnelle Beförderung seines Gastes aus, und dieser wollte, nachdem er noch eine Weile geplaudert, eben eine passende Gelegenheit suchen, um sich zu verabschieden, als plötzlich sein Herr eintrat. Er war einer jener vorerwähnten Offiziere, welche die türkischen Linien besuchten, bei welcher Gelegenheit auch der Bursche die Bekanntschaft jenes türkischen Soldaten gemacht hatte, den er heute besuchen wollte. So groß der Schreck des Soldaten, so groß war das Erstaunen des Offiziers, der Alles eher vermuthet hätte, als hier seinen Burschen im heiteren Gespräche mit einem Pascha zu finden. Der arme junge Mann warf aber dem Offizier einen so flehentlichen Blick zu, daß dieser irgend einen geheimnißvollen Zusammenhang ahnend, auf die Lage einging und dem Burschen, der ihn leise mit zwei Worten verständigte, freundschaftlich die Hand reichte. So blieben Herr und Diener noch einige Zeit im Zelt des türkischen Generals und erreichten dann gemeinschaftlich das russische Lager. Der Bursche war aber bald im ganzen Regiment bekannt und prahlte den anderen Soldaten gegenüber fürchterlich mit seinem Pascha. Dieses Vergnügen dauerte übrigens nicht lange, denn der Arme wurde bald darauf vom Typhus fortgerafft.

Aber auch die türkischen Offiziere blieben uns ihre Besuche nicht schuldig. Anfänglich kamen sie einzeln, dann in größerer Gesellschaft und schienen sich schließlich bei uns sehr wohl zu fühlen, denn sie kamen öfter, als uns lieb war. Einige hielten an der Vorschrift ihres Glaubens, der den Weingenuß verbietet, fest, die meisten übertraten dieselbe jedoch bald und zeigten dann zum Abscheu ihrer strenggläubigen Kameraden oftmals recht widerliche Bilder von Trunkenheit. Ein Fall ist mir in besonders lebhafter Erinnerung verblieben. Der Einladung einiger russischen Offiziere folgend, besuchte uns der Befehlshaber des uns gegenüberstehenden Regimentes mit dreien seiner Hauptleute und verschiedenen Ordonnanzen, die sich bald mit unseren Soldaten

anfreundeten. Der Oberst weigerte sich anfänglich entschieden, Wein zu trinken, sprach dagegen desto reichlicher dem Kognak zu, den er wunderbarerweise nicht unter die geistigen Getränke zu rechnen schien. Der Genuß einiger Gläser half ihm jedoch über alle Glaubens-Bedenklichkeiten weg; bald genoß er die verschiedensten Weinsorten, und die Wirkungen blieben nicht aus. Endlich bat er, unsere Soldaten möchten ihm russische Volkslieder vorsingen, die ihm viel Spaß machten, und schließlich ließ er sich auch nach russischer Sitte von den Soldaten in die Luft werfen, zu deutsch „prellen". Diese heftige Bewegung gab ihm den Rest, und er zeigte sich nun in hohem Grade widerwärtig, versuchte einigen unserer Offiziere die Hand zu küssen und schimpfte bald auf französisch, bald auf türkisch über die Erbärmlichkeit seiner eigenen Armee. Die ihn begleitenden Hauptleute waren, obwohl selbst nicht mehr ganz nüchtern, sichtbar empört über das schmähliche Benehmen ihres Obersten, um so mehr, als dieses Alles vor den Augen der russischen und türkischen Soldaten vor sich ging. Von letzteren konnte ein Neger, eine schöne, aber typisch-wilde Erscheinung, seinen Zorn nicht bemeistern. Obgleich er kein Wort sprach, so las man doch auf seinen grimmigen Zügen die Wuth, welche jene Uebertretung seines Glaubens und die Beschimpfung seiner Armee durch den eigenen Vorgesetzten in ihm anfachte. Auch der Oberst merkte dies; statt sich aber über sich selbst zu schämen, schlug er, ehe wir es verhindern konnten, den Neger zweimal mit der Faust ins Antlitz. Wir sahen, wie dieser unter seiner Ebenholzfarbe erbleichte; doch nicht ein Zucken seines Gesichtes verrieth, was in ihm vorging. Es gelang uns endlich, den Obersten zu beruhigen. Er legte sich auf die Erde und war bald fest eingeschlafen. Diesen Zeitpunkt benutzte der Neger, zog sein scharfgeschliffenes Bajonett aus dessen Lederscheide und stürzte plötzlich mit mächtigem Satze auf den schlafenden Obersten. Um diesen wäre es geschehen gewesen, wenn nicht einer unserer Unteroffiziere dem Neger nachgeeilt und dessen bereits zum Stoß er-

hobenen Arm festgehalten hätte. Andere Offiziere und Soldaten sprangen herzu, und ihren vereinten Kräften gelang es, den Rasenden zu entwaffnen und zu binden. Nach dieser häßlichen Scene verabschiedeten sich die türkischen Offiziere, legten ihren Obersten, an dem der ganze Auftritt spurlos vorübergegangen war, in einen schnell herbeigeholten Wagen, in einem zweiten folgte der gebundene Neger, bewacht von einem anderen türkischen Soldaten. So traten sie den Heimweg an. Auf uns hatte das Ganze einen solchen Eindruck gemacht, daß wir beschlossen, nie mehr türkische Offiziere einzuladen. Wenige Tage später erhielten wir die Nachricht, daß der Neger kriegsgerichtlich zum Tode verurtheilt und gehängt worden sei. Ob der schuldige Oberst zur Verantwortung gezogen worden, konnten wir nicht erfahren.

In jener Zeit gelangte an uns die Nachricht von den beiden gegen Kaiser Wilhelm verübten Mordanschlägen. Die Entrüstung war allgemein, ebenso groß aber auch die Freude, als man nach dem ersten die glückliche Errettung des Kaisers erfahren hatte. General v. Totleben ließ in St. Stephano einen Dankgottesdienst und von einigen der Stadt zunächst stehenden Truppentheilen eine Parade abhalten, bei der er an Major v. Lignitz, als augenblicklichen Vertreter Kaiser Wilhelms, gewissermaßen den Vortritt ließ. Allgemein hörte man den Wunsch in dem Offizierkorps aussprechen, nach Berlin eine Glückwunschabordnung zu entsenden. Der bald darauf stattfindende Nobilingsche Anschlag vereitelte diesen hübschen Gedanken.

Während in Berlin die Friedensverhandlungen begannen, standen wir auf einmal völlig überraschend dicht vor der Wiedereröffnung der Feindseligkeiten. Der Grund hierfür war ein eigenthümlicher. Auf Befehl des Generals v. Totleben waren nämlich auf mehreren hochgelegenen Punkten unserer Stellung sogenannte „erhöhte Posten" eingerichtet worden, wie solche die Kasaken und die Tscherkessen im Kaukasus vielfach benutzen. Dieselben bestehen in einem thurmhohen hölzernen Gerüst, dessen oberste, von einem

Geländer umgebene Plattform gerade so groß ist, daß ein Mann auf derselben stehen kann. Mehrere Leitern führen zu diesem luftigen Sitze hinauf. Die Aussicht von dort ist natürlich eine vortreffliche, und unsere Posten konnten die türkische Befestigungslinie genau überblicken. Jene Wachen standen seit einigen Tagen, als plötzlich Fuad-Pascha, der Sieger von Elena und jetzt Befehlshaber der ersten türkischen Linie, eines Abends einen Unterhändler an General v. Totleben schickte, mit der Aufforderung, die Posten sofort wegzunehmen. Ständen sie noch bis zum anderen Morgen um 10 Uhr, so habe er Befehl, das Feuer auf der ganzen Linie zu eröffnen. Selbstverständlich schlug General v. Totleben diese Forderung rund ab, unter dem Bemerken, daß der erste türkische Kanonenschuß für uns das Zeichen zum allgemeinen Angriff auf Konstantinopel sein werde. Wir benutzten die Nacht und den Morgen, um uns in Gefechtsbereitschaft zu setzen, alle rückwärts liegenden Truppen wurden telegraphisch heranbeordert, und gegen 8 Uhr Morgens stand eine Armee von etwa 100 000 Mann zum Gefecht bereit. General v. Totleben ritt die Fronten ab, von den Truppen mit Begeisterung begrüßt; überall traf er auf frohe Zuversicht. Man freute sich auf den bevorstehenden Kampf, um so mehr, als man hoffte, auch an den verhaßten Engländern Rache nehmen zu können, denn Niemand zweifelte, daß das türkische Vorgehen auf englische Ränke zurückzuführen sei.

In der türkischen Linie war ein äußerst reges Leben. Auch dort sah man große Truppenmassen herbeiströmen und Reitergruppen, wahrscheinlich Generale mit ihren Stäben, hin- und hersprengen. Bald sah man auch aus jeder Schießscharte einen Geschützlauf glänzen, und nun zweifelte Niemand mehr, daß es Ernst werden würde. Mit Spannung zählte man die Minuten, und als es 10 Uhr geschlagen, glaubte man jeden Augenblick, von irgend einem Festungswall her den wohlbekannten weißen Geschützdampf hervorquellen zu sehen. Dem war aber nicht so, und nun suchte Jeder nach Gründen, welche die Verzögerung des

Angriffs seitens der Türken erklären könnten. So lagen wir bei glühender Sonnenhitze stundenlang auf freiem Felde, bis wir endlich gegen 6 Uhr Abends den Befehl erhielten, wieder unsere früheren Stellungen einzunehmen. Wir thaten dies nicht ganz ohne Verlust, denn einige Leute waren dem Hitzschlag erlegen. General v. Totleben richtete ob dieser türkischen Ueberhebung eine sehr scharfe Note nach Konstantinopel, der zufolge Fuad-Pascha von seiner Regierung verleugnet und seines Befehls enthoben wurde. Ob solches nur auf dem Papier oder thatsächlich geschah, erfuhren wir nicht.

Der Unruhestifter Fuad-Pascha, ein noch junger Mann, war einer der besten türkischen Generale und in seinem Denken und Handeln Skobelew sehr ähnlich. Mit diesem knüpfte er denn auch nach jenem Vorgang freundschaftliche Beziehungen an, und die beiden Generale sahen sich gegenseitig oft als Gast. Wenngleich man in der Armee Skobelews kriegerische Verdienste gebührend hochschätzte, so genoß er doch, namentlich im Gardekorps, keine hohe Achtung. Der Mensch verdunkelte zu sehr den General. Jene gegentheilige Stimmung wuchs mehrere Jahre später noch mehr, als Skobelew durch seine ganze Thätigkeit bewies, wie er sich als den General der bevorstehenden russischen Revolution betrachtete. In einsichtigen Kreisen wurde sein 1882 erfolgter Tod als ein großes Glück für Rußland betrachtet. Er befehligte vor Konstantinopel die dem Gardekorps zunächstliegenden Truppen und suchte in dieser Zeit mehrfach in den Offizierkorps — er war aus der Garde hervorgegangen — festen Fuß zu fassen. Doch wurde er so kühl behandelt, daß er dies mit der Zeit unterließ. Er sprach überall öffentlich seine Empörung über den Gang der Berliner Kongreßverhandlungen aus, und hierin pflichtete man ihm allerseits bei. Dies war vom russischen militärischen Standpunkt aus auch verständlich. Der Soldat ist kein Diplomat und konnte es daher auch nicht begreifen, wie plötzlich alle die blutig errungenen Erfolge des Friedens von St. Stephano größten-

theils zunichte gemacht wurden. Die Mißstimmung gegen Deutschland, welches nach russischer Auffassung nicht genügend entschlossen für Rußland aufgetreten, wurde jetzt allgemein und gestaltete sich bald in Haß. Skobelew erneuerte übrigens seine mit mir auf dem Schlachtfelde von Schipka gemachte Bekanntschaft und besuchte mich häufig. Mit seinem Haß gegen Deutschland verband er eine große Hochachtung. Der ihm vom Kaiser Wilhelm verliehene „Pour le mérite“ war ihm sichtbar ein großer Stolz. Oft sprach er vom Kriege gegen Deutschland als von etwas ganz Unvermeidlichem und äußerte: „Wir müssen, wo wir auch auftreten, immer zweimal stärker als die Deutschen sein.“

Wie bereits früher erwähnt, waren die Besuche in Konstantinopel jetzt seltener geworden, höchstens daß man sich noch Freitags dorthin begab, um dem Selamlik beizuwohnen. Zu dieser Feier begiebt sich der Sultan von seinem Palast zu Pferde nach einer Moschee, um dort das Gebet zu verrichten. Diese Handlung wurde immer mit großem Glanz vollzogen. Die türkischen Garden, an ihrer Spitze ein aus Negern bestehendes Musikchor mit silbernen Instrumenten, bildeten Spalier; im Gefolge des Padischah konnte man immer alle die hohen türkischen Würdenträger erblicken. Uebrigens sorgte der Sultan stets dafür, daß den zuschauenden russischen Offizieren besonders gute Plätze angewiesen würden, und verfehlte niemals, die Russen höchst liebenswürdig zu begrüßen. Er theilte sogar an viele höhere russische Offiziere Orden aus — wohl der erste Fall, daß Angehörige einer feindlichen Armee noch während des Krieges vom Gegner mit Orden geschmückt wurden.

Nach jenem Vorfall mit Fuad-Pascha hörte aber der Besuch Konstantinopels so ziemlich ganz auf; dagegen gewann St. Stephano einen neuen Anziehungspunkt. Ein kluger Unternehmer hatte daselbst in aller Eile ein großes Theater erbaut und eine recht gute italienische Operntruppe angeworben, die dort täglich Vorstellungen gab. Trotz der überaus hohen Preise war das Theater stets ausverkauft, und jener Unternehmer wurde zu einem reichen

Mann. In seiner Truppe befand sich auch eine russische Sängerin, der natürlich besondere Begeisterung entgegengebracht wurde. Vor deren Benefiz veranstaltete man in den Offizierkorps Sammlungen, die eine ganz stattliche Höhe erreichten. Außer anderen werthvollen Geschenken wurde der Sängerin ein bei dem ersten Goldschmied Konstantinopels gearbeiteter kostbarer Kasten mit der angenehmen Einlage von 500 Goldstücken, nach dem damaligen Kurse etwa 4200 Rubel, überreicht.

Im Anfang des August entschied es sich, daß wir im Verfolg der Berliner Friedensverhandlungen unsere Stellungen vor Konstantinopel räumen sollten, ebenso wie die englische Flotte die ihrige an den Prinzen-Inseln in nächster Nähe der Hauptstadt. Nach langen Verhandlungen über die Frage, wer den Anfang machen sollte, wurde endlich ein Uebereinkommen erzielt, daß von der russischen Armee zunächst das Gardekorps nach der Heimath befördert werden sollte, und zwar über das Schwarze Meer nach den Hafenstädten Odessa, Nikolajew und Sewastopol. General v. Totleben wollte jedoch, bevor er seine Armee auseinandergehen ließ, den Türken noch ein kriegerisches Schauspiel in Gestalt einer Truppenschau in der Nähe von St. Stephano bieten. Ursprünglich sollte dieselbe sogar vor dem Sultan stattfinden. Diesem widerstrebte es jedoch trotz alles orientalischen Gleichmuths, vor den Thoren der eigenen Hauptstadt feindliche Truppen zu mustern; auch waren es, wie wir später sehen werden, Gründe der Vorsicht, die ihn abhielten, persönlich auf dem Paradefelde zu erscheinen. Er ließ sich daher durch Marschall Mukhtar-Pascha, der nach seinen ersten, auf dem asiatischen Kriegsschauplatze gegen die Russen errungenen Erfolgen den Beinamen Ghazi — der Siegreiche — erhalten hatte, und durch Strecker-Pascha vertreten.

Die Parade machte infolge der Zahl und der Verschiedenartigkeit der Truppen einen großartigen Eindruck. In fünf langen Linien waren drei Armeekorps, 88000 Mann, auf verhältniß-

mäßig kleinem Raume aufgestellt. Man erblickte da die Riesengestalten der russischen Garde-Infanterie, von denen jedes Regiment seinen eigenartigen Typus hat. Gewaltig stachen von jenen in der Größe die Fußtruppen der Armee unter Radetzki und Skobelew ab; auch waren sie weit schlechter gekleidet als ihre Kameraden von der Garde. Doch konnte man auf sie Friedrichs des Großen Worte anwenden: „Sie sehen aus wie die Grasteufel, aber sie beißen." Ein farbenreiches Bild boten die verschiedenartigen Gattungen der Reiterei, Ulanen, Husaren, Dragoner Kasaken, namentlich aber die Kasaken des Kaukasus in ihrer der Tscherkessentracht ähnelnden rothen Kleidung und den prächtigen silberverzierten Waffen. Typische Gestalten zeigten die Plastuni, jene Kasaken zu Fuß, welche durch ihre Leistungen im Vorpostendienst und im kleinen Krieg sich auszeichnen, indem sie dem Gegner durch ihre ausgezeichnete Schießfertigkeit und durch plötzliche Ueberfälle gefährlich werden. Hunderte von Geschützen, die noch die Spuren der vergangenen Kämpfe trugen, vervollständigten das kriegerisch glänzende Bild. Von allen Seiten vernahm man die begrüßenden Ansprachen der Generale an die Truppen und deren weithin schallende Antwort. Die meisten höheren Führer trugen neben den russischen Kriegsorden auch die jüngst vom Kaiser Wilhelm ihnen verliehenen preußischen, die bekanntesten von ihnen den Orden „Pour le mérite".

Um 12 Uhr sprengte General v. Totleben heran, begleitet von den beiden türkischen Paschas und einem glänzenden Gefolge. Als Oberbefehlshaber einer Armee im Felde wurde er mit der Zarenhymne empfangen, eine Ehrenbezeugung, die sonst dem Kaiser allein zukommt. Wohl eine Stunde dauerte das Abreiten der langen Fronten, worauf sich General Totleben auf den rechten Flügel zurückbegab, um die Truppen an sich vorbeimarschiren zu lassen. Die beiden Paschas lobten das Aussehen der Truppen, wobei Strecker-Pascha eine Aeußerung machte, die man ihm sehr übel nahm. Er wandte sich an den Kommandeur der 1. Garde-

Infanterie-Division, einem von seinen Truppen sehr eingenommenen General, mit den Worten: „Ich muß sagen, Ew. Excellenz, die Leute sehen wunderbar gut aus; fast könnte ich glauben, ein preußisches Garde-Regiment zu sehen.“ Der General, der im Anfang dieses Satzes seinen Mund schon zu einem höflichen Dankeslächeln verzogen hatte, wurde nach dem „fast“ sehr merklich verstimmt. Die Redensart wurde weiter bekannt, und Strecker-Pascha hatte es mit den russischen Gardeoffizieren gänzlich verdorben.

Später besuchte ich ihn, seiner Einladung folgend, in seiner reizenden Villa in Makrikjöi, wo er mich mit seiner Familie bekannt machte. Er bestätigte Mehemed Alis Ansichten über die türkische Armee wie über die gegen diesen ins Werk gesetzten Ränke, infolge deren er gerade zu einer Zeit vom Oberbefehl abberufen wurde, als er auf einen Erfolg gegen den Großfürsten Thronfolger rechnen konnte. Auch wiederholte Strecker-Pascha, daß es den Russen ein Leichtes gewesen wäre, am ersten Tage ihrer Ankunft vor Konstantinopel letzteres noch vor dem Eintreffen der englischen Flotte im Bosporus zu erobern; man habe das sogar in der Hauptstadt nicht anders erwartet, dort bis zum letzten Augenblick an einen russischen Handstreich geglaubt, ja selbst am Tage der großen Parade noch einen solchen befürchtet und den Paradetruppen gegenüber 21 Bataillone in festen Stellungen zusammengezogen. Diese Besorgniß sei auch mit der Grund gewesen, weßhalb der Sultan bei der Parade nicht erschienen sei. Mukhtar-Pascha und ihn habe man an jenem Tage in Konstantinopel fast als Kriegsgefangene betrachtet.

Am 18. August wurde der Feiertag meines Regiments festlich begangen. Die Mannschaften hatten ihr Lager zu einem wahren Garten umgestaltet, innerhalb dessen ein Feldgottesdienst stattfand, dem General v. Totleben wie alle höheren Führer beiwohnten. Die Soldaten wurden festlich gespeist, und auch das Offizierkorps mit den Generalen und den Vertretern anderer Truppentheile beging den Tag in glänzendster Weise. Nachdem das Wohl auf

den Kaiser ausgebracht, trank General Radetzki mit sehr herzlichen Worten, die einen wirklich begeisterten Widerhall fanden, auf das Wohl des Kaisers Wilhelm. Dieser war in der russischen Armee so beliebt und verehrt, daß selbst die spätere Mißstimmung gegen Deutschland dieses Gefühl in keiner Weise beeinträchtigte.

In den letzten Tagen des August schlug nun endlich für uns die Scheidestunde, und wir konnten den Boden verlassen, auf dem wir sechs lehrreiche, aber mitunter recht schwere Monate zugebracht hatten. Ein Blick auf unsere Kirchhöfe, die wir nun dem Schutz der Türken anvertrauen mußten, sprach mehr als alle Worte. So waren auch unsere Erinnerungen an jene Zeit im Ganzen keine erfreulichen. Statt, wie wir gehofft, in der türkischen Hauptstadt als Sieger einzuziehen, siechten Tausende von uns vor deren Mauern dahin, und ein unseren Erwartungen in keiner Weise entsprechender Frieden schloß unsere kriegerische Thätigkeit. Namentlich war dieses Gefühl in den Offizieren lebendig, aber es war auch den Mannschaften nicht fremd. Als wir im Begriff standen, das Schiff zu betreten, wandte sich ein alter Gefreiter noch einmal um, streckte die geballten Hände drohend nach der Gegend, die wir soeben verlassen hatten, und sprach: „Gebe Gott, daß selbst unsere Urenkel nie mehr dieses scheußliche Land zu sehen bekommen." Dann bekreuzigte er sich und sprang aufs Schiff. Dieser mir lebhaft in Erinnerung gebliebene Auftritt kennzeichnet am besten die Stimmung der Mannschaften. Als wir unter den Klängen der Volkshymne das türkische Ufer verließen, brachen unsere Soldaten in ein geradezu donnerndes Hurrah aus, und auch alle Offiziere stimmten in dasselbe ein.

Am 31. August, Abends 6 Uhr verließen wir St. Stephano und gelangten gegen 8 Uhr in den Bosporus, in dem wir übernachten mußten, weil es verboten ist, denselben in der Nacht zu durchfahren. Manche Offiziere benutzten diesen Aufenthalt, um der türkischen Hauptstadt noch einen letzten Besuch abzustatten. Mit Sonnenaufgang setzten wir die Fahrt fort, und unser Auge

schweifte noch einmal über die wunderherrlichen Ufer des Bosporus. Der Anblick von Bujukdere rief uns die Erinnerungen an den ersten Tag unserer Ankunft vor Konstantinopel wach, an dem wir sicher gehofft hatten, daß jener wichtige Ort in unsere Hände fallen würde. Jetzt waren ihm gegenüber mächtige Batterien errichtet, besetzt mit Geschützen von großer Stärke. Für kurze Zeit gewährte uns ein freier Durchblick die Aussicht auf unsere Stellung vor der feindlichen Hauptstadt; mit einem Fernrohr konnten wir genau unsere Befestigungen erkennen, und wenige Minuten überkam uns eine wehmüthige Erinnerung, wie sie ja auch manchmal der Gefangene haben soll, der nach langer Haft seine Zelle verläßt. Nach ziemlich stürmischer Fahrt über das Schwarze Meer kamen wir am 3. September Nachmittags auf russischem Boden in Sewastopol an. Mit welchem Jubel wurde der Anblick der heimathlichen Küsten begrüßt! Das erste Kommando, sowie wir das Land betraten, war: „Zum Gebet die Mützen ab!" Man konnte an dem Gesichtsausdruck und den frommen Bekreuzigungen der Mannschaften erkennen, welche Gefühle sie bewegten.

In Sewastopol blieben wir mehrere Tage und benutzten dieselben, um die für die russischen Waffen so denkwürdige Stadt näher in Augenschein zu nehmen. Sie gewährte damals, nachdem seit der Belagerung 23 Jahre verflossen waren, noch so ziemlich denselben Anblick. Ganze Straßen lagen noch in Trümmern. In der Umgebung der Stadt konnte man die Stellungen der Verbündeten an deren Befestigungsarbeiten genau erkennen; die meisten Laufgräben und Batterien waren noch vorhanden. Der Malakow-Thurm, der bei der Belagerung eine so große Rolle gespielt hatte und dessen Eroberung durch Mac Mahon das Schicksal der Stadt entschied, war noch ganz in demselben Zustande wie damals, d. h. ein einziger großer Trümmerhaufen. In den die Ruine bedeckenden Gebüschen fand man sogar noch, ohne lange zu suchen, menschliche Gebeine.

Besonders lebendig wurde jedoch jene furchtbare Belagerung

durch ein Schlachtendenkmal in Erinnerung gebracht, wie wohl solches in ähnlicher Weise nirgends vorhanden ist, durch einen Gottesacker, der in bezeichnender Weise der „Hunderttausend-Kirchhof“ genannt wird. Auf ihm ruhen 100514 Offiziere und Soldaten, welche während der Belagerung gefallen oder an ihren Wunden gestorben sind. Nur zwei Generale, deren Namen eng mit der Geschichte der Belagerung verbunden sind, wurden dort später beigesetzt, der damalige Oberbefehlshaber Fürst Gortschakow und General Chrulew. Im Jahre 1884 fand auch der General Graf Totleben, der heldenmüthige Vertheidiger Sewastopols, dort seine letzte Ruhestätte. Der Kirchhof, während der Belagerung begonnen, ist jetzt ein wunderschöner Park. Jeden Tag wurden die gefallenen oder verstorbenen Offiziere und Soldaten an einem Platz der Stadt vereinigt, jeder Todte erhielt ein brennendes Wachslicht in die Hand, der Geistliche sprach den Segen, und dann wurden sie über einen Meeresarm zu Schiff nach jenem Kirchhof gebracht. Die Mannschaften beerdigte man zu je 200 bis 400 in Massengräbern — sogenannten Brüderhügeln — die Offiziere besonders. Deren Gräber wurden auch durch Holzkreuze mit den nothwendigen Namensangaben bezeichnet. Nach dem Frieden setzte Kaiser Alexander II. jedem Offizier ein Denkmal, desgleichen auch solche auf die Massengräber. Jene Denkmäler werden mit großer Sorgfalt gepflegt, und die Angehörigen genießen das Recht, sie auf Kosten der Regierung schmücken zu lassen. Das schönste Denkmal ist jedoch ein allen Gefallenen gemeinschaftlich geltendes, eine Kirche in Form einer hohen Steinpyramide. Auswendig ist auf Marmortafeln für jeden Truppentheil die Zahl seiner Todten vermerkt, die bei manchen Regimentern über 4000 beträgt; inwendig auf gleichen Tafeln die Namen sämmtlicher gefallenen Offiziere, 910, darunter sieben Generale und drei Admirale. Von der Höhe des Denkmals hat man eine wunderschöne Aussicht auf die umliegenden Schlachtfelder. Als wir das Denkmal besuchten, befand sich gerade neben dem Kirchhofe ein Lager türkischer Kriegsgefangener,

in dem reges und munteres Leben herrschte, da seine Bewohner in wenigen Tagen ihre Ueberführung nach der Heimath erwarteten.

Einige Tage nach unserer Ankunft fand bei Sewastopol eine Parade der dort versammelten Gardetruppen vor Kaiser Alexander II. statt, der von seinem unweit gelegenen Sommeraufenthalt Livadia eingetroffen war. Es war fast ein Jahr vergangen, daß der Kaiser, der unmittelbar nach dem Fall von Plewna vom Kriegsschauplatz nach Rußland zurückgekehrt war, seine Garden nicht gesehen hatte. Auch an ihm war jene aufregende Zeit, namentlich aber die durch den Berliner Kongreß verursachten Enttäuschungen, nicht spurlos vorübergegangen, und zu ihrem Schmerz fanden die Garden ihren Kriegsherrn sehr gealtert und in gedrückter Stimmung. Diese prägte sich auch trotz aller von Herzen kommenden Begeisterung dem Wiedersehen auf. Der Kaiser sprach den Truppen in bewegten Worten seinen Dank aus und wiederholte diesen nochmals den Offizieren und den Georgsrittern. Zu mir sprach er einige gütige Worte auf russisch und freute sich, als ich ihm in gleicher Sprache antworten konnte. Auch später versäumte er keine Gelegenheit, sich mir besonders gnädig zu erweisen, was oft Neid hervorrief. Er ertheilte allerlei Gnadenbeweise; mehrere Offiziere ernannte er zu Generalen der Suite oder zu Flügeladjutanten; von meinem Regiment wurden es drei: der Kommandeur des 1. Bataillons, der der Leibkompagnie und der Regimentsadjutant. Dieses Alles konnte aber nicht über die trübe Stimmung hinweghelfen. Die Truppenschau erschien mehr wie der Beginn eines schweren Zeitabschnittes als wie der Abschluß eines siegreichen Feldzuges.

Unsere Rückfahrt nach Petersburg entsprach nicht den von uns gehegten Erwartungen. Statt eines herzlichen Empfanges trafen wir mit wenigen Ausnahmen in den größeren, von der Bahn berührten Städten auf eine geradezu empörende Gleichgültigkeit. Namentlich thaten sich in dieser Beziehung Charkow

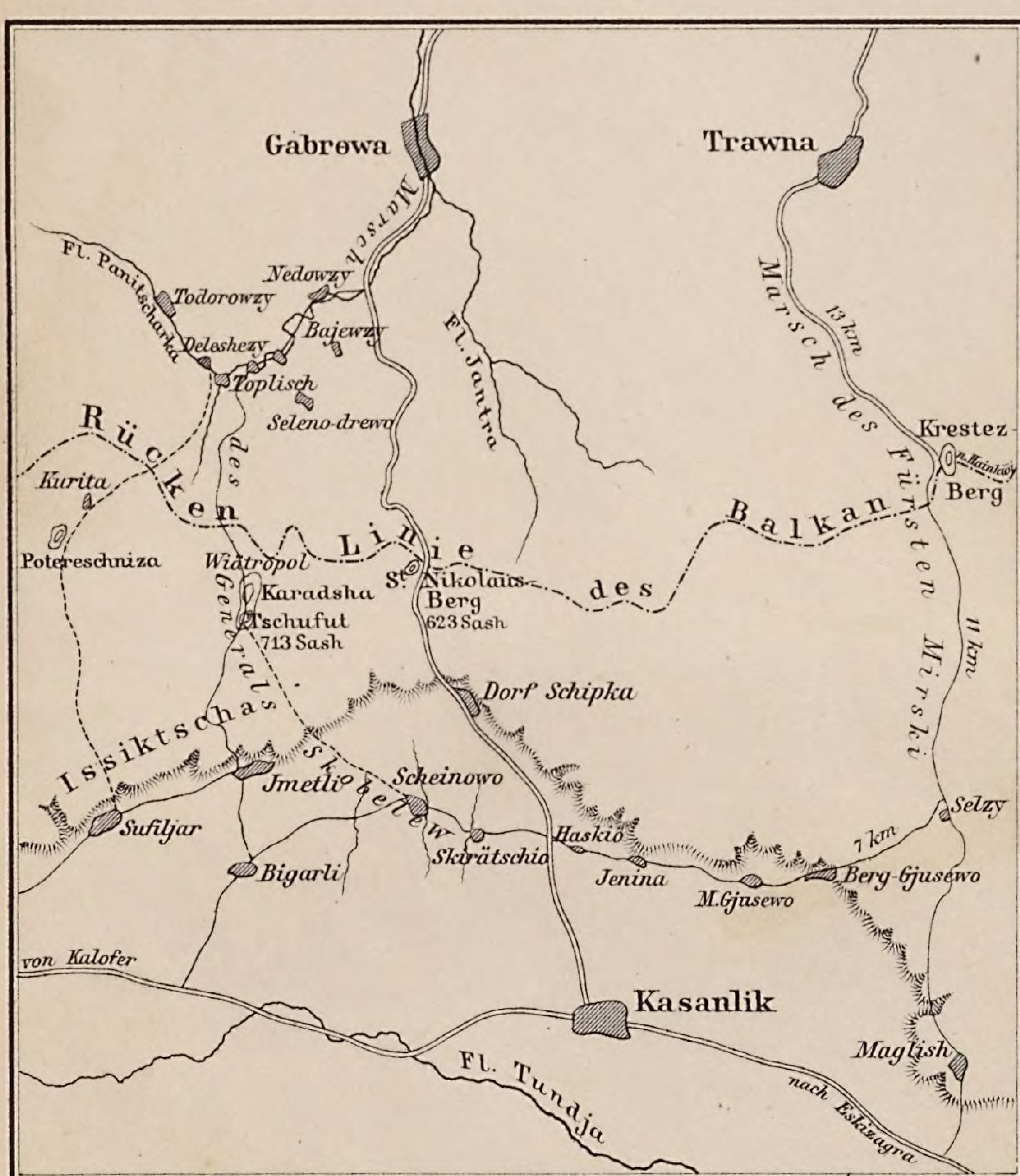
und Kursk hervor, wo bei unserer Ankunft der Bahnhof wie absichtlich völlig menschenleer war. Welch ein Unterschied, wenn man hiermit die Rückkehr der deutschen Truppen aus Frankreich vergleicht! Wenn auch die Erfolge des Krieges den im Volk, namentlich in dessen gebildeterem Theil, gehegten Erwartungen nicht entsprochen hatten, so durfte man dies doch nicht die Truppen, die eigenen Landeskinder, entgelten lassen. Diese hatten in vollem Maße ihre Schuldigkeit gethan und willig dem Vaterlande Blut und Gesundheit geopfert.

In Petersburg fand leider kein gemeinschaftlicher Einzug des Gardekorps statt, sondern die Truppen rückten regimenterweise, vom Thronfolger begrüßt, in die Hauptstadt ein. Die Rückkehr wurde dadurch weniger feierlich, als wir geglaubt hatten. Im Uebrigen empfing aber Petersburg seine Garden in durchaus würdiger und herzlicher Weise; man that sein Möglichstes, um Offizieren und Mannschaften in jeder Art seinen Dank auszudrücken.

Wenige Tage nach ihrer Ankunft wurden die Garden wieder auf den Friedensfuß gebracht; der größte Theil jener alten Mannschaften, die den ganzen Feldzug mitgemacht hatten, kehrte in seine heimathlichen Dörfer zurück, und an die Stelle des bewegten Kriegslebens trat wieder der eintönige Friedensdienst. Bald darauf begann für Rußland jener düstere Zeitabschnitt innerer Wirren und furchtbarer Verbrechen, die ihren Höhenpunkt im Kaisermorde fanden.

Für mich aber begann ein Leben in völlig neuen Verhältnissen, die mir in den ersten Jahren mehr Schwierigkeiten zu durchkämpfen gaben als die Eisfelder des Balkan und die glühende Sonne Konstantinopels. Jedenfalls aber konnte ich mit Dankbarkeit auf meinen ersten Dienstabschnitt in den Reihen des russischen Heeres zurückblicken.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin, Kochstraße 68—70.



Geogr. lith. Anst. u. Steindr. v. C. L. Keller, Berlin S.

Maſsstab 5 km auf dem Zoll.

5 4 3 2 1 0 5 10 km
Sashe 2.134 m

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn,
Berlin, Kochstraße 68—70.

Häusler